Eine Armee meutert

Diese drei aus französischer Kriegsgefangenschaft entflohenen Feldgrauen kamen in jener Frühsommernacht 1917 an der Laffaux-Ecke über unsre Linien zurück und brachten seltsame Nachricht von drüben mit.

Eine Armee meutert

Schicksalstage Frankreichs 1917

Ein Bericht

von

P. C. Ettighoffer

Verlag C. Bertelsmann Gütersloh

Der Verfasser ist be einen Studien zur Quellenkunde des Themas Herrn Dr. Rolf Bathe zu besonderem Dank verpflichtet

161.—200. Tausend

Umschlagzeichnung von Hans Liska in Berlin. Einband von Siegfried Kortemeier in Gütersloh. Druck von C. Bertelsmann in Gütersloh. Copyright 1937 by C. Bertelsmann in Gütersloh. Printed in Germany

Deutsches Schicksal heißt Kampf — nicht Zufall

Das Ereignis einer Nacht an der Laffaux-Ecke!

In jener Frühſommernacht des Jahres 1917 war höchſte Alarmbereitſchaft befohlen. Das 2. Bataillon R.J.R. 258 lag in vorderſter Linie auf dem ſchmalen Rücken des ſogenannten Affenberges. Hier waren die Franzoſen ſtellenweiſe, im Verlauf der Nivelleſchen Offenſive vom 16. April bis Ende Mai, in das deutſche Verteidigungsſyſtem an der Laffaux-Ecke gedrungen und hatten Teile der Siegfriedlinie beſetzt. Hart und zielbewußt durchgeführte Sturmangriffe der drei Infanterieregimenter, die unſerer erprobten Diviſion angehörten, hatten das Gleichgewicht in dieſem Frontabſchnitt wiederhergeſtellt und ab Juni den Gegner in die Verteidigung gezwungen. Das Artilleriefeuer riß ſelten ab. Die Fliegertätigkeit war ſtark. Und oft vergaſten die Franzoſen unſere Anmarſchwege, die alle durch tiefe Schluchten führten. Eine äußerſt unruhige Stellung.

Der einzige Zugang zur vorderſten Linie war ein ſchmaler Kabelgraben, auf den immer wieder rückſichtsloſe Feuerüberfälle praſſelten. Tagsüber, mit Hilfe des gut getarnten Grabenſpiegels, war uns vom vorderſten Kampfgraben aus ein herrlicher Blick über den Damenweg möglich. Der Affenberg liegt ja am weſtlichen Ende dieſes vielumkämpften Höhenweges. Aber wenige meiner Kameraden haben je

mit Genuß durch den Grabenspiegel geschaut, denn jene Landschaft barg damals nur Tod, Grauen und Vernichtung.

Ich war Führer vom Trägerzug des II. Bataillons. Jede der vier Infanteriekompanien und auch die Maschinengewehrkompanie hatte eine Gruppe abkommandiert zur Bildung dieses Trägerzuges. Mit meinen fünf Gruppen legte ich täglich zweimal, oft dreimal, den Weg von der vordersten Linie über den Pinon-Riegel bis Schloß Pinon zurück. Wir schleppten die Verwundeten zurück, brachten Lebensmittel, Munition und Post nach vorne, beförderten in schweren Lasten wuchtige Stollenbretter, Schanzzeug, Sandsäcke und Minen. Streckenweise ging's im Laufschritt von Schlucht zu Schlucht, wenn es galt, dem ständigen Störungsfeuer auszuweichen. Neun Tage schon hatten wir vom Trägerzug diesen Wettlauf mit dem Tode durchgehalten. Manchen hatte es unterwegs gepackt. Wir beneideten unsere Kameraden der vordersten Stellung.

Vom Wachtdienst waren wir befreit. Wir lagen nachts hinter der vordersten Linie am oberen inneren Rande der Klaraschlucht in zwei engen feuchten Stollen, die bei jedem Granateinschlag bedenklich wankten. Unsere Trägertätigkeit war meist bei Einbruch der Dunkelheit beendet. Dann lagen die Schluchten unter solch schwerem Feuer, daß ein Durchkommen nur mit großen Verlusten möglich war. Tagsüber konnte man schon eher der Gefahr in der Feuerwalze ausweichen, aber nachts war der Sperrfeuergürtel

oft undurchdringlich. Bei Verdun hatten die Feldgrauen auch die Schluchten gefürchtet, aber dort waren die Mulden wenigstens weiter und viel flacher. Hier dagegen, an der wilden Laffaux-Ecke, stiegen alle Hänge kurz und steil empor. Jede schwere Granate, die auf dem Grund einer solch engen Schlucht zerschellte, hatte eine vielfache Wirkung.

Der Bataillons-Kommandeur ließ den Trägerzug, der tagsüber so viel leisten mußte, nachts in Ruhe. Nur bei allerhöchster Gefahr hatten wir einzuschwärmen, durch den Kabelgraben zur vordersten Kampflinie, um dort am kritischen Punkt eine der Kompanien zu verstärken. In Wirklichkeit wäre wahrscheinlich keiner von uns lebend durch den Kabelgraben gekommen, denn beim geringsten Anlaß legte der Feind eine undurchdringliche Wand von Granaten und Explosionen an den Rand der Klaraschlucht und in den Kabelgraben.

So war die taktische Lage in jener Frühsommernacht, da wir alarmiert wurden.

„Der Feind soll, wie es heißt, seine Stellungen uns gegenüber heute besonders stark besetzt haben." So sagte der Melder beim Überbringen des Alarmbefehls. Wir schnallten um, legten die Handgranaten griffbereit, taten die Gasmaskenbüchse vor die Brust. In der pechschwarzen Finsternis der beiden Stollen war es minutenlang ein raunendes Tasten und Suchen, untermischt mit kräftigen Soldatenflüchen. Dann wurde es wieder ruhig. Jeder kauerte bewaffnet, umgeschnallt und kampfbereit auf seinem

Platz. Draußen war's eine Nacht, ſo ſchön und ſo ruhig, wie uns ſelten eine gegönnt wurde. Kein Schuß weit und breit, kaum eine Leuchtkugel. Der Krieg ſchlief. Oder lauerte er nur, ſammelte er nur ſeine Kräfte zu neuem Sprung?

Um 2 Uhr in der Frühe verließ ich den Stollen, wollte zum Bataillons-Gefechtsſtand, dort etwas Neues über die Lage und den vermuteten Angriff erfahren. Als ich den dumpfen Stollen verließ und in die friſche Frühſommernacht trat, fuhr mich die kalte würzige Luft an wie ein Hieb. Ringsum duftete die von Granaten durchwühlte und tauſendfach aufgebrochene Erde. Sie duftete nach Korn und gutem Brot. Und es dufteten ferner die ſterbenden Bäume, die friſch umgeſchoſſenen Sträucher, die es im Vollſaft ihres Wachſens unerbittlich gepackt hatte. So duftete es bei ländlichen Feſten, ſo nach Erde und nach verwelkendem Grün.

Nicht lange genoß ich die Stille der Nacht. Vorne aus dem etwa 200 Meter entfernten Kampfgraben ziſchte eine Leuchtkugel. Und auf franzöſiſcher Seite waren es jetzt ſchon zwei, drei Leuchtfallſchirme. Und es begann der Tanz — — — Zuerſt ſchoß langanhaltend ein franzöſiſches Maſchinengewehr. Die kupfernen Spitzgeſchoſſe peitſchten alle über die Böſchungen hinweg und pochten als dumpfe oder helle Hammerſchläge gegen die ſterbenden Baumſtümpfe der Klaraſchlucht. Jetzt ſetzte ein zweites, ein drittes Maſchinengewehr ein, und dann kam elementar der Orkan aus Rohren aller Kaliber.

Es ziſchte, heulte und gurgelte, es tobte und ſpritzte und ſpie, es ſang, johlte und brüllte. Die Hölle war los. War das der erwartete franzöſiſche Angriff? Laufend und ſtürzend, kriechend und von Granatloch zu Granatloch ſpringend, erreichte ich wieder die beiden Stollen, wo der Trägerzug fix und fertig zum Eingreifen bereitſtand. Wir lauſchten hinaus und erwarteten von Minute zu Minute den polternden, atemloſen Lauf eines Melders, der uns den Bataillonsbefehl zum Einſatz bringen würde. Nichts geſchah, nichts. Dagegen flaute das Feuer ſehr bald ab. Alſo doch nur einer jener nervöſen Überfälle, wie faſt alltäglich.

Um 2 Uhr 30 war wieder alles ruhig. Im Oſten kündete ſich ſchon der junge Tag an. Die Front ſchwieg. Bis zur halben Höhe war die Klaraſchlucht mit Gas- und Geſchoßqualm gefüllt. In langen weißen Schwaden zog der chemiſche Nebel an der zertrümmerten Kleinbahn entlang auf die Ailleval-Ferme zu.

Für die Franzoſen war nun der Zeitpunkt des Angriffs an dieſem Tag verpaßt. Vorbei die kritiſche halbe Stunde der beginnenden Dämmerung. Man konnte ſchon wieder Einzelheiten auf mehr als 100 Meter im Gelände deutlich erkennen. Und da ſah ich vier deutſche Soldaten haſtig nach rückwärts zum Pinon-Riegel ſtreben. Mit Bedacht vermieden ſie die gasgefüllte Tiefe der Klaraſchlucht, hielten ſich oben am Höhenrand, der noch nicht voll und ganz vom Feind eingeſehen werden konnte. In

50 Meter Entfernung etwa mußten ſie an unſerer Unterſtandsgruppe vorbei. Ich ſah ſie daherkommen, völlig zerriſſen die Uniformen, die Geſichter von krankhafter Bläſſe, die Augen dunkel unterſchattet. So ſehen Menſchen aus, die ſoeben vom Krankenbett aufſtehen oder ein furchtbares Erleben hinter ſich haben. Waffen hatten ſie keine bei ſich, auch kein Koppel. Nicht einmal die unentbehrliche Gasmaske trugen ſie auf der Bruſt. Beim näheren Hinſchauen merkte ich, daß ihre Uniformen mit heller Farbe beſchmiert waren. Auf Bruſt und Rücken las ich die Buchſtaben P. G.

Das waren doch — — — das waren Kriegsgefangene, deutſche Kameraden, die von drüben kamen, ohne Zweifel geflohen über die Front hinweg. Der vierte Mann winkte mir vergnügt zu. Es war mein Regimentskamerad Klaus Fiſch, im Zivilberuf Kunſtmaler, Eifelmaler, damals Zugführer bei der 6. Kompanie. Er hatte wohl den Auftrag, dieſe drei Rückläufer ſicher und raſch in die Etappe zu bringen. Kamerad Klaus Fiſch hatte ja immer mit Vorliebe verwegene, kitzlige und auch ſeltſame Aufträge übernommen.

Eine Stunde ſpäter wußten wir alles. Dieſe drei Kameraden waren vor faſt 14 Tagen aus einem Gefangenenlager in der Nähe von Fismes, in der franzöſiſchen Etappe, geflohen. Faſt zwei Wochen lang hatten ſie ſich in der Gegend herumgetrieben und auf den günſtigen Augenblick zum Durchqueren der Front gelauert, hatten ſich von Gras, Blättern,

Wurzeln, Abfällen und unreifen, kaum nußgroßen Äpfeln genährt und waren nun am Ende ihrer Kraft. Tagsüber hatten sie sich in den Steinbrüchen oder in Granatlöchern versteckt gehalten, um nach Anbruch der Dunkelheit den Marsch zur vordersten Linie anzutreten. Zuletzt waren sie im Durcheinander einer Ablösung auf den Spuren eines französischen Bataillons nach vorne gekommen, hatten unbehelligt die vordersten Linien erreicht, und waren zwischen zwei Schulterwehren auf die Deckung geklettert, um dann langsam, unter dem Drahtverhau hinweg, ins Niemandsland zu kriechen. Zum Schluß wurden sie noch entdeckt, als sie schon dicht vor dem deutschen Graben waren, ungefähr am Schnittpunkt unserer Bataillonsstellung mit der des Nachbarregiments. Die Franzosen sahen die Bewegung im Gelände und forderten Sperrfeuer an. Wahrscheinlich hatten sie die Nerven verloren, bei der unheimlichen Ruhe dieser Nacht, und vermuteten einen deutschen Patrouillenvorstoß.

Die drei Rückläufer wurden nach Beendigung des Feuerüberfalls sofort ins Hinterland gebracht. An sich nichts Neues, eine solche Rückkehr deutscher Kameraden aus Kriegsgefangenschaft. Ein Wagnis auf Leben und Tod war's, nichts für Ängstliche. Nur wer sich auch innerlich voll und ganz Soldat fühlte, nur wer Verwundung und vielleicht ein bitteres Ende dem gesicherten Leben hinter Stacheldraht vorzog, nur der konnte eine solche verwegene Flucht auf sich nehmen. Viele Truppenteile haben deutsche Kame-

raden, geflohen aus Kriegsgefangenſchaft, vor ihrem Drahthindernis ermittelt und in die Sicherheit der Gräben geleitet. Nein, beſtimmt nichts Neues, dieſe Rückkehr von flüchtigen Gefangenen. Wahrſcheinlich hätten wir ſchon zwei Stunden ſpäter nicht mehr an dieſe Epiſode gedacht, wäre da nicht plötzlich ein Gerücht entſtanden, eine ſogenannte Latrinenparole. Es verbreitete ſich ſo raſch, wie die Nachricht von einer bevorſtehenden Ablöſung, dies Gerücht. Es hielt ſich, wurde lebhaft beſprochen und bildete den Kernpunkt dieſer an ſich reizloſen Frontnacht:

„Da drüben, beim Franzmann, ſoll's nicht mehr ſtimmen — — —“ hieß es. „Da haben ganze Diviſionen gemeutert, da ſind die Regimenter mit der roten Fahne aus den Stellungen marſchiert. Die wollten Schluß machen mit dem Krieg, ſo oder ſo. Das franzöſiſche Heer iſt müde — — —“

Wer behauptet das? Unfug! Meutereien ganzer Diviſionen? Unglaublich, unmöglich! Man möchte lachen, nur lachen, weiter nichts! In Rußland iſt ſo etwas möglich, jawohl, in Rußland! Aber nie in einem hochkultivierten Land wie Frankreich! Der einfachſte Soldat im deutſchen und franzöſiſchen Heer weiß doch, worum es in dieſem Krieg geht. Jeder verteidigt ſeine bedrohte Heimat. Was weiß der ruſſiſche Muſchik vom Ziel des Krieges? Seine Heimat liegt vielleicht tauſend und mehr Kilometer vom Kriegsſchauplatz entfernt. Niemals wird ſich der Kampf bis dorthin verirren, in jene Einöden. Dieſe Heimat ſcheint nie gefährdet. Es iſt alſo

ſchwer, dem Muſchik glaubhaft darzuſtellen, daß er an der Front ſeine Heimat verteidigt. Warum ſoll er denn für etwas, das er nie begreifen wird, in einen endloſen Krieg marſchieren, ſelbſt nur ein Atom, ein winziges Schräubchen in der mächtigen ruſſiſchen Dampfwalze, in jener Walze, die eigentlich nie richtig ins Rollen gekommen iſt! Aus dieſen und vielen anderen Erwägungen heraus iſt's kein Wunder, daß die Ruſſen plötzlich nicht mehr mitmachen wollen. Aber die Franzoſen?! Nein, Meuterei beim franzöſiſchen Heer war ausgeſchloſſen, dafür beſaß doch der Poilu zuviel Vaterlandsliebe und zuviel ſoldatiſche Tradition.

Das Gerücht von einer Meuterei im franzöſiſchen Heer hielt ſich bei uns nur wenige Tage. Zu toll, um wahr zu ſein! Keine Spur von Möglichkeit!

„Die Rückläufer wollten ſicher nur dicke Töne reden und ſich intereſſant machen, dieſe Himmelhunde!" knurrten die Musketiere.

Es folgten bald mehr oder weniger ruhige Tage an der wilden Laffaux-Ecke. Dann kam die Ablöſung. Statt die verdiente Etappenruhe zu genießen, marſchierten wir in wohlausgefüllten Tagesmärſchen in die Materialſchlacht der ſchweren Abwehrkämpfe um Verdun.

Als der Herbſt die Bäume zu färben begann, ruhten ach ſo viele meiner Kameraden vom Damenweg in Frankreichs Erde. Und ich ſelbſt lag verwundet im Heimatlazarett, weitab vom Geſchütz-

donner und hatte Zeit nachzudenken. Und ich zermarterte mir den Kopf und ſtellte mir die Frage: „Ja, wenn es aber doch ſo geweſen iſt! Wenn tatſächlich das franzöſiſche Heer damals gemeutert hat!“ Stundenlang, tagelang grübelte ich und teilte auch meinen Stubenkameraden dieſe Gedankengänge mit.

„Glaubſt du, daß ſie beim Großen Hauptquartier nicht alles genau wußten?“ ſagte einer, der mit ſchwerem Schulterſchuß dalag.

„Wenn ſie's aber wußten, wenn ſie von dieſer großen Meuterei im franzöſiſchen Heer Kenntnis hatten, warum durften wir dann den Durchbruch nicht verſuchen mit anſchließendem Marſch auf Paris?“ beharrte ein anderer mit Beinſchuß.

Und der Schulterſchuß: „Man wird oben wiſſen, warum. Beſtimmt hätten die Franzoſen im Falle eines deutſchen Angriffs ihre Ordnung und Diſziplin wiedergefunden und hätten dann erſt recht erbitterten Widerſtand geleiſtet.“

Wir ſprachen hin und her und dachten uns aus, wie ſchön es geweſen wäre auf einem ſolchen Vormarſch. Beſonders das Wegnehmen großer Proviantämter malten wir uns in den glühendſten Farben aus. In unſren Eingeweiden knurrte dabei der Hunger, denn im Herbſt 1917 war auch die Lazarettkoſt ſchon ſehr ſpärlich und kraftlos.

Im Dezember jenes Jahres war ich wieder felddienſtfähig draußen bei der alten Fronttruppe. Und dann kamen die Zeiten der wilden Patrouillen-

unternehmen und das Anstemmen gegen einen neuen, übermütigen Feind. Vor uns waren die ersten Amerikaner geschlossen aufgetaucht. Niemand dachte nunmehr an eine überraschende oder leichte Beendigung des Krieges. Nur Kampf würde es noch geben, das wußten wir, nachdem wir uns einige Male mit den neuen Gegnern gemessen hatten — Kampf, bitteren Kampf bis zu Sieg oder Tod. Ein Zwischending schien uns alten Frontknochen fortan unmöglich. Wir nahmen es dahin wie unser Schicksal. Kein Mensch dachte noch ernstlich an die Latrinenparolen von den französischen Meutereien am Damenweg.

Erst Jahre später habe ich die Wahrheit erfahren, eine Wahrheit, die mich erschütterte. Die französische Armee *hatte tatsächlich* gemeutert. Und die Rückläufer bei uns und an mehreren anderen Teilen der Front hatten wirklich nicht übertrieben, sondern nur die nackte Wahrheit erzählt. Trotzdem, alles schon zu spät; denn inzwischen hatten die Offiziere drüben ihre Truppe wieder fest in die Hand bekommen.

Eine Gelegenheit, den Krieg rasch und vor der Ankunft größerer Truppenmassen aus USA., vielleicht mit geringen deutschen Verlusten, siegreich für die Mittelmächte zu beenden, war unerkannt verstrichen.

Deutsches Schicksal ist Kampf und nicht blinder Zufall.

Der Krieg ging weiter, und wir, die ausgepumpten, schlecht genährten, aber stahlhart gewordenen

Feldgrauen trugen ihn noch durch 500 kampferfüllte Fronttage und 500 lange, dunkle Frontnächte.

Jahrelang habe ich mich mit der Meuterei der franzöſiſchen Diviſionen am Damenweg beſchäftigt. In der Mitte des damaligen Geſchehens ſteht die tragiſche Geſtalt des franzöſiſchen Oberbefehlshabers General Nivelle. Kein Heerführer des Weltkrieges wurde ſo oft und ſo verbiſſen angegriffen. Viele Geſchichtsſchreiber haben ſeine Taktik verdammt und ihr allein die Schuld an den furchtbaren Diſziplinloſigkeiten von Mai und Juni 1917 aufgebürdet.

Im vorliegenden Tatſachenbericht erſcheint Nivelle ſo, wie ihn ein deutſcher Soldat aus jener wilden Kampfzeit nach dem Studium vieler Quellen ſieht. Die verpönte und als untragbar verſchriene Taktik des Feldherrn Nivelle war richtig und mußte eigentlich den glänzenden Sieg an Frankreichs Fahnen heften. Die große Tragik des Feldherrn Nivelle war nur, daß ſeine Gegner deutſche Soldaten waren, an deren Zähigkeit und Opferbereitſchaft der wundervoll erdachte und glänzend ausgearbeitete Plan einer unerhört heftigen und gewaltigen Durchbruchsſchlacht ſcheiterte.

„Ein Jahr ſpäter hat Marſchall Foch die deutſche Front durch kleine, heftige, überall geführte Hammerſchläge zermürbt und die feldgraue Mauer zum Weichen gebracht," erklärt die franzöſiſche Geſchichts-

ſchreibung. Nein, nicht Foch allein! Damals war Amerika auf dem Plan, Amerika mit einer Million friſcher, kampfgeſchulter Soldaten, die den Krieg als „verdammten Kirmesrummel“ bezeichneten und mit jungenhafter Neugier, gleich beim Betreten europäiſchen Bodens, fragten: „Na, wo habt ihr ſie denn, dieſe lächerliche Schießbude?“

Solcher Übermacht, ſolchem Material, ſolchem Überfluß, ſelbſt aber ohne kräftige Lebensmittel, ohne ausgeruhten Erſatz und reichliche Munition, war das todwunde deutſche Frontheer nicht mehr gewachſen.

Unbeſiegt durch Waffen, nur von Hunger und Übermacht erdrückt, zog es ſich langſam, in ſteten Kämpfen, planmäßig in Aufnahmeſtellungen zurück. Nicht die kleinen, zahlreichen Hammerſchläge Fochs, die unentwegten, nimmermüden Teilangriffe auf ganzer Frontbreite hätten allein die Deutſchen aus ihren Stellungen verdrängt. Die Fochſche Taktik kannte keinen Durchbruch. Ihr fehlte das Großzügige und Gewaltige der Nivelleſchen Pläne. Foch zermürbte einen zahlenmäßig unterlegenen Gegner, im ungleichen Kampf von Menſchen, Maſchinen und Material ohne Ende gegen Menſchen allein.

Nivelle aber wollte den brutalen, rückſichtsloſen, männlichen Durchbruch, den Krieg im weit und breiten Feld.

Soldatiſcher war Nivelle!

Deshalb iſt ſein Schickſal um ſo tragiſcher.

Mit einem anderen als dem feldgrauen Gegner vor den Spitzen seiner Bajonette und den Mündungen seiner Geschütze hätte Nivelle unsterblichen Feldherrnruhm gepflückt.

Das unbedeutende Ereignis einer Frontnacht an der Laffaux-Ecke, im Frühsommer 1917, wurde der äußere Anlaß zu diesem Bericht, der kurz und schlicht von zwei tapferen Heeren erzählen will.

Eine Zeitlang waren die Poilus irre an ihrer Führung. In Wirklichkeit hatte diese Führung vollkommen recht. Sie wollte den großen Schlag gegen die feldgraue Front führen und glaubte, die Endschlacht wagen zu dürfen. Seit Kriegsbeginn war ja eine maßlose Hetze gegen das deutsche Heer entbrannt. In Zeitungen und Zeitschriften, in Wort und Karikatur wurde der Feldgraue als brutaler Feigling hingestellt, der nur etwas erreicht, wo er in zehnfacher Übermacht auftritt. Diese kindische Unterschätzung und bewußte Herabminderung eines Gegners ist kein deutscher Charakterzug. Und wer seinen Kampfgegner verachtet, handelt nicht soldatisch. Ein ehrlicher Soldat erkennt die Tapferkeit seines Gegners neidlos an.

Wir, die Feldgrauen, achten Poilus und Tommies, in ihrem opferwilligen Einsatz. Und wir wissen genau, daß heute die hohen Leistungen unseres feldgrauen Heeres auch bei seinen ehemaligen Gegnern anerkannt werden. Damals, im Jahre 1917, führte die planmäßig genährte Unterschätzung des Feindes

zu jenen bitteren Enttäuſchungen, die den Poilu erſchütterten, als er, trotz des gewaltigſten Trommelfeuers, das je über die gemarterte Erde hinweggebrauſt war, den feldgrauen Gegner nicht überrennen konnte.

Dem franzöſiſchen Infanteriſten wurde ganz plötzlich die ernüchternde Erkenntnis, daß der deutſche Soldat anders war, als ihn Zeitungen und Witzblätter hingeſtellt hatten, nicht ein gefühlloſer, ſturer Gehorſamkadaver, ſondern ein opferbereiter, nimmermüder Sohn ſeines Volkes. Man hatte dem zum Sturm ſchreitenden Poilu einen leichten Sieg verſprochen, über die zermalmten deutſchen Diviſionen hinweg, und nun wagte der Gegner noch Widerſtand. Nicht genug! Er ſchritt bald ſelbſt zum Gegenſtoß.

Das war Verrat! Man hatte den Poilu belogen, ihn nutzlos geopfert. Nicht genug! Beim Gegner, der planmäßig erſchüttert und erledigt ſein ſollte, war noch alles in Ordnung, während beim Angriffsheer manches auszuſetzen war, zum Beiſpiel der Sanitätsdienſt, und die Lebensmittelverſorgung, und der Nachſchub, und das Drückebergertum, das gar tolle Blüten trieb. Ja, wer war da ſchuldig?

„Nur einer, Nivelle, der Oberbefehlshaber!“ ſchrie der um ſeinen Sieg betrogene Poilu und meuterte. Nivelle aber hatte die deutſche Armee nur ſo hingeſtellt und eingeſchätzt, wie man ſie überall, in allen Kreiſen der Bevölkerung ſah, eine Folge der ſtändigen Verhetzung. Nivelle hatte mit einem feigen

Maſſengegner gerechnet, ſtieß aber auf zähe, deutſche Tapferkeit.

Verdun, wo Nivelle einige geſchwächte Truppenteile in einem Trichterfeld, das ſowieſo aufgegeben werden ſollte, mit ſeinen friſchen Truppen überrumpeln konnte, war kein ehrlicher Maßſtab.

Nach Tagen und Wochen fand das horizontblaue Heer ſeine Soldatenehre wieder. Es hat vielleicht heute noch nicht erkannt, daß es damals ſeinen Führer zu Unrecht ſchmähte. Schuldig war nicht er, der General, ſondern nur die üblen Stimmungsmacher.

Hüben aber das Frontheer im ſchlichten Feldgrau nahm auch fernerhin ein hartes, unerbittliches Schickſal geduldig auf ſich und blieb noch in ſeinen Trümmern von vorbildlicher Diſziplin und eiſerner Tapferkeit.

Verdun oder die Somme?

Das kleine Landſtädtchen Chantilly iſt in Aufregung. Seit dem frühen Morgen fahren ſtändig Kraftwagen an und bringen höhere Offiziere. Man ſieht darunter, neben den bekannten franzöſiſchen und britiſchen Uniformen, die weniger bekannten der ruſſiſchen, ſerbiſchen, japaniſchen, italieniſchen und rumäniſchen Generäle und Stabsoffiziere. Gewiß, hier im Hauptquartier des Oberbefehlshabers Joffre, herrſcht immer Betrieb. Ständig iſt hier das Kommen und Gehen von Ordonnanzoffizieren und fremden

Gäſten, aber diesmal ſcheint ſich etwas Neues vorzubereiten, das empfinden auch die Zivilperſonen, die etwas ſcheu und doch neugierig hinter den angelaufenen Fenſterſcheiben ſtehen und in die Unruhe der ausgefahrenen Straße blicken.

Vielleicht hat man endlich ein Mittel, das richtige Mittel zur Beendigung dieſes elenden Krieges gefunden, denkt manche gequälte Frau und iſt im Geiſte bei ihrem Mann oder Sohn da draußen, irgendwo im ſchlammigen Schützengraben oder in einer triefendnaſſen Batterieſtellung. Seit Tagen regnet es ununterbrochen. Ganz niedrig ſegelt bleigraues Gewölk dahin. Eine richtige Allerſeelenſtimmung. Unter den eiligen Gummireifen der draußen vorbeiraſenden Kraftwagen ſpritzt der Straßenſchlamm hochauf bis an die Häuſerfronten. Der Kalender meldet den 15. November 1916.

Die Zivilperſonen von Chantilly vermuten richtig. Dieſe franzöſiſchen und fremden Offiziere ſind hierher gekommen, um den viel zu lange ſchon dauernden Krieg zu beenden. Das heißt, alle dieſe Generalſtäbler wiſſen noch nicht genau, wie ſie den lodernden Kampf auslöſchen ſollen, aber ſie ſind hier verſammelt, im Hauptquartier des franzöſiſchen Oberbefehlshabers Joffre, um dieſen Ausweg zu finden. Es muß endlich Schluß gemacht werden mit dem deutſchen Spuk. Weder die großangelegten Kämpfe in der Champagne, im Herbſt 1915, noch die Angriffe im Artois, noch die Somme-Offenſive haben die deutſchen Diviſionen zum Weichen bringen können.

Bei Verdun, jüngst noch, Ende Oktober, schien das Kriegsglück dem jungen, draufgängerischen General Nivelle und seinem energischen Untergebenen, dem grimmen General Mangin, lächeln zu wollen. Eine auf breiter Front angelegte Offensive zeigte unverhofften Erfolg. In kühnem Anlauf hatten sich die Soldaten des Generals Mangin eines großen Teils der bisher von den deutschen Regimentern so heiß umstrittenen und so blutig eroberten Trichterfelder bemächtigen können. Der Douaumont und Fort Vaux, die beiden Fahnen Frankreichs an der Nordostfront, waren wieder in französische Hand gefallen. Mit Frankreich hatte die ganze Welt gejubelt und den Sieg gefeiert. Und aller Augen waren auf diesen jungen, energischen General Nivelle gerichtet. Ist das der Retter seines Landes, der Befreier aller besetzten Departements? Ist das der Mann, der einst auf einem Schimmel, den Marschallstab in der Hand, als Sieger seine Poilus nach Straßburg führen wird?

General Nivelle ist selbstverständlich auch zu dieser wichtigen Besprechung geladen. Sein Quartier liegt noch dicht hinter der Verdun-Front. Im Gespräch läßt er durchblicken, daß die Überraschungen in seinem Abschnitt noch nicht abgeschlossen sind. Nur mal wieder einige Tage Trockenheit, wenn schon kein Sonnenschein, und die Deutschen dürften sich auf böse Dinge gefaßt machen. Aber bei diesem Wetter sei vor Verdun nichts zu hoffen, des tiefen, zähen Schlammes wegen. General Mangin, der neben

seinem Chef Nivelle Platz genommen hat, unterstreicht diese vertraulich gemachten Ausführungen mit vielsagendem Kopfnicken und wissendem Lächeln.

Mit stolzer Ehrfurcht blickt man zu den beiden Verdun-Generälen hin. Von ihnen hat das Vaterland sicher noch viel zu erwarten. Selbst Joffres Generalstabschef wendet sich unwillkürlich Nivelle zu und blickt fast nur ihn an, als er, halb lesend, halb in freier Rede, die Hauptpunkte der Tagesordnung vorträgt:

„Meine Herren! Der französische Oberbefehlshaber hat Sie hierher gebeten zu einer wichtigen und entscheidenden Sitzung. Seit 14 Tagen haben wir die Somme-Schlacht abgeblasen. Sie hat leider — es muß hier schonungslos bekannt werden — die erhofften Ergebnisse keineswegs gezeigt. Wie weit sie den Feind erschüttern konnte, wissen wir noch nicht, aber der Geländegewinn blieb verhältnismäßig gering. Wir danken der britischen Armee für ihre stete Opferbereitschaft und erkennen gern an, daß auch sie eine längere Atempause benötigt, genau wie die französische Armee, die um Verdun so heldenhaft blutete und jetzt noch an der Somme viele ihrer Besten ließ. Im Verlauf dieser notwendig gewordenen Atempause muß jedoch alles getan werden, um die Gefechtseinheiten wieder vollkommen auszurüsten und für den zukünftigen großen Entscheidungskampf zu schulen. Wir haben keine Zeit mehr zu verlieren. Man hat früher die Theorie des Abwartens aufgestellt. Nein, jetzt können wir nicht mehr

warten und die Zeit für uns arbeiten lassen. Diese Zeit arbeitet ja auch für den Gegner."

„Und die Amerikaner? Werfen Sie die Amerikaner nicht in die Waagschale?" unterbricht Foch, verärgert durch die Bemerkungen über den augenscheinlichen Mißerfolg seiner Somme-Taktik. Seit Monaten ist er der glühende Verfechter der Zeitgewinnungstheorie. Mit Fanatismus hofft er auf das baldige Eingreifen der Vereinigten Staaten von Nordamerika.

„Herr General," erwidert der Stabschef mit finsterer Stirn, „wir hegen in diesem Punkt tiefste Befürchtungen, denn deutschen Meldungen entnehmen wir, daß die Regierung zu Washington die Absicht hat, auf die Munitionstransporte für die Alliierten das Embargo zu legen. Rechnen wir also vorläufig nicht mit den USA. Unsre eignen, sofort greifbaren Streitkräfte müssen wir richtig ansetzen, und zwar so, daß auf allen Fronten gleichzeitig der Riesenkampf entbrennt. Sowohl in Frankreich als auch auf den anderen Kriegsschauplätzen müssen heftige Angriffe die deutschen Linien auf breiter Frontlinie erschüttern. Bis heute konnte keine einzige Offensive die Deutschen endgültig und vernichtend schlagen, weil die vorher unter den einzelnen alliierten Armeen vereinbarte Gleichzeitigkeit fehlte. Außerdem blieben diese Angriffe stets nur auf geringen Raum beschränkt . . ."

Stundenlang spricht Joffres Stabschef, und nach ihm ergreift auch der Oberbefehlshaber das Wort und

bekräftigt die Ausführungen ſeines Untergebenen. Und dann gehen die Reden hin und her. Man kommt zu keiner Einigung, man läßt den erſten Tag dieſes Kriegsrates ohne Entſcheidung vergehen und verliert ſich oft in kleinlichen Auseinanderſetzungen über die richtige oder falſche Durchführung der Somme-Offenſive. Die Meinungen ſpalten ſich in zwei Lager: Hie Somme — hie Verdun. Der Mann der Somme, der Verfechter der langſamen Ermüdungskämpfe mit unzähligen, täglichen Teilangriffen bald hie bald da, iſt General Foch. Aber Nivelle iſt fürs forſche Draufgehen, für den plötzlichen, rückſichtsloſen, brutalen Einſatz aller Kräfte und aller Möglichkeiten. Alles auf eine Karte geſetzt! Bei Verdun hat er's erprobt und hat einen durchſchlagenden Erfolg erzielt, den größten ſeit dem Marnewunder im September 1914. Frankreich blickt gläubig auf zu Nivelle!

Am ſpäten Abend dieſes trüben 15. November gehen die Generäle und Standoffiziere des großen Alliierten Kriegsrates etwas verärgert auseinander. Iſt man eigentlich zuſammengekommen, um die Spitzfindigkeiten eiferſüchtiger Generäle mitanzuhören, oder um einen Entſchluß, den einzigen großen Entſchluß zu faſſen?

Erſt am andern Tage, nach langer Ausſprache, an der ſich Marſchall Haig lebhaft beteiligt, wird das Ergebnis der beiden Beratungstage protokollariſch niedergelegt. Die Hauptſätze ſind folgende:

„Dem Feind muß die Freiheit des Handelns ge-

nommen werden. Dies zu erreichen, ſtehen ab 15. Februar 1917 die alliierten und angeſchloſſenen Streitkräfte zu einer gemeinſamen, großen Offenſive bereit. Jede dieſer Armeen ſtellt alle ihre Mittel zur Verfügung. Sofern es beſondere Umſtände nicht verbieten, werden dieſe gleichzeitigen Angriffe auf allen Fronten befohlen, zu einem Zeitpunkt, da ſie eine Einheit des Handelns darſtellen können. Das heißt, innerhalb von drei Wochen, gerechnet vom erſten Offenſivtag, muß auf allen Fronten die Rieſenſchlacht entbrannt ſein. Bis dahin darf dem Gegner keine Ruhe gelaſſen werden. Überall und ſtändig ſoll man ihn durch Teilunternehmen ſtören und in Atem halten — — —"

Es folgen noch weitere Ausführungen und Erläuterungen.

Zum Schluß wird jedem Oberbefehlshaber einer der alliierten Armeen die Ausarbeitung eines großzügigen Angriffsplanes zur Pflicht gemacht. Jeder ſoll in ſeinem Kampfbereich alle Möglichkeiten ſtudieren und bis zum angegebenen Datum, das heißt bis zum 10. Februar 1917, ſeine Truppe zum vorgeſchlagenen und ausgearbeiteten Angriff bereitſtellen.

Am Abend des 16. November 1916 gehen die Generäle und Stabsoffiziere auseinander. Sie haben nun ihr Ziel, ſie wiſſen gut, worauf es jetzt ankommt. Im Laufe des Februar 1917, ſpäteſtens im März — das hoffen ſie beſtimmt — wird auf allen Fronten eine Rieſenſchlacht entbrennen und die Mittelmächte

endgültig und für immer vernichten. Einmal muß doch der Tag kommen, der große Tag des Sieges.

Die Kraftwagen fahren rasch durch die aufgeweichten und löcherreichen Straßen von Chantilly. Es dunkelt schon. Immer noch rinnt kalter Regen und verwandelt den Fahrdamm in graubraune Schlammflächen. Kein Licht brennt in den Kleinstadthäusern, teils aus Sparsamkeit, teils der deutschen Flieger und Zeppeline wegen; denn Chantilly liegt unter jener Luftlinie, die von kühnen Piloten bei nächtlichen Angriffen auf Paris stets eingehalten wird. Durch die angelaufenen Fensterscheiben spähen die Frauen und Greise von Chantilly und sehen die zahlreichen Wagen mit den hohen Offizieren aller befreundeten Nationen vorbeifahren. Was hat sich nun abgespielt da drüben im Schlößchen, das Joffre bewohnt?

Haben alle diese klugen und tüchtigen Generäle jenen entscheidenden Plan entdeckt, dessen Anwendung die baldige Vernichtung des Gegners bedeutet?

Wurde endlich die todsichere Formel des Sieges gefunden?

Wie heißt diese Formel und wie sieht die praktische Anwendung aus?

Ist's die Taktik der Somme?

Ist's die von Verdun?

Joffre und Nivelle ſtellen Pläne auf

Bei den Stäben der alliierten und angeſchloſſenen Armeen, die mit Deutſchland im Kampf liegen, wird fieberhaft gearbeitet. Das Ziel iſt gegeben. Eigentlich iſt alles jetzt höchſt einfach. Man erwägt irgendeine Angriffsmöglichkeit im Rahmen des großen Ganzen. Bei aller Zuſammenarbeit bleibt dem einzelnen Heerführer dennoch die Selbſtändigkeit im eigenen Abſchnitt.

General Joffre iſt als erſter mit ſeinem Angriffsplan fertig. Schon am 27. November, genau elf Tage nach dem entſcheidenden Kriegsrat von Chantilly, ſchlägt er eine gewaltige Offenſive der franzöſiſchen und britiſchen Truppen auf dem bisherigen Somme-Schlachtfeld vor, allerdings in noch viel breiterer Front. Der Angriff hätte auf der ganzen langen Strecke zwiſchen dem Vimy-Rücken bei Arras über Bapaume, Peronne bis an die Oiſe bei Noyon ſtattzufinden. Gleichzeitig müßte eine zweite Offenſive zwiſchen Berry-au-Bac und Reims losbrechen. Am 1. Februar 1917, ſo will es General Joffre, ſoll auf der angegebenen, ungeheuren Frontſtrecke das Geſchützfeuer ſeine blutige Arbeit beginnen.

Dieſer Plan findet den ungeteilten Beifall des Generals Foch, der hier wiederum den Triumph ſeiner Taktik ſieht. Vergeſſen die Demütigungen im Rahmen des Kriegsrates zu Chantilly. Das iſt doch für ihn, für Foch, eine glänzende Wiedergutmachung, denn ſogar Joffre, der Held des Marne-

wunders, bekennt ſich zu der Somme-Taktik, ja ſogar in noch gewaltigerem Ausmaße.

Gleich nach dem Bekanntwerden des Joffreſchen Planes gibt's im Kreiſe der dienſtlich eingeweihten Generäle ein großes Aufhorchen und dann eine ſtarke Verſchiebung der Meinungen. Ganz deutlich ſpalten ſich die Anhänger der Schule von der Somme und jener von Verdun. Die jüngeren Generäle, an ihrer Spitze Nivelle, ſind fürs forſche Draufgehen, während die älteren Herren die ruhige Überlegenheit und das mathematiſche Abtaſten und Ausklopfen des Geländes mit unerhörten Artilleriemaſſen vorziehen.

„Man muß die Deutſchen Quadratmeter um Quadratmeter aus dem Boden ſchießen, ſonſt kriegt man ſie nicht mehr weg!“ ſagt Foch, und Mangin erklärt zu gleicher Zeit ſeinen Stabsoffizieren: „Mit der Taktik von Joffre und Foch wird der Krieg noch zehn Jahre dauern und ganz Nordfrankreich in eine Wüſtenei verwandeln, in der niemals mehr ein Baum grünen kann, ſo viel Tonnen Eiſen und Kriegsſchutt werden das Land rettungslos bedecken. Wir aber wollen den friſchen Angriff, verbunden mit einem Durchbruch und mit einer Verfolgung des Gegners durch unſere Kavalleriemaſſen. Mit den geringſten Opfern an Menſchen und Material werden wir faſt unverſehrte Provinzen dem Vaterland wiedergeben — — —“

Hart prallen die Meinungen aufeinander. Auf der einen Seite Joffre und Foch mit der Taktik der Sommeſchlacht, auf der andern Seite Nivelle und

ſein Untergebener Mangin mit dem Draufgängertum der Durchbruchsſchlacht.

Und wieder gerät Frankreich in einen unbeſchreiblichen Siegestaumel. Am 15. Dezember 1916 hat General Nivelle erneut, nach ſeinem bewährten Durchbruchsprinzip, angegriffen und wiederum große Geländeſtriche den Deutſchen entriſſen. Zwei Dörfer ſind wieder für Frankreich gewonnen, Ortſchaften, deren Namen für alle Ewigkeit mit Feuer und Blut in die Geſchichte der franzöſiſchen Nation eingeſchrieben bleiben. Die beiden Dörfer heißen Douaumont und Louvemont.

Nivelle iſt wieder der Held. Frankreich weiß nun, wer ſein Retter ſein wird. Niemand anders kann es ſein als dieſer jugendliche, ſchlanke, energiſche General, der überall, wo man ihn an eine verantwortungsvolle Stelle ſetzte, bisher nur Großes leiſtete.

Im Vergleich zu den aufgebrachten Mitteln und den eingeſetzten Streitkräften iſt dieſer neue Erfolg Nivelleſcher Taktik bei Verdun nicht gerade überwältigend, wenn man alles ſachlich ſehen will. Die deutſche Heeresleitung legt ſelbſt keinen allzu großen Wert mehr auf jene verſchlammten Trümmerdörfer, in denen das Leben im Winter geradezu eine Qual ſein mußte. Um Menſchenleben zu ſparen und um die Anmarſchwege durch jene Wüſten von Schlamm und Trichtern zu verkürzen, hatte die Oberſte Heeresleitung ſelbſt ſchon den Plan erwogen, freiwillig die ganze Gegend zu räumen und faſt bis an die Ausgangsſtellung der Verdunfront zurückzugehen.

General Joffre fährt nach Amerika und wirbt für den Eintritt der U. S. A. in den Krieg. Hier grüßt er das Denkmal von La Fayette in Brooklyn.

Gewaltig sind die Vorbereitungen zur großen Schlacht am Damenweg. Die vordersten franz
(unten) überbrückt und befestigt. Material ist genug vorhanden. Es braucht nicht gespart zu

n französischen Stellungen (oben) werden ausgebaut, die rückwärtigen Linien und Anmarschwege
art zu werden.

Im Hafen von Marseille kommen im Winter 1916/17 mehrere Transportschiffe mit russischen Soldaten an. Der Zar schickte Hilfe für den westlichen Kriegsschauplatz

Kein bedeutender Verluſt für die Deutſchen, dieſer Geländegewinn um die beiden Trümmerdörfer, aber er wird großartig aufgemacht, er wird als Sieg ſondergleichen gefeiert und ſtärkt Nivelle den Rücken.

Von Rußland gelangen indeſſen alarmierende Nachrichten zu Ohren des franzöſiſchen Generalſtabs. Gehorſamsverweigerungen größerer Verbände und eine unbeſchreibliche Kriegsmüdigkeit laſſen erkennen, daß die Soldaten des Zaren ſehr bald die Waffen niederlegen werden. Kein Jahr mehr wird vergehen bis zu dieſem gefürchteten, ſcheinbar unvermeidlichen Zeitpunkt. Was dann? Vielleicht ſteht der Zuſammenbruch des Zarenreichs dicht vor der Tür. Schon allein aus dieſem Grunde kann unmöglich der Krieg in Frankreich noch durch Monate und Monate geſchleppt werden. Er muß bald beendet ſein. Amerikaniſche Hilfe? Bah, da iſt ſcheinbar nicht mehr viel zu hoffen. Nur eine Nivelleſche Taktik kann eine raſche Beendigung des Krieges herbeiführen, nicht das Zermürbungsſyſtem von Joffre und Foch.

Nivelle, der jugendfriſche Sieger von Douaumont und Louvemont, pflückt ſeinen Tag. Er verſteht es, ſich zur rechten Zeit ins rechte Licht zu rücken. Was erreichten ſeine Gegner bisher mit ihrer Taktik? Was können ſie vorzeigen? Nichts als den Gewinn von ein paar Quadratkilometern Land, das ewig unbrauchbar ſein wird. Er aber hat im ſchwierigſten

Gelände bewieſen, daß ſeine Anſichten richtig ſind. Und ſo wird General Nivelle zum Oberbefehlshaber der Nord- und Nordoſt-Armee ernannt. Man ſchreibt den 12. Dezember 1916.

Und drei Tage ſpäter zeigt ja General Nivelle bei Verdun, daß er ſeiner Ernennung würdig iſt. Am Tage nach ſeinem Sieg erklärt er: „Der Beweisring iſt geſchloſſen. Unſere Methode hat die Feuerprobe beſtanden. Der Sieg iſt nach dieſer Taktik ſicher. Darauf baue ich. Der Feind wird dieſe Taktik zu ſpüren bekommen.“

Den greiſen Helden der erſten Marneſchlacht, General Joffre, kann man nicht in die Verbannung ſchicken. Er wird zum Marſchall von Frankreich ernannt. Den ihm treu ergebenen General Foch befiehlt man nach Paris und gibt ihm ſpäter, weit hinter der Front, einen kleinen Poſten. Das bedeutet ſozuſagen eine Kaltſtellung. Erſt der grimme Tiger Clemenceau ſoll ſpäter, nach dem tragiſchen Zuſammenbruch der Nivelleſchen Theorie, den geſchmähten General Foch als Oberbefehlshaber einſetzen.

Kriegsminiſter der Franzöſiſchen Republik iſt um dieſe Zeit General Lyautey. Ihm zur Seite ſteht Marſchall Joffre, als techniſcher Berater für alle Dinge des Krieges. Zum Oberbefehlshaber des franzöſiſchen Heeres wird General Nivelle beſtimmt, während General Franchet d' Eſperey den in Ungnade gefallenen General Foch erſetzt. General Nivelle hat den Fuß auf der erſten Sproſſe der ſteilen Leiter, die zur Unſterblichkeit führt.

Der neue Oberbefehlshaber handelt

Mit größter Begeisterung entwirft der neue Oberbefehlshaber seinen Schlachtplan für 1917. Zwischen Vimy und Soissons sollen die britischen Streitkräfte mit der französischen Nordarmee des Generals Franchet d' Esperey angreifen. Gleichzeitig wird die französische Hauptmacht zwischen der Laffaux-Ecke und Reims durchbrechen und sich vorerst in den Besitz der strategisch wichtigen Hochebene von Craonne setzen. Diese Hochfläche ist der Eckstein der deutschen Linien. Ein einziger Stoß muß dieses Hindernis überwinden und den französischen Angreifer von vornherein in den Vorteil bringen. Von der Craonner Hochfläche herab wird er das weite Land gegen Norden bis fast zur belgischen Grenze mit Artilleriebeobachtung und weittragendem Geschütz beherrschen können. Von hier aus sollen sich die Kavalleriemassen in die Ebene ergießen. Hier auf der Hochfläche von Craonne wurde schon manche Schlacht geliefert. Hier kämpfte Napoleon, hier wurden 1870 blutige Gefechte geliefert, hier soll die Erde Frankreichs noch einmal dröhnen unter dem Hufschlag von hunderttausend Rossen, die antraben werden, den Sieg gegen Norden, ja, bis an den Rhein zu tragen.

Der Plan, der Rohumriß der Schlacht, ist damit gegeben. Nach und nach befiehlt General Nivelle die Einzelheiten. Schon Ende Dezember ergeht seine Anweisung an die Artillerie:

„Die Artillerievorbereitungen müssen die ganze deutsche Front in ihrer vollkommenen Tiefe erfassen und vernichten."

Der französischen Artillerie fällt eine große Aufgabe zu. Sie muß die vorgehende Infanterie durch ihren Feuerorkan decken. Mit einer Geschwindigkeit von zwei Kilometern in der Stunde, ein Tempo, das später aber gesteigert werden muß, um bei rückwärtigen deutschen Stellungen fünf Stundenkilometer zu erreichen, wird der Feuervorhang aus Explosionen, einschlagenden Granaten und tanzenden Erdfontänen genau 70 Meter vor der ersten Infanterie-Angriffslinie einherrollen und alles niederstampfen, um den nachfolgenden Stoßtruppen ein leichtes Arbeiten zu ermöglichen.

Dieser Infanterie-Angriff muß brutal sein, darf keine Müdigkeit kennen und hat ohne Aufenthalt im ersten Anlauf durchzugehen bis zur schweren deutschen Artillerie, die in der zweiten Stunde nach Beginn des Angriffs umzingelt und unbrauchbar gemacht werden soll.

Inzwischen geht das bittere Kampfjahr 1916 zu Ende. Kurz vor Jahresschluß bietet der deutsche Kaiser der Welt die Möglichkeit sofortiger Friedensverhandlungen. Dieses deutsche Angebot wird hohnvoll zurückgewiesen, als Schwäche aufgefaßt und gibt den Gegnern neuen Mut.

Am 14. Januar 1917 tritt nochmals der Kriegsrat in Chantilly zusammen. Diesmal führt General

Nivelle den Vorsitz. Nicht genug, er spricht, er spricht mit jugendlicher Begeisterung. Seine Augen glühen, seine Bewegungen sind lebhaft. Mit vor Eifer gerötеten Wangen legt er den versammelten Generälen seine Pläne vor. Mitreißend wirkt seine Art. Sogar der nüchterne und sachliche Marschall Haig ist begeistert und nickt immer wieder bestätigend:

„Wir wissen genau, meine Herren," sagt Nivelle, „daß die Deutschen an der Westfront 130 Divisionen stehen haben. Siebzig Divisionen kämpfen augenblicklich noch im Osten, dürften aber in absehbarer Zeit für unseren Frontabschnitt frei werden. Vor der Ankunft dieser 70 Divisionen müssen wir handeln. Wir werden sorgen, daß diese 70 Divisionen überhaupt nicht mehr zum Einsatz gegen uns gelangen. Deshalb, meine Herren, ist ein rasches und brutales Handeln notwendig. Der Hauptschlag muß hier geführt werden, auf einem Frontabschnitt, der unserer Hauptstadt am nächsten liegt, nur wenig mehr als 100 Kilometer von Paris entfernt. Ich meine damit den Abschnitt zwischen Reims und Soissons.

Die französischen und britischen Armeen haben bisher gezeigt, daß sie und sie allein imstande waren, den deutschen Streitkräften die Stirn zu bieten. Deshalb soll ihnen auch jetzt die Ehre zufallen, den 130 deutschen Divisionen des westlichen Kriegschauplatzes einen letzten Vernichtungsstoß zu versetzen. Der Feind wird sich hinter seinen starken Verschanzungen verstecken. Wir aber müssen ihn dort hinaustreiben. Wir müssen ihn zum Kampf

zwingen, um ihn vernichten zu können. Und deshalb ist der Durchbruch des festen Frontgürtels notwendig und damit die völlige Aufgabe des Stellungskrieges. Wir müssen den Deutschen in die Feldschlacht zwingen.

Ist diese Operation möglich, werden Sie fragen, meine Herren! Auf diese Frage hat Ihnen die französische Verdun-Armee bereits am 24. Oktober und am 15. Dezember eine positive Antwort gegeben. Ich erkläre Ihnen hiermit, wir werden die deutsche Front durchbrechen, wann wir wollen, unter der Bedingung, daß wir nicht gerade den stärksten Punkt angreifen und unsern Zugriff so brutal gestalten, daß er in 24, spätestens in 48 Stunden zum Sieg, das heißt zur Feldschlacht und zur anschließenden Verfolgung führen muß.

Ich fasse zusammen: Ein heftiger Angriff auf breiter Front wird auf französischer und britischer Seite begonnen mit dem einen Ziel, den Durchbruch zu erzwingen. Es ist nicht nötig, daß an allen Stellen des Angriffs die feindliche Front durchbrochen wird. Nein, es genügt durchaus, wenn die deutschen Linien in einem natürlich ziemlich breiten Abschnitt aufgerollt und vernichtet werden. Währenddessen haben die andern Frontabschnitte den Gegner durch ständige unermüdliche Kampftätigkeit zu fesseln.

Hinter der Einbruchsstelle wird die Kavallerie in großen Massen bereit stehen. Ihre Stunde schlägt, wenn unsere Infanteriesturmtruppen die deutsche Schwerartillerie erreicht und unschädlich gemacht

haben. Dann werden ſich unſere Kavalleriemaſſen in Bewegung ſetzen und das feindliche Hinterland überſchwemmen, Dörfer, Bahnlinien und Straßen ſichern und dem fliehenden Feind auf den Hacken bleiben. Nach dieſer letzten Phaſe des Kampfes wird das Gelände frei ſein für jegliche Entfaltungsmöglichkeit. Wir können uns Belgien zuwenden und Brüſſel befreien. Wir können aber auch unſere Kavalleriemaſſen auf dem linken Maasufer entlangreiten laſſen bis zur holländiſchen Grenze, um einen Sperrgürtel zu legen und ſo die ganze deutſche Armee weſtlich davon einem neuen Sedan entgegenzuzwingen. Für die franzöſiſche und die britiſche Armee wird dann eine herrliche Siegesernte beginnen. Die ſpäteren Einzelheiten ergeben ſich zwangsläufig im Rahmen des Geſchehens.

Um eine ſolche Schlacht zu führen, müſſen wir ſie mit dem unerſchütterlichen Glauben an den Erfolg beginnen, mit dem feſten Willen, bis zum Ende zu gehen ohne Rückblick. Ich, als Oberbefehlshaber, bin entſchloſſen, alle Kräfte Frankreichs für dieſe Schlachten zu mobiliſieren, und ich glaube nicht fehlzugehen, wenn ich annehme, daß Sie, Marſchall Haig, den gleichen Vorſatz bei Ihrer Regierung durchdrücken werden.

Unabhängig von unſerem gemeinſamen Streben und unſerer gemeinſamen großen Schlacht in Frankreich muß auf allen Nebenkriegsſchauplätzen der Kampf mit gleicher rückſichtsloſer Heftigkeit entbrennen. Sie fragen mich nach dem Zeitpunkt des

Losſchlagens, meine Herren. Selbſtverſtändlich haben die Alliierten das größte Intereſſe, ſobald wie nur möglich loszuſchlagen. Es iſt ferner von größtem Intereſſe, dieſe Schlacht mit dem vollen Einſatz aller Mittel zu beginnen, aber auch in einem Augenblick, da wir noch die volle Überlegenheit dem Feind gegenüber beſitzen. Warten wir noch bis zum 1. Mai, dann wird der Feind erneut ſeine Kräfte geſammelt haben. Er wird ſeine Rekruten ausgebildet in die Waagſchale werfen können, und wer weiß, ob dann nicht dieſe Waagſchale ſich zu ſeinen Gunſten neigt. Ich möchte ſogar behaupten, es dürfte dann ſo ſein. Deutſchland ſtrengt ſich augenblicklich fürchterlich an. Seine Kriegsinduſtrie leiſtet Gewaltiges, und was wird dann ſein, wenn die jetzt an der Oſtfront feſtgehaltenen Streitkräfte frei werden! Für die nächſten Wochen aber ſind dieſe Streitkräfte noch dort gefeſſelt. Deshalb liegt's in unſerem Vorteil, die Offenſive baldigſt zu beginnen. Ich behaupte, daß dies allein die richtige Auffaſſung vom Kriege iſt, jetzt nach zweieinhalb Jahren Kampf. Eine andere Auffaſſung, wie Kampf um kleinere Frontteile oder geringere Ziele, iſt unmöglich, denn ſolche Geringfügigkeiten werden den Ausgang des Krieges nicht beeinfluſſen können. Nur großzügiger, raſcher Angriff verringert beträchtlich unſere Verluſte und unſer Riſiko.

Wenn ich Ihnen, meine Herren, dieſen Plan vorſchlage, dann weiß ich, daß die franzöſiſche Armee den Löwenanteil an Opfern auf ſich nehmen wird,

obwohl Frankreich das geringſte Riſiko bei einem zögernden Abwarten tragen würde. Wahrſcheinlich würde der Feind nach der Niederwerfung von Rumänien und Rußland ſeinen Hauptſtoß irgendwo im Oſten, oder in Italien, oder oben an der Küſte gegen die britiſche oder die belgiſche Armee führen. Nach der blutigen Abfuhr bei Verdun iſt es ausgeſchloſſen, daß die Deutſchen in abſehbarer Zeit wieder die franzöſiſchen Hauptkräfte angreifen werden. Aus moraliſchen Gründen kann die Deutſche Oberſte Heeresleitung ſolches ihren Soldaten oder dem deutſchen Volk nicht mehr zumuten. Frankreich iſt trotzdem entſchloſſen, die Hauptwucht des Kampfes zu tragen, weil es notwendig iſt, endlich zu einer Klärung zu kommen und die deutſchen Streitkräfte durch eine großartige Offenſive zu zerſchlagen. Frankreich iſt entſchloſſen, die geplante Offenſive unter allen Umſtänden durchzuführen bis zum großen Endſieg."

Die verſammelten Generäle ſpenden uneingeſchränkten Beifall. Der Weg zur großen Nivelleſchen Offenſive iſt frei. Es gibt kein Zurück mehr. Die Würfel rollen. Das Schickſal nimmt ſeinen Lauf.

Am zweiten Tag: „Einmarſch in Laon"

Der große Chef, „General Durchbruch", wie man Nivelle im Kreiſe der höheren Offiziere jetzt ſchon ſcherzhaft nennt, hat geſprochen. Und nun, zwei Tage

ſpäter, ſpricht auch ſein ihm treu ergebener Helfer und Kampfgenoſſe vom Trichterfeld um Verdun, General Mangin, genannt „der Grimme“. Von Mangin weiß man, daß er, der erfahrene Troupier, der wetterharte ehemalige Kolonialſoldat, für ſich und ſeine Soldaten keine Weichheit kennt. Er verlangt von ſich und von ihnen das Höchſte an Einſatz und Pflichterfüllung, aber er iſt auch ein Vorgeſetzter, der eiferſüchtig über das leibliche und ſeeliſche Wohlergehen ſeiner Kolonialſoldaten wacht. Er weiß, daß er dem Soldaten, der da ſtürmen und unerbittlich angreifen ſoll, etwas bieten muß, ein Ziel, eine Fahne!

Bei Verdun war dieſes Ziel der Douaumont. Hier iſt's die Stadt Laon.

Seit Monaten und Jahren ſehen die franzöſiſchen Artillerie-Beobachter aus einigen geſchützten und beſonders vorgeſchobenen Stellen der Front am Damenweg die hochaufragenden Zwillingstürme der alten ehrwürdigen Kathedrale von Laon. Wie eine Fata Morgana, wie eine ferne Lockung, wie eine Verhöhnung faſt und ein Zeichen franzöſiſcher Ohnmacht ſteht unerreichbar die Kathedrale von Laon auf dem ſteilen Hügel. Manchmal, ſo will es ſcheinen, winkt die Kathedrale, und ihre Türme ſind wie erhobene Schwurfinger, die gen Himmel klagen, weil die Retter immer noch nicht nahten.

General Mangin hat die Stadt und Feſtung Laon zum erſten Ziel des großen Angriffs in der kommenden Schlacht erkoren. Zwei Tage, nachdem

Nivelle geſprochen hat, ſpricht General Mangin und gibt folgenden Befehl an ſeine VI. Armee aus:

„Der Oberbefehlshaber hat die Abſicht, die deutſchen Linien zwiſchen Hurtebiſe und dem Aisne-Oiſe-Kanal zu durchbrechen. Dieſer Durchbruch bedingt die Wegnahme aller feindlichen Verteidigungsanlagen in einem Sprung. Dieſer Anlauf hat durchzugehen bis zur feindlichen Artillerie. Am ſelben Tag haben die Angriffstruppen die Höhenrücken zu erreichen, welche die Ebene von Laon im Süden überragen. Die aufgehende Sonne des folgenden Tages wird den Durchbruch unſerer Kavallerie in die Ebene von Laon beleuchten, ſowie die Beſetzung der Linie Laon—Laniscourt—Anizy—le Chateau.

In einem einzigen Satz, geſchützt durch ein Sperrfeuer, das 70 oder 80 Meter vor ihr wie eine eherne Wand niedergeht, hat die Infanterie mit einer Marſchgeſchwindigkeit von 100 Metern in drei Minuten vorzurücken. Die Nordabhänge des Damenweges ſind genau drei Kilometer nördlich der Ausgangsſtellung, ſo daß dieſe Linie innerhalb 90 Minuten erreicht ſein muß. Hierbei hat die vorrückende Infanterie ihr beſonderes Augenmerk auf die Reinigung aller natürlichen Höhlen zu richten.“

Eine kühne Sprache, die hier geführt wird. Bei dieſem Ton muß ſich der Glaube an einen ſicheren, unbedingten und raſchen Sieg verbreiten. Dies alles iſt pſychologiſch ſehr wichtig. Ein geſunder Optimismus wächſt. Die Befehle von Nivelle und beſonders die Ergänzungen von Mangin werden

zuerſt in eingeweihten Kreiſen beſprochen. Man berauſcht ſich an ihnen. Man freut ſich am langgeſtreckten und deutlichen Ziel. Das hier iſt wenigſtens noch ein Plan, das iſt die Vorbereitung zu einer gewaltigen Tat, die ewig in Frankreichs Geſchichte glänzen wird.

Vielleicht iſt die Freude zu groß, und dieſe große Freude bewirkt, daß man alles mit einer unglaublichen Verantwortungsloſigkeit im Kreiſe der Kameraden beſpricht. Weder Nivelle noch Mangin haben ihre Befehle mit dem Zeichen „Geheim“ verſehen. Deshalb fühlt ſich niemand zum ſtrengen Stillſchweigen verpflichtet. Alle dieſe Generäle und Offiziere vom Stabe, die berufsmäßig eingeweiht ſind, ſprechen zwar nur unter ſich von dieſen Dingen, aber es gelangt hier und da etwas in die breite Maſſe. Die Befehle werden ja von Schreibkräften vervielfältigt, wandern durch verſchiedene Meldeſtationen. Und niemals als Geheimbefehl.

So kommt es denn, daß bald mehr Menſchen von dieſen Dingen erfahren, als es für den Plan eigentlich gut iſt. Bereits Ende Januar ſpricht man in den Pariſer Salons ganz offen von der bevorſtehenden gewaltigen Endſchlacht des Krieges.

In dieſen Tagen ſitzen zwei Generalſtabsoffiziere im Café de la Paix zu Paris. Ein Ziviliſt rückt zu ihnen und fragt jovial: „Na, wann geht die Sache eigentlich los, da oben an der Aisne-Front? Iſt's bald ſoweit?“

Die Offiziere ſtaunen und möchten den Sprecher

warnen, denn was der hier vorbringt, ist kein Thema für ein öffentliches Kaffeehaus mit internationalem Publikum. Sie blicken ihn scharf an, sie antworten nicht und tun verwundert. Er aber: „Meine Herren, das pfeifen doch die Spatzen von den Dächern, die Schwarzen des Generals Mangin werden bald zu einer ganz großen Sache angesetzt. Mangin will doch in Laon seine Osterferien verleben, wenn nicht gar schon irgendwo am Rhein."

Die Offiziere sind empört. Einer geht hinaus, ruft die Kriminalpolizei. Ein Kommissar erscheint und bittet den neugierigen und geschwätzigen Zivilisten ganz unauffällig ins Nebenzimmer. Die beiden Generalstabsoffiziere folgen.

„Weisen Sie sich bitte aus," sagt der Kommissar. „Wie kommen Sie zu diesen unvorsichtigen Äußerungen?" fragt einer der Stabsoffiziere. Der Zivilist weist sich aus. Er ist ein braver unbescholtener Bürger, völlig unverdächtig in jeder Beziehung, Ritter der Ehrenlegion. Was er gesagt hat, das ist doch allgemein bekannt. Kann man ihm daraus einen Strick drehen? Er kann aus dem Stegreif sofort zehn, zwanzig, hundert Menschen nennen, die vielleicht noch mehr wissen als er. Und zu den Generalstabsoffizieren gewandt: „Aber meine Herren! Sind Sie allein so fremd in Paris, daß Sie nicht wissen, was hier geredet wird? Sicher, in den Zeitungen steht das ja nicht, aber jeder Fronturlauber erzählt doch ganz offen hinter seinem Weinschoppen, daß es zwischen Reims und Soissons demnächst losgeht,

und daß Nivelle und Mangin den strategischen Versuch von Verdun wiederholen werden."

Die beiden Offiziere sehen sich an. Das ist ja eine bodenlose Unvorsichtigkeit, das ist, gelinde gesagt, eine Schweinerei. Was wird der französische Nachrichtendienst dazu sagen? Die Deutschen haben allen Grund, sich ins Fäustchen zu lachen, denn noch nie wurde eine Offensive so früh und so offen und so lächerlich freimütig wochenlang, ja monatelang vor ihrem Beginn durch Dummheit oder Klugtuerei verraten. Jawohl, weiter nichts als Großtuerei.

Aber wenn die beiden Generäle, Nivelle und Mangin, in der Klarlegung ihrer Pläne so großzügig sind und keineswegs an Geheimhaltung denken, wie sollen dann die Untergebenen den Ernst des Ganzen zu beurteilen wissen? Kann man in diesem Falle von einem Regimentsschreiber verlangen, daß er seiner Frau oder seiner Liebsten daheim auf Urlaub oder seinen Freunden am Stammtisch diese tolle und interessante Nachricht vorenthält?

„Meine Herren! Ich verstehe schon," sagt der Zivilist, und droht scherzhaft mit dem Finger. „Diese Nachricht von der bevorstehenden großen Offensive zwischen Reims und Soissons ist weiter nichts als ein großer Bluff. Wissen Sie, meine Herren, ich war ja auch Soldat, heute bin ich zu alt, um nochmals an die Front gehen zu können, aber ich weiß, daß man Nachrichten von dieser Tragweite nicht preisgibt. Wenn man aber eine solche Nachricht unters Volk bringt, wenn ganz Paris

davon weiß und die ganze Provinz ſich ſchon jetzt darauf vorbereitet, Siegeskränze zu winden, dann nenne ich das Ganze eine geradezu geniale Irreführung. Die Deutſchen ſollen natürlich erfahren, daß Nivelle und Mangin an den und den Punkten angreifen werden. Sie werden dort aufpaſſen wie die Schießhunde, die verdammten Boches, und ſiehe, — währenddeſſen wird Nivelle an ganz anderer Stelle ſeine Poilus zum Sturm antreten laſſen — haha —, das iſt eine Kriegsliſt ſondergleichen! Jetzt verſtehe ich Ihre Aufregung, meine Herren — — —."

Der Ziviliſt wird energiſch verwarnt. Die Generalſtabsoffiziere packen ihn bei ſeiner Staatsbürgerehre und ſeiner Vaterlandsliebe und legen ihm dringend nahe, kein Wort mehr über dieſe Dinge verlauten zu laſſen und jedem Schwätzer, wer er auch ſei, energiſch über den Mund zu fahren. Dann fahren ſie ſofort nach Beauvais, wo Nivelle ſein Hauptquartier aufgeſchlagen hat, 40 Kilometer nordweſtlich von Chantilly. Sie laſſen ſich beim Generalſtabschef melden und erzählen ihm ihre Beobachtungen in Paris, verheimlichen keineswegs, daß jedes Kind eigentlich ſchon den Nivelleſchen Operationsplan in ſeinen großen Zügen kennt.

Dieſe Beſchwerde der beiden Offiziere hat ſofortigen Erfolg. Nivelle erläßt einen neuen Befehl, der jede außerdienſtliche Erörterung über ſeine Anordnungen und ſeine Taktik ſtrengſtens verbietet. Nicht genug! Die Vervielfältigung ſeiner Inſtruktionen vom 14. Januar wird unterbunden, die

vorhandenen Exemplare aus dem Dienſtverkehr gezogen. Nur die allernotwendigſten Blätter bleiben bei der Truppe, dürfen aber unter keinen Umſtänden mit in die vorderſte Linie genommen werden.

Wiſſen die Deutſchen ſchon von dieſem Angriff? Iſt irgendeine Nachricht über das feſte Gefüge der waffenſtarrenden Linien durchgedrungen?

Die Heeresgruppe Kronprinz Ruprecht von Bayern rüſtet die Verteidigung!

Während General Nivelle fieberhaft die Einzelheiten ſeines großen Angriffsplanes der gewaltigen Schlußſchlacht dieſes Weltkrieges ausarbeitet, richten ſich die Deutſchen zur Verteidigung ein. Der wahrſcheinlichen Angriffsfront gegenüber, das heißt zwiſchen dem Wytſchaete-Bogen und Reims, liegt auf deutſcher Seite die Heeresgruppe Kronprinz Ruprecht von Bayern. Ihr Hauptquartier befindet ſich in Cambrai, etwa im genauen Mittelpunkt der gewaltigen Front und ziemlich dicht hinter der Kampflinie. Die ganze Ausdehnung dieſes Frontabſchnittes beträgt mehr als 270 Kilometer. Die ſchweren Kämpfe an der Somme hatten die Front etwa in ihrer Mitte eingebuchtet und der deutſchen Verteidigung harte Verluſte zugefügt. Nun ruht der 270 Kilometer lange Gürtel aus Feuer, Rauch und Exploſionen, das heißt, was man ſo hier ruhen nennen kann.

Die große Schlacht mit unüberſehbarem Munitionsverbrauch iſt vorbei, aber es gilt, ſich jetzt auf neue Angriffe gefaßt zu machen. Mit dem erſten Wiedererſcheinen des Frühlings, mit dem Längerwerden der Tage, mit dem Verſchwinden der Nebel und der ſibiriſchen Kälte dieſes ungewöhnlich harten Winters werden die Feinde angreifen. So rechnet man beim Stab der Heeresgruppe.

Am 15. Januar 1917, einen Tag, nachdem General Nivelle ſeinen hoffnungsfrohen, ja begeiſterten Armeebefehl herausgegeben hat, erläßt die Heeresgruppe Kronprinz Ruprecht von Bayern eine Denkſchrift an die ihr unterſtellten Formationen. Sie verbietet jegliche Angriffe, auch ſolche zur Verbeſſerung der eigenen Stellung. Sie ordnet an, daß alles der Verteidigung zu dienen hat. Die Reſerven müſſen geſchont werden. Bis zum 1. Februar ſollen in den eigenen Stellungen alle notwendigen Abwehrmaßnahmen, Verſtärkungen der Beobachtungsſtände, Einbau von ſchweren Maſchinengewehren, Ergänzung des Drahthinderniſſes und ſo weiter durchgeführt werden.

Die Kälte wird von Tag zu Tag unerträglicher. Es iſt ein Winter, wie man ihn ſeit Menſchengedenken in Deutſchland und in ganz Weſteuropa nicht gekannt hat. Metertief dringt der Froſt in die Erde Frankreichs. Jede Schanzarbeit erlahmt. Die unterernährten deutſchen Soldaten können die ihnen auferlegte Arbeitslaſt nicht mehr bewältigen. In den

ersten Februartagen setzt plötzlich, aber für kurze Zeit nur, ein unvorhergesehenes Tauwetter ein. In den Stellungen beiderseits der Ancre steigt das Wasser bis zur Brusthöhe. Grabenwände stürzen ein. Unterstände ersaufen. Die Truppe liegt eng zusammengepfercht in wenigen noch gangbaren Grabenstücken. Eine Verteidigung des ganzen Stellungssystems ist unter diesen Umständen ausgeschlossen.

In der Gegend von Armentières liegt die VI. Armee in Stellung. Auch dort sind die Gräben infolge des Tauwetters und der raschen Schneeschmelze innerhalb von 48 Stunden völlig unbrauchbar geworden. Im eisigen Schmelzwasser harren die deutschen Posten aus bis zum Ende ihrer Kraft. Dann werden auch hier rückwärtige Notstellungen bezogen. Bei all diesem Elend, bei all diesem Kampf gegen die Elemente behält der Feldgraue seine gesunde Laune. Die Truppe der VI. Armee bezeichnet sich selbst im grimmigen Scherz als „Wasserkorps".

Sehr schlecht ergeht es auch den Deutschen am Vimy-Rücken. Auch dort erstickt alles in Schlamm und Wasser. Und bald setzt wiederum ein klirrender Frost ein und läßt die herabgerutschten Schlammmassen erstarren. Sie können nicht weggeräumt werden. Ein unhaltbarer Zustand! Dann schon lieber Kampf gegen Menschen, als dieses ohnmächtige Anstemmen gegen die unerbittliche Kälte. Gegen Menschen kann man sich wehren; die Natur aber bleibt unbedingt und immer siegreich.

Nein, es ist keine günstige Lage, in der sich die Heeresgruppe Kronprinz Ruprecht von Bayern befindet. Im zweiten Februardrittel hat die Truppe sehr stark unter vermehrten feindlichen Feuerüberfällen zu leiden. Fast jede Nacht stoßen die Gegner an irgendeiner Stelle des 270 Kilometer langen Frontabschnittes mit mehr oder weniger starken Streifen vor, um die deutschen Linien abzutasten. Bei Le-Transloy gelang es den Engländern, bereits am 27. Januar, in 600 Meter Breite unsere vordersten Linien zu besetzen. Wir hatten damals, da zu sehr mit dem Ausbau rückwärtiger Verteidigungsanlagen beschäftigt, keine Gelegenheit, die Scharte sofort wieder auszuwetzen.

Nun, im Februar, steigert sich die feindliche Artillerietätigkeit ganz unerträglich. Ihr Feuer gilt in der Hauptsache den deutschen Batteriestellungen und Anmarschwegen. Das helle, frostklare Winterwetter begünstigt die Mitwirkung von Fliegern. Zwischen Serre und Ancre greifen die Engländer verbissen an. Sie werden am 12. und 13. Februar mit schweren Verlusten zurückgeschlagen. Einige Tage später, am 16. Februar, setzt der Gegner seine Angriffsziele bei Miraumont und bei Sailly-Saillisel fort, gleichfalls ohne Erfolg.

Kein Zweifel, die Gegner beabsichtigen einen Großangriff auf die deutsche Front. Das planmäßige Abtasten unserer Linien, das Einschießen vieler Batterien, das langsame Anpeilen und Zudecken unserer eigenen Geschützstellungen, dies alles zeigt

der Heeresgruppe Kronprinz Ruprecht von Bayern, daß auf ihrem Abſchnitt der Schwerpunkt kommender blutiger Ereigniſſe zu erwarten iſt. Aber wann, wie und wo?

Während noch die Deutſchen bei Sailly-Saillisel und Miraumont ihre durch heftiges Feuer und die Angriffe vom 16. Februar in Unordnung geratene Verteidigungsſtellung wieder ordnen und neu ausbauen, bekommt die Heeresgruppe Kenntnis von einer wichtigen Nachricht.

Der Fang auf Höhe 185

Die deutſche Truppe nimmt die ſtarke und ſtändig wachſende Tätigkeit der Gegner nicht unbeachtet hin. An vielen Stellen der langen Front brechen immer wieder Patrouillen vor, dringen in die feindlichen Gräben und machen Gefangene. Das zur Untätigkeit verdammte deutſche Frontheer macht ſeinem Tatendrang durch Teilunternehmen Luft. Der Feldgraue fühlt ſich beengt zwiſchen bald gefrorenen, bald verſchlammten Grabenwänden. Es treibt ihn hinaus, es muß etwas geſchehen.

Streng genommen gehört die Champagne-Front nicht mehr zum Abſchnitt, der vom Nivelleſchen Angriffsplan bedroht iſt. Aber auch dort ſind die Franzoſen rege tätig. Sie ſchanzen, ſie minieren, ſie ſchleppen Material und Munition herbei, beſonders in der Gegend von Ripont, genauer geſagt auf

„Höhe 185", einem hervorragend ſtrategiſchen Punkt. In dieſer öden „Lauſe-Champagne" ſcheint's nicht mehr recht geheuer zu ſein. Dort hegt der Franzoſe beſtimmte Abſichten. Aber welche? Nun, das wird man gleich ſehen. Deutſche Regimenter faſſen den Entſchluß, hinüberzuſtürmen, um nach dem Rechten zu ſehen.

Beim Morgengrauen des 15. Februar 1917 ſchmettert deutſches Vernichtungsfeuer auf „Höhe 185", und ehe ſich die Grabenbeſatzung vom Schrecken und von der Überraſchung erholen kann, bricht die feldgraue Infanterie ſchneidig vor. Sie kommt raſch vorwärts im ſteinhart gefrorenen Niemandsland. Alle waſſergefüllten Trichter ſind mit dicker Eiskruſte überzogen. Es iſt zuerſt ein faſt müheloſes Anſtürmen gegen die franzöſiſchen Stellungen. Die Granaten aber, die bald rechts und links, vor und hinter und zwiſchen den Deutſchen niedergehen, haben fürchterliche Wirkung. Der glasharte Boden verdoppelt und verdreifacht die Sprengwirkung der Geſchoſſe. Dennoch, die deutſchen Stoßtruppen kommen raſch voran. Unbeirrt bahnen ſie ſich ihren Weg durch die Zuſammenballungen von Stacheldraht und zerſchoſſenen ſpaniſchen Reitern. Jetzt beginnen die franzöſiſchen Maſchinengewehre ihr Kichern. Aus allen Scharten, hinter jeder Bruſtwehr hervor tackt das Kleingewehrfeuer. Der Tanz der Sperrfeuergranaten nimmt jetzt mit jeder Sekunde an Heftigkeit zu.

Die zweite und die dritte deutſche Sturmwelle

bleiben ohnmächtig im Gelände liegen, oder arbeiten ſich nur mühſam und mit großen Verluſten zum Ziel vor. Die vorderſte Linie aber hat die franzöſiſchen Gräben erreicht, iſt hineingeſprungen. Überall krachen die Handgranaten. Die flache Kuppe der „Höhe 185“ dampft wie ein Vulkan.

Von Unterſtand zu Unterſtand, von Stollen zu Stollen ſtürmen die Deutſchen und fordern zur Übergabe auf. Einundzwanzig franzöſiſche Offiziere und 864 Poilus ſtrecken die Waffen. Faſt ebenſoviel Gegner liegen tot oder verwundet in den eroberten Stellungen oder in den Anmarſchgräben, wo ſie auf dem Weg zur zweiten Linie noch vom tödlichen Geſchoß des deutſchen Vernichtungsfeuers getroffen wurden.

Jetzt rücken auch die draußen im Niemandsland harrenden Sturmwellen nach und beginnen planmäßig das Zerſtörungswerk in der feindlichen Stellung. Die eroberten Maſchinengewehre werden geſammelt, die Unterſtände geräumt und mit geballten Ladungen geſprengt, alle Schutzſchilde zerſchlagen, die Schießſcharten unbrauchbar gemacht.

Es iſt nicht Abſicht der deutſchen Heeresleitung, ſich hier feſtzuſetzen. Nein, innerhalb von 15 Minuten ſoll die feindliche Stellung wieder geräumt werden. Nur ein Handſtreich, weiter nichts. Der Erfolg iſt ja da, ſichtbar, denn in langer Reihe ziehen die 21 gefangenen Offiziere und 864 entwaffneten Poilus durch das Niemandsland, in der Wand des franzöſiſchen Sperrfeuers haſtend, ſpringend und

laufend, hinüber zum rettenden deutſchen Graben, von wo aus der Gang in die Gefangenſchaft führt.

Jetzt ein Pfiff, von allen Stoßtruppführern wiederholt und nach rechts und links durchgegeben, — das Zeichen zum Rückzug, der Befehl zur Räumung des eroberten franzöſiſchen Grabens. Ein letzter Stoßtrupp, der, wohlgeſichert durch zwei leichte Maſchinengewehre, den franzöſiſchen Graben verläßt, muß an einem zertrümmerten Unterſtand vorbei. Mehrere tote Franzoſen liegen dort, ſoeben im Handgranaten-Nahkampf gefallen, einige auf dem Geſicht, andere auf dem Rücken, einer zuſammengekauert wie ein Tier. Und dieſer hält etwas in den erſtarrten verkrampften Händen.

Was iſt's? Ein deutſcher Unteroffizier tritt näher, beugt ſich über den Gefallenen und ſagt: „Ein toter Offizier, ein Hauptmann ſicher, er hat drei goldene Streifen am Ärmel. Mit beiden Händen hält er eine gelbe Ledertaſche."

„Eine Ledertaſche?" wundert ſich der Stoßtruppführer? Er war ſchon einige Schritte weitergegangen bis zur Schulterwehr, kehrt aber jetzt ſofort zurück. „Wegnehmen die Taſche, Menſchenskind, das iſt doch ſicher eine Adjutantentaſche, vielleicht ſogar mit wichtigen Papieren."

Der Unteroffizier nimmt die Taſche. Nur widerwillig gibt ſie der Tote her. Gewaltſam muß man ſie ihm aus den wachsbleichen, blutüberkruſteten Fingern reißen. Der deutſche Stoßtruppführer nimmt die Taſche an ſich, ſchiebt ſie zwiſchen Koppel-

ſchloß und Leib, wo ſie feſtgeklemmt ſitzt. Er muß beide Hände frei haben zum Handgranatenwerfen oder zum Schießen, wenn es nötig ſein ſollte. Nun aber weg und zurück in den deutſchen Graben.

Wenige Minuten ſpäter iſt der letzte deutſche Stoßtruppler wieder in der Ausgangsſtellung. Die Verwundeten wurden alle geborgen, die gefallenen Kameraden nach Möglichkeit auch mitgenommen. Langſam flaut das franzöſiſche Feuer ab. Über „Höhe 185" hängt der Pulverqualm in dichter ſchwarzer Wolke. Der deutſche Stoßtruppführer begibt ſich pflichtgemäß zu ſeinem Vorgeſetzten und reicht ihm die drüben gefundene franzöſiſche Ledertaſche. Man öffnet ſie. Lauter unweſentlicher Kram mit Inſtruktionen und Regimentsbefehlen über den Gamaſchendienſt im Ruhequartier.

Da ſind einige Beſtrafungen von Unteroffizieren und Mannſchaften mit Mittelarreſt wegen Urlaubsüberſchreitung oder ſonſtigen Dingen. Der Offizier hatte keine Zeit mehr gefunden, die bereits vom Oberſt unterſchriebenen Beſtrafungen den zuſtändigen Kompanien auszuhändigen. Niemals wird einer der Beſtraften dieſen Arreſt abzuſitzen brauchen. Dann kommen Meldungen über Verpflegungsſtärke des Stellungsbataillons. Auch dieſe Meldungen ſtimmen längſt nicht mehr. Der Entwurf eines demnächſt hinter der Front ſtattfindenden Sportfeſtes iſt auch dabei und ſoll den einzelnen Kompanieführern zur Stellungnahme oder Ergänzung unterbreitet werden. Auch dieſes Sportfeſt wird nie ſtattfinden. Der

ganze dicke Packen Meldungen in der Ledertaſche enthält leider wertloſe und überflüſſige Schreibereien. Am liebſten möchte man den ganzen Schwindel in die Ecke werfen oder dem Feldöfchen anvertrauen, aber es iſt nun einmal ſtrenge Anweiſung, alle auch unweſentlich ſcheinenden Papierſtücke aus franzöſiſchen Gräben unbeſchädigt auf den Dienſtweg zu ſchicken und ſie nach hinten zu befördern. Neugierig wird die Taſche aus beſtem Leder abgetaſtet. Ja, ſeht, das iſt doch noch wenigſtens Leder! Die Franzoſen drüben kennen anſcheinend überhaupt keine Knappheit.

Einer fährt mit der Hand in die Taſche und wühlt darin herum und findet — ein Geheimfach. Und ſiehe! In dieſem Geheimfach kniſtern noch zwei Befehle, ſchon etwas ſtockfleckig. Man entfaltet die Papiere, man lieſt.

Die ſprachkundigen deutſchen Offiziere ſchauen ſich an. Das iſt ja — — —, das iſt ja ein unerhörter Fang! Das iſt eine Beute, die zehnmal mehr wert iſt als die Gefangennahme von 21 Offizieren und 864 Soldaten! Allein dieſer beiden Papiere wegen hat ſich der Sturmangriff auf „Höhe 185“ glänzend gelohnt. Die Kameraden haben nicht umſonſt geblutet. Und jene, die es draußen gepackt hat, ſind wahrhaftig nicht umſonſt gefallen. Ihr Opfertod hat es ermöglicht, daß die überlebenden Kameraden bis in die franzöſiſchen Linien gelangen konnten, bis zum Handgranatenkampf und damit zum Fund der Ledertaſche.

Telephone ſummen, Melder flitzen. Ein Offizier, begleitet vom Stoßtrupp, der das Glück hatte, dieſe Taſche aufzuſtöbern und mitzubringen, begibt ſich auf kürzeſtem Wege zur Diviſion.

Auch dort gerät alles in Staunen, denn dieſer Fang iſt geradezu unwahrſcheinlich koſtbar. Die beiden Blätter enthalten nicht mehr und nicht weniger als die Note des Generals Nivelle, geleſen und vorgetragen vor dem Kriegsrat zu Chantilly am 14. Januar 1917, ſowie den Armeebefehl des Generals Mangin an die VI. Armee, datiert vom 16. Januar 1917. Nun wiſſen die Deutſchen, was Nivelle beabſichtigt und was ſich Mangin in der Gegend von Laon feſt vorgenommen hat.

Große Verſtärkungen oder Reſerven können trotzdem nicht herbeigezogen werden. Denn auch bei Arras, auch in Flandern machen ſich Zeichen von bevorſtehenden Großkämpfen deutlich bemerkbar. Es iſt unmöglich, jetzt einen Frontabſchnitt zu entblößen, um die ganze deutſche Abwehrkraft zwiſchen Reims und Soiſſons geſtaffelt aufzuſtellen.

Was mit Rußland ſein wird, weiß um dieſe Stunde noch kein Menſch. Man hat Nachrichten von drüben, daß die Revolution ſicher nicht mehr lange auf ſich warten laſſen wird, weil der Muſchik müde iſt und nach Hauſe will. Man weiß, daß der Krieg im Oſten unter allen Umſtänden bald beendet ſein muß. Aber noch gibt's keine Möglichkeit, Truppen aus der Oſtfront zu ziehen und an den bedrohten Damenweg zu werfen. Mit den vorhandenen Kräften muß die

deutſche Truppe haushalten. Noch iſt's zu früh zu irgendwelchen Schanzarbeiten in größerem Maßſtabe; die Erde iſt noch ſteinhart gefroren.

Wann wird der Angriff gegen dieſe deutſchen Stellungen am Damenweg losbrechen? Es ſteht nichts davon in den beiden abgefangenen Befehlen. Jeder Tag kann den Beginn dieſer Offenſive bringen. Werden jetzt die Franzoſen, nach dem Verluſt der beiden Meldungen, den Deutſchen zuvorkommen und den Zeitpunkt des Angriffs beſchleunigen? Nein, man verheimlicht General Nivelle dieſe peinliche Sache. Er ſoll es nie erfahren, daß die Deutſchen voll und ganz über ſeine Pläne unterrichtet ſind. Aber was macht's, daß die Deutſchen hier Beſcheid wiſſen! Ihre zahlenmäßige Unterlegenheit, die fehlenden Lebensmittel, das fehlende Material, die fehlende Munition, dies alles kann niemals ausgeglichen werden. General Nivelle braucht ſich wirklich keine Sorge zu machen.

Den ganzen Monat Februar über herrſcht in ſeinem Hauptquartier eine geradezu übermütige Stimmung. Mit geſchickter, ja geradezu brutaler Hand, wenn es ſein mußte, hat General Nivelle alle Hinderniſſe beſeitigt, hat eine vollkommene Einigung zwiſchen ſeinen Untergebenen und Mitarbeitern erzielt und ihnen ſeinen Plan unverändert aufgedrängt. Er läßt keinerlei eigene Meinung zu.

Nicht mal Haig gelingt es, in irgendeinem Punkt zu widerſprechen. Eine Zeitlang ſtehen die Briten trotzig abſeits. Aber am 26. Februar wird in Calais

ein Vertrag unterſchrieben, der eine volle Einigung zwiſchen den franzöſiſchen und den britiſchen Streitkräften in Frankreich herſtellt. Dieſer Vertrag zu Calais bedeutet für Nivelle wiederum einen Sieg ſondergleichen, denn er unterwirft Haig ſeinen Entſcheidungen. Der britiſche Oberbefehlshaber iſt zwar nicht Untergebener von Nivelle, aber alle ſeine Handlungen und künftigen Befehle dürfen nur unter dem Geſichtspunkt der großen Nivelleſchen Durchbruchsſchlacht gegeben werden.

„Unternehmen Alberich" ſteigt

Unſere Oberſte Heeresleitung muß ſich auf einen Rieſenkampf gefaßt machen. Wann er losbrechen wird, weiß kein Menſch. Aber alle Anzeichen dafür mehren ſich. Die Artillerietätigkeit nimmt von Tag zu Tag zu. Keine deutſche Batterie bleibt verſchont. Anmarſchwege, Stellungen, auffallende und gut ſichtbare Punkte im Gelände, alles wird planmäßig abgetaſtet. Man rechnet im Großen Hauptquartier mit dem Beginn der Offenſive für die erſten Märztage. Wird es gelingen, das Losbrüllen dieſer Rieſenſchlacht hinauszuzögern? Nur die Zeit kann noch für Deutſchland arbeiten, denn noch ſind die notwendigen Munitionsmengen nicht angefahren, ja, ſie ſind noch nicht mal bereitgeſtellt.

Mannigfaltige Schwierigkeiten müſſen überwunden werden. Unſeren U-Booten muß man Zeit

lassen, größere Unternehmen durchzuführen, um in die westliche Materialversorgung eine Bresche zu schlagen. Überhaupt, im Februar 1917, ist die Linienführung unserer Front nicht gerade günstig. Somit reift der Entschluß, zwischen Arras und Bailly in eine Sehnenstellung zurückzugehen und die inzwischen stark ausgebaute Siegfriedstellung zu beziehen, unter Aufgabe der vielgewundenen Stellungen im Gelände der Sommeschlacht. Durchschnittlich wird der Rückzug 15 Kilometer in der Tiefe betragen. Dieses Rückzugsmanöver bekommt im Dienstverkehr den Verschleierungsnamen „Unternehmen Alberich".

Am 4. März 1917 wird „Alberich" befohlen. Mit sofortiger Wirkung treten die Sprengkommandos in Tätigkeit. Auf dem gewaltigen Frontabschnitt, der mehr als 150 Kilometer lang ist, werden die Gräben planmäßig zerstört, die Unterstände zur Sprengung fertig gemacht, alle Verteidigungsanlagen abgetragen und das noch brauchbare Material nach rückwärts befördert. Die noch bewohnten Dörfer müssen geräumt werden. In seiner größten Tiefe, zwischen Roye und La Fère, beträgt das Rückzugsgebiet 45 Kilometer. Dazwischen befinden sich zahlreiche Dörfer, Brücken und Straßen. Die Zivilisten werden sofort ins Hinterland gebracht mit ihrem notwendigen Hab und Gut. Diese Maßnahme schafft unerhörte Verbitterung, aber sie ist notwendig, Weichheit ist im Kriege nicht am Platze, wenn es um Sein oder Verderben geht. Wenige Tage nach dem Verlassen ihrer Dörfer schafft man

die Ziviliſten maſſenweiſe in Sonderzügen über die Schweiz nach Frankreich. Sie erzählen dort von dieſer neuen deutſchen Maßnahme. Sie berichten, daß die deutſchen Pioniere das ganze Land in ein totes Schußfeld verwandeln und keinen Stein auf dem andern laſſen. Dieſe Maßnahme iſt ebenſo hart wie notwendig, denn unter keinen Umſtänden darf dem nachrückenden Gegner ein geeigneter Verteidigungspunkt überlaſſen bleiben.

Für den 16. März iſt der deutſche Rückzug feſtgeſetzt. Vorerſt bleibt dieſer Termin noch geheim. Nur wenige Eingeweihte wiſſen davon. An verſchiedenen Punkten, in den größeren Städten und Ortſchaften Noyon, Ham und Nesle, verſammelt man die zurückgebliebenen Ziviliſten, die wegen ihres hohen Alters oder wegen Krankheit und Gebrechlichkeit die Bahnfahrt zur Schweiz nicht hatten antreten können.

Es bedeutet für die deutſche Heeresleitung einen ſchweren Entſchluß, die Front zurückzunehmen; denn wird der Feind nun nicht frohlocken? Wird das für General Nivelle nicht ein Triumph ſein, eine neue Stärkung ſeines Durchbruchswillens.

Einerlei, es muß geſchehen. Die deutſche Abwehrfront fühlt ſich noch nicht ſtark genug. Man hat zuviel über die Gewalt der kommenden Rieſenſchlacht erfahren und will den Zeitpunkt ihres Beginns noch hinauszögern. Das deutſche Frontheer ſchafft ſich Schußfeld zwiſchen Arras und Bailly. Und dieſes Schußfeld iſt eine einzige große Wüſte, in der es für

den nachrückenden Gegner nichts gibt und nichts geben darf. Hier werden die nachdringenden Engländer und Franzoſen wochenlang arbeiten müſſen, um ihren Nachſchub zu ſichern, um neue Stellungen auszuwerfen und die Kampfſtellungen wieder zu beziehen.

Zu jeder Zeit kann der Rückzug auf die Siegfriedſtellung beginnen. Sobald es dem Feind einfallen ſollte, mit ſeiner Frühjahrsſchlacht loszuſchlagen, wird er auf leere deutſche Gräben ſtoßen, und ſein Trommelfeuer wird nur ein unbewohntes totes Zwiſchengelände umpflügen.

Immer wieder, ſolange noch die Zerſtörungsarbeiten in der vorderſten deutſchen Linie in Gang ſind, taſten die Franzoſen mit ſtarken Patrouillen vor, beſonders bei Noyon. Von deutſcher Seite wird nun abſichtlich kein Geheimnis mehr um den bevorſtehenden deutſchen Rückzug gewoben. Man möchte vermeiden, daß der Gegner die Räumung eines großen Gebietes als einen bedeutenden Erfolg ſeiner eigenen Waffen ausbeutet und damit die öffentliche Meinung der Welt für ſich gewinnt.

Am 16. März beginnt der Rückzug. Von jeder Batterie bleibt nur ein Geſchütz und feuert wie immer, um die Bewegung zu verſchleiern und den Feind am ſofortigen Nachdrängen zu hindern. Im Laufe der Nacht zum 17. März verlaſſen die letzten deutſchen Kompanien ihre Kampfſtellungen. Nur einige verwegene Patrouillen bleiben zurück und ſchießen bald

an dieſer, bald an jener Stelle der Gräben ihre Leuchtkugeln ab, jagen hin und wieder einen Streifen aus dem leichten Maſchinengewehr ins Niemandsland, hinüber zur franzöſiſchen Stellung.

Währenddeſſen marſchieren die Kameraden unverdroſſen rückwärts der Siegfriedſtellung zu. Erſt am folgenden Tag dringen die Franzoſen gegen die ſtumm gewordenen deutſchen Stellungen vor und finden das Neſt leer. Der franzöſiſch-britiſche Vormarſch zwiſchen Arras und Bailly beginnt. Jetzt könnte General Nivelle ſeinen Durchbruchsgedanken harte Wirklichkeit werden laſſen. Jetzt könnte er ſeinen Kavalleriemaſſen Aufſitzen befehlen und ſie auf die Verfolgung des abziehenden feldgrauen Gegners hetzen. Aber Nivelle traut der Sache nicht. Er kennt nicht den Umfang und die Tiefe des freiwilligen deutſchen Rückzuges. Er weiß auch, daß die Deutſchen in eiſerner Ordnung zurückgehen, nicht etwa gezwungen oder auf der Flucht vor ſeinen Soldaten, ſo wie es die Preſſe jauchzend dem franzöſiſchen Volk und darüber hinaus der ganzen befreundeten und neutralen Welt mitteilt.

Am 19. März wird Painlevé Kriegsminiſter. Seine erſte Amtshandlung am 20. März iſt ein Anruf im Großen Hauptquartier Nivelles. Painlevé fragt:

„Herr General, was halten Sie vom Rückzug des Feldmarſchalls Hindenburg? Paßt dieſe Bewegung in Ihren ausgezeichneten Kriegsplan, oder

Einzigartige Aufnahme eines geschichtlichen Augenblicks, am 16. 4. 17, kurz vor 6 Uhr. Die französische Infanterie steht schon auf den Grabenböschungen, erzbereit zum Sturm. Ein Oberst hat die Fahne ergriffen und schwenkt sie — eine letzte Ermahnung zur Pflichterfüllung

Die Schlacht beginnt: Geſchütz an Geſchütz, dicht nebeneinander ſtehen die Batterien, aus deren Schlünden die Nivelle'ſche Feuerwalze rollt

iſt's eine Durchkreuzung Ihrer Pläne und Ihrer Aufſtellung zur kommenden Schlacht?"

Und Nivelle, ganz jovial:

„Aber nicht doch, mein lieber Herr Miniſter, dieſen Rückzug haben wir ja längſt erwartet und vorausgeſehen. Wenn es mir möglich geweſen wäre, Hindenburg einen Befehl zu erteilen, ſo hätte ich ihm das befohlen, was er jetzt tut, alſo dieſen Rückzug. Sie ſehen doch, mein lieber Herr Miniſter, dieſer deutſche Rückzug paßt gerade vorzüglich in meinen Plan. Gewiß, es werden durch die Verkürzung der Front einige deutſche Diviſionen frei, aber vergeſſen Sie nicht, daß auf gleicher Frontbreite mehr franzöſiſche und britiſche Diviſionen ſtehen als deutſche. Nehmen wir an, es werden durch die Frontverkürzung zehn deutſche Diviſionen geſpart, ſo kann ich mit vollem Recht behaupten, daß wir ſelbſt, zu gleicher Zeit, 17 bis 20 Diviſionen einſparen und an anderer Stelle einſetzen können. Gewiß, Hindenburg hindert mich, meinen Angriff auf der Linie Noyon-Chauny-Crozat-Kanal zu führen. Gut, ich werde dieſen Punkt alſo nicht in meine Offenſive einbeziehen, weil mir Hindenburg hier am linken Flügel meiner Schlacht die Aufſtellung durcheinandergebracht hat und mir ausweicht. Aber ich werde dafür meinen rechten Flügel in die Champagne hinein verlängern. Unſere Schlacht wird ſtattfinden, und der Durchbruch wird gelingen, daran kann auch Hindenburg nichts ändern."

„Aber wenn Sie nach rechts um die entſprechende Anzahl von Kilometern Ihre Angriffsfront ver-

längern, General, dann wird ja die Hochfläche Craonne etwa im Mittelpunkt des Kampfes ſein," ſagt Painlevé. Und nach einer Weile:

„Gerade dieſe Hochfläche macht mir Sorge, General, der Feind hat ſie zu einer bedeutenden Feſtungsanlage ausgebaut. Wir wiſſen ſo gut wie nichts von dieſer Hochfläche, weil wir ſie nicht einſehen können und überhaupt an dieſer Stelle unſere Beobachtung ſehr gehindert iſt."

General Nivelle lacht ſiegesfroh:

„Herr Miniſter, die Hochfläche von Craonne macht mir kein Kopfzerbrechen. Ich habe ſie bereits in meiner Taſche, das wage ich zu behaupten. Es ſoll uns eine Kleinigkeit ſein, ſie gleich in der erſten Stunde der Schlacht einfach wegzuputzen, wie der Poilu ſagen würde. Ich befürchte nur eins, daß auch hier der Gegner ſich zurückziehen wird, bevor wir ihn richtig faſſen können. Es wäre furchtbar, Herr Miniſter, würde ſich der Gegner nicht zum Kampf ſtellen. Das iſt meine große Sorge. Ich hoffe doch, daß Hindenburg ſich ſtellen wird. Je ſtärker ſeine Reſerven, je dichter die Beſatzung ſeiner Verteidigungsgräben, deſto größer wird unſer Sieg ſein. Einen Feind, der vor uns herflieht, können wir nur noch verfolgen, aber einen Gegner, der ſich uns ſtellt, dürfen wir niederwalzen, zertrampeln, zerſtören, aufreiben. Es wird nichts von ihm übrigbleiben, und unſer Sieg wird glänzender ſein, als wenn wir hinter einem fliehenden Gegner in deſſen Land eindringen würden."

Am andern Ende des Drahtes, im Kriegsministerium zu Paris, herrscht einige Sekunden Schweigen. Painlevé ist überrascht von diesem ungeheuerlichen Optimismus. Er, der Zivilist, hat jetzt zu schweigen. Er fühlt sich ganz klein und ganz demütig vor so viel militärischem Können und so viel Draufgängertum. Und nun meldet sich wieder Nivelle mit seiner gewinnenden, jungenhaften Stimme:

„Natürlich wird alles nur so sein, wenn wir den Angriff mit Brutalität und Geschwindigkeit durchführen. Ich habe immer wiederholt und sage es Ihnen auch heute, Herr Minister, Geschwindigkeit und Brutalität werden es machen. Auch auf meine Poilus werde ich keine Rücksicht nehmen können. Sie werden die drei ersten Tage und Nächte durchmarschieren müssen. Das heißt, ich könnte ihnen vielleicht unten in der Ebene, am Rande des Flüßchens Serre, einige Stunden Ruhe gönnen, während meine Kavallerie die Verfolgung und Umzingelung deutscher Truppenverbände vornimmt. Aber ich kenne meine Soldaten, Herr Minister. Ich weiß, daß sie gern auf die Ruhestunden am Ufer der Serre verzichten werden. Die Begeisterung und das Siegesbewußtsein wird sie vorwärtstragen und alle Müdigkeit der langen Märsche vergessen machen.

Sie dürfen überzeugt sein, Herr Minister, jetzt haben wir das Heft in der Hand. Wir diktieren auf dem Schlachtfeld, und Hindenburg wird das tun müssen, was wir ihm auferlegen — — —."

Der Kriegsminister hängt ein. Man hat ihm General Nivelle als Phantasten, als Dichter und Optimisten geschildert. Aber was er nun zu hören bekam, geht über alle bösen Erwartungen. Er ruft die Nivelle unterstellten Generäle an und bittet sie um ihre unverblümte Meinung. Den General Franchet d' Esperey erreicht er beim schwierigen Aufbau des verlassenen deutschen Rückzugsgeländes. Dieser General verheimlicht keineswegs die unerhörten Schwierigkeiten in seinem Abschnitt, entstanden durch den Rückzug der Deutschen. Hier wird wahrscheinlich eine Offensive in absehbarer Zeit nicht möglich sein. Die Taktik der Väter vom Unternehmen „Alberich" hat hier schon ihre Wirkung gezeigt.

Der zweite Führer einer der Nivelleschen Durchbruchsarmeen, General Micheler, äußert gleichfalls schwere Bedenken. Er glaubt nicht an den schnellen Erfolg innerhalb weniger Stunden. Gewiß, nach seiner Ansicht ist es durchaus möglich, im Laufe der Zeit die deutschen Divisionen nach Norden abzudrängen und bis zur Stadt Laon zu gelangen, aber den Durchbruch, so wie ihn Nivelle sieht, hält er für ausgeschlossen.

General Pétain, der seit einigen Tagen die rechte Flügelarmee befehligt, rät überhaupt von der Offensive ab. Man muß, so sagt er, erst einmal größere Streitkräfte ins Trentino schicken und in Frankreich nur dann zur Offensive schreiten, wenn es den Deutschen einfallen sollte, mit den im Osten langsam freiwerdenden Divisionen hier anzugreifen.

Inzwischen ist die russische Front zusammengebrochen. Über dem Zarenreich lodert die Revolution. Im verschneiten Niemandsland, zwischen den Schützengräben, treffen sich Deutsche und Russen. Wenige Korps genügen jetzt zur Besetzung der langen Ostfront. Zahlreiche gut ausgeruhte und kampferprobte Divisionen, denen der wilde Bewegungskrieg noch im Blute liegt, werden frei für den westlichen Kriegsschauplatz. Deshalb befürchtet Pétain ein plötzliches Übergewicht auf deutscher Seite.

Nivelle steht einige Tage lang auf dem Spiel. Der Kriegsminister überlegt... Soll er den Oberbefehlshaber bitten, seinen Posten niederzulegen, oder ihm vorschlagen, auf die geplante Offensive zu verzichten? Soll er den größeren Truppenschub ins Trentino veranlassen? Es sind schwere Entscheidungen für den jungen Kriegsminister. Gut, er wird in den nächsten Tagen einen Kriegsrat einberufen.

Nivelle aber kümmert sich nicht um diese Dinge. Er weiß, daß man ihm mißtraut. Und je mehr diese Erkenntnis in ihm wächst, desto hartnäckiger wird sein Wille, durchzuhalten und die beabsichtigte Offensive in ihrer ganzen Wucht und ihrer ganzen Brutalität und Geschwindigkeit durchzuführen.

Letzte Vorbereitungen zur Schlacht

Der deutsche Rückzug in die Siegfriedstellung hat zwischen Oise und Aisne neue Verhältnisse geschaffen. Der linke Flügel des Nivelleschen Großangriffs wird nun nicht mehr an der Oise liegen, sondern an der Laffaux-Ecke. Von dieser Frontstelle nach rechts herüber bis Moronvilliers in der Champagne sind seit Mitte Februar fieberhafte Vorbereitungen im Gange. Das Trommelfeuer soll viele Tage dauern. Die Artillerie wird in mehreren Linien sinnvoll gegliedert stehen. Es kommt darauf an, die Minenwerfer so dicht wie nur möglich an die deutschen Gräben heranzuschieben, vielleicht sogar bis in die vordersten französischen Stellungen. Für alle diese Waffen müssen Bettungen gebaut werden. Die Munition darf nicht im Freien liegen, sondern muß in tiefen Stollen splitter- und feuersicher untergebracht werden.

Zwischen der Laffaux-Ecke und Reims werden 5345 Geschütze aufgestellt, das heißt, durchschnittlich auf je acht Meter ein Feuerschlund. Jedem dieser Geschütze stehen ungezählte Munitionsmengen zur Verfügung. Es braucht nicht gespart zu werden. General Nivelle hat nicht weniger als $6^1/_2$ Millionen Feldartillerieschuß für den Angriff angefordert.

Tag und Nacht werden die Granaten in endlosen Zügen herangefahren, abgeladen und durch anamitische Trägerkolonnen in die frischgebauten Batteriestellungen gebracht. Dann rollen schwere Vier-

und Sechstonnen-Laſtwagen an. Ihre Federn ächzen unter dem Gewicht der Granaten. Dieſe Laſtwagen bringen 1778000 Schuß ſchwerer und ſchwerſter Kaliber. Auch dieſe Munitionsmengen müſſen bis zum Tage des Angriffs, bis zum „Tag J", verſchoſſen ſein. Alsdann wird man eine weitere gleich große Menge längſt wieder bereitgeſtellt haben, um die vordringenden franzöſiſchen Sturmtruppen durch wirkſame Feuerkraft zu unterſtützen.

Nicht genug! Eine Million Grabenminen ſtehen bereit. Ihr hölliſches Krachen wird den Menſchen da drüben die letzte Beſinnung rauben. Eine Million Grabenminen auf einer Frontbreite von noch nicht ganz 50 Kilometern. Welche Furchtbarkeit, welches Entſetzen! Wird ein einziger Menſch lebend dieſer Hölle entrinnen? Wird überhaupt noch eine Fliege, eine Ratte, eine Laus am Leben bleiben?

Nein, alles Leben wird erſtarren und erſterben unter dem Donner von 1778000 Schuß ſchwerer Granaten, unter dem hölliſchen Ziſchen und Krachen von $6^1/_2$ Millionen Feldartillerieſchuß, unter dem Niederwuchten von einer Million Grabenminen. Neunmillionenzweihundertachtundachtzigtauſend Exploſionen werden die 50 Kilometer dieſes deutſchen Frontabſchnittes erſchüttern. Mehr als 180 Exploſionen auf den laufenden Meter Frontlänge werden es ſein.

Hat die Menſchheit ſolche Schrecken ſchon einmal erlebt? Wird es möglich ſein, dieſe Hölle noch zu ſteigern? Der große Plan muß gelingen. Und

Nivelles Kavalleriemaſſen werden ungehindert über ein Totenfeld reiten und Furcht und Schrecken im Hinterland verbreiten.

Außer den angegebenen Munitionsmengen liegen noch etwa 20 Millionen Granaten aller Kaliber als Ergänzungsmenge bereit. Es wird möglich ſein, täglich weitere 400 Eiſenbahnwagen Munition zu liefern. Die vorſtürmenden Infanteriemaſſen bergen in den Munitionskäſten ihrer Maſchinengewehrabteilungen 170 Millionen Infanterie-Patronen.

An der Spitze der Angriffswelle ſollen auserleſene Stoßtruppler ſchreiten. Faſt 7 Millionen Handgranaten werden ſie mitſchleppen, in Sandſäcken quer über der Bruſt. Die gefürchteten Gewehrgranaten werden beim Vorgehen auf die Stellungen des Gegners niederprasſeln und dort einen Regen von Tod, Feuer und $3^1/_2$ Millionen Exploſionen ausſpeien.

Zweimillionenſechshunderttauſend Franzoſen werden mit Wucht den Angriff in die deutſchen Linien tragen. Allein im engeren Rahmen der Durchbruchsſchlacht, im Aisne-Bogen, werden 1200000 Bajonette funkeln und als ſtarrender Wald von Stahl und Willen den erſchütterten feldgrauen Gegner vor ſich hertreiben.

Und dann werden 5 Kavallerie-Diviſionen, glänzend ausgerüſtet, mit beſtem Pferdematerial, in die Breſche ſpringen und werden reiten, reiten, reiten —

Auf dem linken Flügel der gewaltigen Schlacht ſollen 100000 Belgier zwiſchen Dixmuiden und

Steenſtraate den Totentanz gegen die feldgraue Front eröffnen, zuſammen mit den 1800000 Tommies des Feldmarſchall Haig.

Viermillionenfünfhunderttauſend alliierte Soldaten werden zweimillionenſiebenhunderttauſend Feldgrauen gegenüberſtehen. Es wird unmöglich ſein, diesmal nicht zu ſiegen!

Die Zeit der letzten großen Schlacht naht. Geld oder Arbeitskraft oder ſonſtiger Aufwand zählen nicht. Große Umgehungsbahnſtrecken ſind gelegt.

Auf 420 Kilometer Normalſpurbahn bringen 872 Eiſenbahnzüge mit zuſammen mehr als 26000 Wagen die erſte Munitionsrate heran in den Bereich der Feuerzone.

Von hier aus rollen Tauſende von Loren auf 50 Kilometern neu gelegter Schmalſpurbahn bis in die einzelnen Munitionsdepots. Faſt 100 Kilometer Straßenbau ſind im Aufmarſchgebiet notwendig geworden.

Einerlei, ſpielt überhaupt keine Rolle. Es ſpielt auch keine Rolle, daß über den Aisne-Kanal und die verſchiedenen mehr oder weniger breiten Waſſerläufe, die von Oſten nach Weſten hinziehen, 4500 laufende Meter ſchwere Brücken, 1160 Meter Übergänge für die Artillerie, 460 laufende Meter Brücken für die Kavallerie und 800 Meter Stege für Infanterie gelegt werden müſſen.

Hunderttauſend Anamiten, zweihunderttauſend weiße Schanzarbeiter und hundertachtzigtauſend Mann Territorialtruppen ſind unermüdlich mit dem Her-

richten dieſer Anmarſchwege und mit ſonſtigen Vorbereitungen beſchäftigt. Tag und Nacht rollen die Laſtwagen mit Werkzeug und Material. Tag und Nacht — Nacht und Tag. Unter dem Material ſoll Deutſchland erſticken, unter dieſem Material des Gegners.

Hat je ſchon einmal eine Schlacht in der Weltgeſchichte größere Vorbereitungen geſehen? Hier iſt eine Materialſchlacht, die ſelbſt die wundervoll erdachten und diſzipliniert ausgeführten Angriffe auf Verdun weit in den Schatten ſtellen. Kein Verhältnis zwiſchen den damaligen deutſchen Vorbereitungen und den Rüſtungen zur Nivelleſchen Durchbruchsſchlacht! Frankreich wirft ſeinen letzten Poilu, ſeine letzte Granate, ſeinen letzten Franc, ſeine letzte Hoffnung in die Waagſchale.

Und dieſem Frankreich wird es nun angſt vor ſolchem Tun. Dieſes Frankreich, das ſich anſchickt, ſeine letzten Kräfte rückhaltlos einzuſetzen auf Gedeih und Verderb, bekommt plötzlich Bedenken. Das Gewiſſen regt ſich und dies Gewiſſen heißt: Parlament!

Was hat das Parlament zu ſagen, wenn das Schwert ſpricht?

Läßt ſich vom grünen Tiſch aus Krieg führen? Sie ſollen ſich in der Sicherheit ihrer Etappe verkriechen, ſie ſollen daheim bleiben, dieſe überängſtlichen Parlamentarier!

Aber nein! In Frankreich hat der Abgeordnete das Recht, auch einem kommandierenden General

auf die Finger zu ſchauen und zu verſuchen, militäriſche Entſchlüſſe zu beeinfluſſen.

In dieſen kritiſchen Tagen der Vorbereitungen zur Schlacht reiſen mehrere Abgeordnete an die Front, beſuchen die einzelnen Heerführer, um die Stimmung der Truppe zu erforſchen. Und hierbei ſtoßen ſie auf die Meinungsverſchiedenheiten zwiſchen Nivelle und den ihm untergebenen Generälen. Beſonders General Micheler, der Führer der eigentlichen Durchbruchsarmee, fällt von Tag zu Tag mehr in einen düſteren Peſſimismus. Er glaubt nicht mehr an den Erfolg.

Ja, was ſoll die Truppe ſagen, wenn ſolcher Defaitismus bei ihren hohen Vorgeſetzten herrſcht. Wie kann der kleine Leutnant ohne Zaudern in den Tod gehen, wie kann der Regimentskommandeur von ſeiner Truppe, angefangen beim älteſten Stabsoffizier bis herunter zum letzten Poilu, jenen rückſichtsloſen und freudigen Einſatz verlangen, wenn beim Armeeführer General Micheler ſchon eine traurige Hoffnungsloſigkeit herrſcht!

Es herrſcht weiterhin, das erkennen die umherreiſenden Parlamentarier, eine ſcharfe Meinungsverſchiedenheit zwiſchen General Micheler und ſeinen beiden Unterführern General Mangin und General Mazel. General Mangin iſt mit Nivelle, dem Kameraden vom Douaumont, ſeeliſch verwandt und ſteht ihm auch ſonſt militäriſch näher. Er glaubt an Nivelle und an den Erfolg. Er allein iſt beſeelt von jenem Angriffsgeiſt, der nötig iſt, eine Schlacht ſieg-

reich zu ſchlagen. Die anderen Generäle bekennen ſich innerlich ſchon als Beſiegte, ehe überhaupt noch der erſte Schuß gefallen iſt.

Ganz am rechten Flügel, der bei Moronvilliers tief in die Champagne-Front hineinragt, dort am Angelpunkt der großen Drehſchlacht, die Hindenburgs Stellung für immer aus den Angeln heben ſoll, ſieht man einen dritten Peſſimiſten. Es iſt General Pétain, der ſich zwar entſchloſſen zu der ihm geſtellten Aufgabe bekennt, jedoch unverblümt zugibt, daß er Nivelles Plan für Unfug hält. Pétain iſt für weiſe und abwägende Taktik, nicht für ungeſtümes Vorwärtsſtreben.

Und die Poilus, die Träger des Angriffs, die Namenloſen, auf deren Bajonettſpitzen der Sieg ruht, ja, wie ſtehen ſie zur bevorſtehenden Schlacht? Die Parlamentarier horchen und ſchnüffeln umher. Sie gehen in die Maſſenquartiere, die man dicht hinter der Front in Wäldern angelegt hat. Sie beſuchen die Ortsunterkünfte, ſie horchen auf den Pulsſchlag der Armee. Und dieſer Pulsſchlag iſt regelmäßig und gut und geſund. Der namenloſe Frontſoldat, Offizier, Unteroffizier und Poilu, iſt rückhaltlos begeiſtert.

Was kann der Poilu bei dieſer Schlacht ſchon gewinnen? Für ſich perſönlich nichts, gar nichts. Die Ehre, die ſeine Truppe einheimſen wird, gilt nicht ihm und ſeiner kleinen und winzigen Perſon, ſondern der Fahne. Ihn erwartet mehr Mühe, Gefahr, Verwundung und vielleicht ſogar der kalte

Tod. Aber dennoch ist der Frontsoldat begeistert. Es ist das Los des namenlosen Frontsoldaten, hüben und drüben, nicht mehr mit dem Morgen zu rechnen, nicht mehr an sich zu denken, an seine kostbare eigene Person. Nein, das alles ist ausgewischt, untergegangen in einer großen schönen Kameradschaft angesichts der Gefahr und des Todes.

Er weiß nicht, der kleine Poilu, wann die Schlacht losbrechen wird. Er kennt nur die Formel und die lautet:

„Beginn der Endschlacht dieses Krieges ist am ‚Tag J'."

Der Oberbefehlshaber allein wird den „Tag J" bestimmen. Die Stunde des Losbrechens heißt „Stunde H".

Am „Tag J" zur „Stunde H" wird man marschieren, man wird freudig marschieren, um mit diesem Spuk endlich mal Schluß zu machen. Viel zu lange schon hat er gedauert, dieser blutige Krieg. Wann wird endlich der „Tag J" anbrechen?

Zur „Stunde H + 60 Minuten" wird man zwei Kilometer tief in die feindlichen Stellungen gedrungen sein. Zum Donnerwetter, laßt endlich den Tag und die Stunde kommen! Der Poilu ist geradezu in Hochstimmung. Wehe, wenn man ihn jetzt enttäuscht!

Ach wäre das jetzt eine Enttäuschung, wüßte der Poilu von der Uneinigkeit da oben beim Stabe! Nur die Parlamentarier wissen davon und haben einwandfrei erkannt, daß glühende Eifersüchteleien

das Schickſal Frankreichs gefährden. Wahrſcheinlich wollen Nivelles Untergebene einen offenen Streit herbeiführen, verbunden mit dem unvermeidlichen Stellungswechſel im Oberbefehl. Wer weiß, vielleicht wird den einen oder anderen von ihnen dieſer Befehlswechſel nach oben ſpülen.

Während in raſtloſer Arbeit bei Tag und bei Nacht ohne Ermüdung und ohne Weichheit, die große Durchbruchsſchlacht vorbereitet wird, durch Bereitſtellung von Menſchen und Material in unerhörten Ausmaßen, haben auch auf deutſcher Seite die Abwehrarbeiten begonnen. Man weiß, daß die „Heeresgruppe Deutſcher Kronprinz" den Hauptſtoß auffangen ſoll. In raſender Eile werden nun, nach Eintritt der Schneeſchmelze und des Tauwetters, rückwärtige Stellungen ausgehoben. Ein zweites Verteidigungsſyſtem entſteht auf der Kuppe jenes von Oſten nach Weſten gerichteten Höhenrückens, der mit dem Damenweg gleichläuft. Und weiter zurück, ſchon tief in der Ebene, die General Duchesnes Kavallerie-Diviſionen überreiten ſollen, bauen deutſche Armierungskolonnen neue Stellungen, bewehrt mit den neuzeitlichſten Verteidigungsanlagen. Die Armee von Boehm wird in der Mitte des Nivelleſchen Durchbruchsverſuches liegen. Ihre Diviſionen werden die ganze Wut des vorbereitenden Trommelfeuers zu ſpüren bekommen. Auch bei den Stäben der Generäle von Einem und von Below herrſcht um dieſe Zeit eine fieberhafte Tätigkeit.

Dem Poilu gilt die „Heeresgruppe Deutscher Kronprinz“ sozusagen als rotes Tuch. Die Kronprinzenarmee ist seit den Tagen von Douaumont, Vaux und Fleury ein Begriff in Frankreich geworden. Und nun soll der Poilu gerade diese gefürchtete Heeresgruppe anpacken, ihr den Todesstoß versetzen, Rache nehmen für die Tage und Wochen und Monate im Trichterfeld beiderseits der Maas. Jeder Soldat Frankreichs wird sein Letztes an Kraft und Opfermut hergeben, um die Kronprinzenarmee endlich zu schlagen, damit rechnet Nivelle, und diese Rechnung war auch entscheidend für die Wahl der Angriffsfront. Die härtesten Soldaten, die kampferprobtesten Krieger und die besten Führerköpfe der beiden Nationen stehen sich an der Aisne und in der Champagne erzbereit gegenüber.

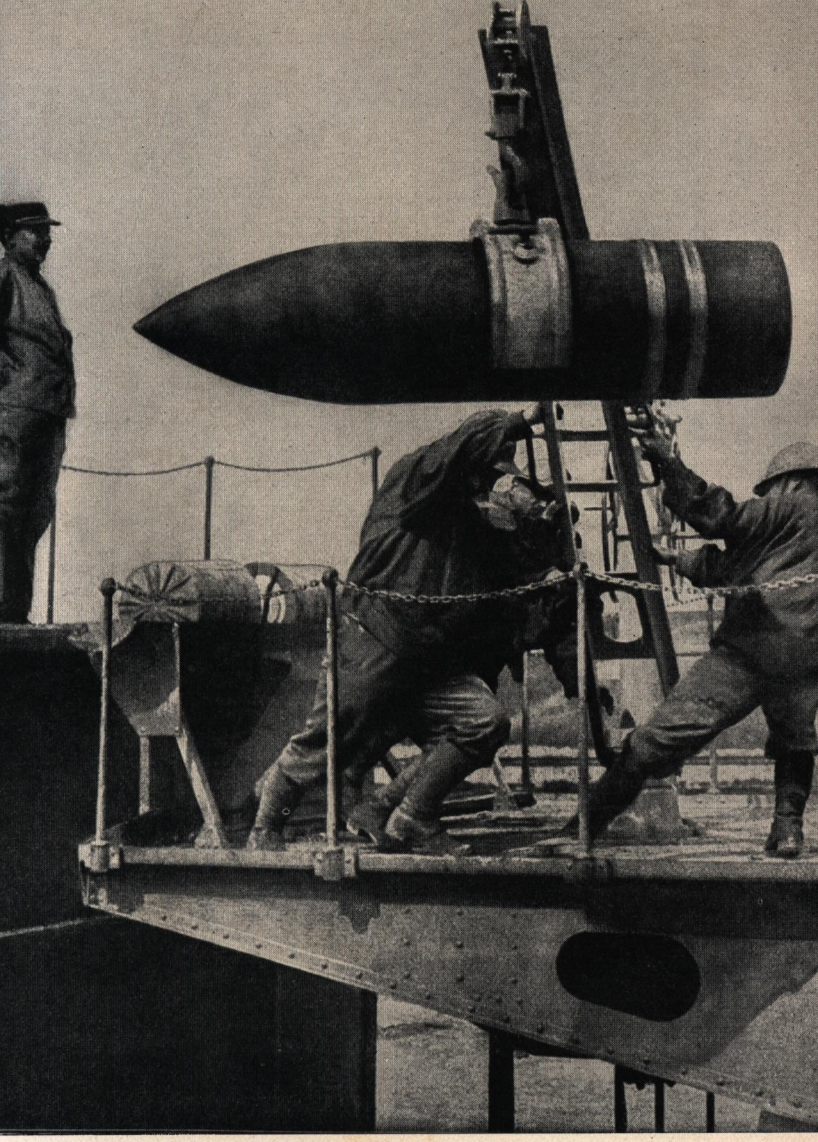
Jene alarmierenden Berichte der Parlamentarier, die vom Besuch der Armeestäbe zurückkehren, bleiben nicht ohne Einfluß auf die Regierung. Der Kriegsminister Painlevé beschließt, hier Klarheit zu schaffen, und lädt die am Angriff beteiligten Generäle zu einer Konferenz auf den 3. April. Die Zusammenkunft findet im Kriegsministerium zu Paris statt. Anwesend sind General Nivelle, dann Ministerpräsident Ribot, dann die drei Minister der nationalen Verteidigung Admiral Lacaze, der Munitionsminister Albert Thomas und der Kriegsminister Painlevé. Es ist ferner anwesend der Kolonialminister Maginot.

Der Kriegsminister hat vorerst von einer Ladung der einzelnen Armeeführer abgesehen. Er versucht jetzt ein letztes Mal, Klarheit zu schaffen. Er will auch Zusammenstöße vermeiden. Der Kriegsminister verheimlicht Nivelle gegenüber keineswegs jene Bedenken, die anläßlich des Besuchs der Parlamentarier bei den Stäben wach geworden sind. Das ist für den Oberbefehlshaber gerade das richtige Thema. Darauf scheint er gewartet zu haben. Er springt auf, er schlägt mit der Faust auf den Tisch und schreit:

„Meine Herren! Das ist eine bodenlose Feigheit. Was haben überhaupt diese Zivilisten in meinem Armeegebiet verloren! Noch habe ich zu befehlen. Ich lasse mich nicht von sensationslüsternen Kammerabgeordneten beschnüffeln. Ich dulde nicht, daß meine Maßnahmen hinterlistig durchkreuzt werden. Ich verbitte mir ein für allemal diese Reisen von Männern, die besser daran täten, als Armierungssoldaten mit der Schippe in der Hand vorne zu schanzen, als Unfrieden und Mißtrauen zu säen. Ich werde sofort Anweisung geben, daß jeder Zivilist, der sich im Bereich der Angriffsarmee sehen läßt, unverzüglich festgenommen und wegen versuchter Spionage vor ein Kriegsgericht gestellt wird."

Diesen Ausbruch nehmen die Anwesenden keineswegs tragisch. Sie kennen den leicht erregbaren Charakter des Oberbefehlshabers.

„Ich würde nicht dulden, daß in Ihrem Dienstbereich jemand gegen Sie konspiriert oder spioniert, Herr General," sagt der Kriegsminister ruhig und



Schwerſte Granaten werden auf die deutſchen Linien abgefeuert, um die Reſerven in ihren Naturgrotten und Höhlen zu erſchüttern und zu erſchlagen

Französische Sturmkompanien geraten beim Gang zur vordersten Linie in die Feuerwirkung der deutschen Batterien. Rasch wird volle Deckung genommen, während eine deutsche Salve heranheult

sachlich. „Aber ich bitte Sie, mir zu glauben, daß nur die Sorge um das Wohl der Armee diese Männer zu ihrer Rundreise veranlaßt hat. Herr General, das Leben des französischen Poilus steht auf dem Spiel. Das kostbarste Gut, das Frankreich augenblicklich besitzt, sind seine Soldaten. Deshalb werden Sie die Sorge der Parlamentarier verstehen können. Ihre untergebenen Generäle sind nicht voll und ganz vom Gelingen des großen Angriffsplanes überzeugt. Man spricht viel von der stark ausgebauten Hindenburg-Linie. Wie es heißt, soll St. Quentin von den Deutschen uneinnehmbar ausgebaut worden sein. Der Durchbruch zwischen Reims und Soissons wird als stärkstes Unternehmen bezeichnet, weil die Deutschen gerade in diesem Abschnitt in letzter Zeit starke Befestigungen anlegen und Tag und Nacht schanzen. Und dann befürchten Ihre Generäle die Ungunst der Witterung — —"

General Nivelle wehrt ungeduldig ab: „Haben Sie mich deswegen kommen lassen, Herr Minister? Wurde diese Konferenz wegen solcher Kleinlichkeiten angesetzt? Ich erkläre Ihnen und den andern versammelten Herren hiermit, daß dies alles für mich kein Hindernis bedeutet. Die angeblich uneinnehmbar befestigte Hindenburgstellung ist eine Attrappe, weiter nichts, ein Blendwerk, mit dem unsere leichte und mittlere Artillerie schnell fertig werden. Für die Infanterie bedeutet diese Hindenburg-Linie nur einen Graben mehr auf dem Weg nach vorne, wobei doch so mannigfaltige Gräben weggenommen werden müssen.

Was die Stadt St. Quentin anbetrifft, so kann ich Ihnen verraten, daß diese Verteidigungsanlage nur in der Phantasie unseres Nachrichtendienstes existiert. Werfen Sie bitte einen Blick auf die Karte. Sie werden sehen, daß St. Quentin eigentlich schon in der Zange der Armee des Generals Franchet d' Esperey liegt. Sie haben Bedenken wegen des Durchbruchs zwischen Reims und Soissons? Diese Bedenken teile ich nicht. Ich sage es zum letztenmal, unsere Durchbruchsarmee wird die ersten beiden Stellungen mit geringen Eigenverlusten wegnehmen. Ich weiß genau, daß man diese beiden ersten Stellungssysteme erst wegnehmen muß, will man die dritte und vierte Linie unschädlich machen. Keine Aufregung darüber!

Ich weiß fernerhin, daß ich nur bei gutem Wetter den Befehl zum Angriff erteilen werde. Die Sonne des Sieges, meine Herren, die alte Sonne von Austerlitz wird den ‚Tag J' bescheinen. Unsere Nordarmee wird sich spätestens drei Tage nach dem Vorbrechen unserer Sturmkolonnen nördlich des Serreflusses mit der Aisne-Armee vereinigen und ihr die Hand zur großen beginnenden Verfolgungsschlacht reichen.

Was befürchtet man eigentlich, meine Herren? Ich verstehe Ihre Bedenken nicht. Ich habe es bereits gesagt und schon einige Male in Befehlen und Anordnungen wiederholt, daß nur Schnelligkeit und Brutalität zum Ziel führen werden. Ich setze mir selbst eine Frist von 24, sagen wir mal 48 Stunden.

Sollte innerhalb dieſer Zeit der beabſichtigte Durchbruch nicht erreicht ſein, dann hat es keinen Zweck mehr, noch darauf zu drängen, denn ich möchte keine zweite Sommeſchlacht beginnen, ein zermürbendes Langſamtreten auf engem Raum mit ungezählten Verluſten und unerhörtem Materialverbrauch. Nein, ich will den raſchen Durchbruch. Und ich werde ihn erreichen!"

Nach ſtundenlangen Geſprächen und Beratungen kommt man zu folgendem Ergebnis:

„Der Oberbefehlshaber wird den Beginn der Offenſive zum Zeitpunkt der günſtigſten moraliſchen, phyſiſchen und metereologiſchen Bedingungen für die franzöſiſche Armee feſtſetzen. Er wird ſich vor einem zu frühen und unnützen Opfer an Menſchen und Material hüten und die Infanterie erſt nach der reſtloſen und gründlichen Zerſtörung der beiden vorderſten feindlichen Stellungen aus den eignen Gräben ſchicken."

General Nivelle reiſt ins Große Hauptquartier zurück. Wieder einmal hat er dieſen blaſſen Ziviliſten da hinten die ſoldatiſche Stirn geboten und ihnen unverblümt ſeine herzhafte Meinung geſagt. Er freut ſich, er fühlt ſich ſiegesbewußt im vollen Recht ſeines Tuns. Dieſe Auseinanderſetzung, ſo glaubt er, war beſtimmt die letzte. Jetzt haben dieſe wehleidigen Federn da hinten zu ſchweigen, jetzt muß die Tinte aufhören zu fließen; denn das Schwert will ſprechen.

Am gleichen Tag, dem 3. April, melden ſich die von der Front zurückgekehrten Parlamentarier beim Präſidenten der Republik Raymond Poincaré. Sie beſchwören das Staatsoberhaupt, noch einmal ſeinen perſönlichen Einfluß einzuſetzen, um dieſe Offenſive, die ſicher zu einer Maſſenſchlächterei franzöſiſcher Soldaten ausarten wird, vor Beginn in letzter Stunde zu verhindern.

„General Micheler, der Führer der Durchbruchsgruppe," ſo ſagen ſie, „hat uns gegenüber die erſchütternde Erklärung abgegeben, daß es höchſtens zu der Wegnahme eines ſchmalen Geländeſtreifens in 10 bis 12 Kilometer Tiefe kommen könnte, alſo ein Ergebnis, das in keiner Weiſe den Vorbereitungen und dem gewaltigen Einſatz von Menſchen und Material gerecht ſein wird. Das ſchlechte und naßkalte Wetter wird nicht nur die Manövrierfähigkeit der Durchbruchsarmee herabmindern, ſondern auch dem Poilu am zweiten oder dritten Tag jede Luſt am weiteren Kampf nehmen."

Die Parlamentarier bitten den Präſidenten der Republik, ſeinen ganzen Einfluß einſetzen zu wollen, um dieſe Offenſive zu verhindern oder wenigſtens ihren Beginn bis zur ſchönen und wärmeren Jahreszeit hinauszuzögern.

Poincaré möchte ſich Klarheit verſchaffen. Was wird nun eigentlich geſpielt? Frankreich iſt der Vernichtung preisgegeben, wenn ſeine Generäle nicht einig ſind. Das iſt ja beginnende Meuterei, aber von oben herab. Sofort wird für den 6. April in Compiègne

eine Beſprechung anberaumt. Im Salonwagen fährt Poincaré hin. Es iſt derſelbe Wagen, in dem 19 Monate ſpäter Marſchall Foch nach Compiègne fahren ſoll, um hier die deutſche Waffenſtillſtandskommiſſion zu empfangen, ihr die ſchmachvollſten Bedingungen zu überreichen, die je ein Heerführer ſeinem tapferen Gegner zu überreichen wagte.

Der Sonderzug des Präſidenten der Republik wird im Walde von Compiègne auf ein Nebengleis geſchoben und ſteht etwa dort, wo er im November 1918 durch Zufall oder mit Abſicht ſtehen wird. Zweimal ſieht jener düſtere, von Granatfeuer gelichtete Wald die Schickſalsſtunde der Welt, ſieht Leben oder Tod der beiden Völker. Diesmal, am 6. April 1917, will Frankreichs ſchwerſte Stunde gerade beginnen.

Poincaré hat den Kriegsminiſter Painlevé und die Miniſter der Beſprechung vom 3. April mitgebracht. Geladen ſind ferner die Generäle Micheler, Franchet d' Eſperey und Pétain. Selbſtverſtändlich iſt Nivelle anweſend, denn auch für ihn geht's nun um Sein — oder Nichtſein. Es ſteht nicht zur Debatte, ob er den Poſten eines Befehlshabers niederlegen ſoll oder nicht. Nein, die Fage iſt, ob Nivelle überhaupt ſeine Durchbruchsarmee marſchieren laſſen darf, oder ob er die kühnen Hoffnungen begraben ſoll. Es geht jetzt um das raſche Ende des Krieges, um einen großen, herrlichen Sieg, oder um einen langſamen, zähen Kampf, der Frankreichs Erde vielleicht erſt nach Jahren befreien wird.

Nivelle fühlt sich bei dieser Unterredung wie vor ein Kriegsgericht gestellt. Er belauert seine Gegner. Jeder einzelne Mensch hier ist sein Widersacher. Nein, er hat keinen Freund unter den Anwesenden. Die undankbare Aufgabe, diese peinliche Sitzung eines verschleierten Gerichts über Nivelle zu eröffnen, fällt auf den Kriegsminister Painlevé.

„Meine Herren! Wir stehen am Vorabend großer Ereignisse. Die ganzen Kräfte der Nation sollen eingesetzt werden. Können wir dies verantworten, frage ich Sie? Wir können es nur, wenn das erreichte Ziel den Einsatz, der ohne Zweifel sehr blutig sein wird, rechtfertigt. Wir müssen verhindern, daß unser Heer sich hieran verblutet — —." So spricht der Kriegsminister Painlevé und will sich in langen Darlegungen ergehen, doch Nivelle unterbricht ihn fast barsch und erklärt:

„Alles, was gesagt werden muß, ist bereits wiederholt gesagt worden und in der Konferenz zu Chantilly festgelegt. Außerdem bin ich allein verantwortlich für die gesamte Durchführung dieses Unternehmens, dessen Plan von mir stammt. Ich werde diese Verantwortung zu tragen wissen. Ich habe diesen Worten nichts mehr hinzuzufügen."

Nivelle blickt kampfesmutig um sich. Jedem einzelnen Anwesenden schaut er scharf in die Augen. Und siehe, alle werden unruhig. Sie verlieren die Nerven. Poincaré bittet nunmehr Franchet d' Esperey um seine Meinung. Und dieser General berichtet von ungeheuren Schwierigkeiten in seinem

Frontabſchnitt, hervorgerufen durch den planmäßigen Rückzug der deutſchen Truppen anläßlich des „Unternehmens Alberich“. Franchet d' Eſperey hält es für ratſam, in ſeinem Befehlsbereich den Angriffsplan zu ändern.

Nun ſoll Micheler ſeine Anſicht kundtun. Er verwickelt ſich in ſcharfe Widerſprüche und wird mehrfach von Nivelle zu Verbeſſerungen gezwungen. Schließlich bekennt er ſich voll und ganz zu der Nivelleſchen Taktik, die er wenige Tage zuvor noch, in Anweſenheit der ſenſationslüſternen Parlamentarier, mit Stumpf und Stil verleugnet hat. Die Verhandlungen droht immer mehr einen unerquicklichen Verlauf zu nehmen.

Ganz offen macht Pétain Front gegen den Nivelleſchen Plan und hält eine Erſtürmung oder gar ein Überſchreiten der zweiten deutſchen Linie für gänzlich ausgeſchloſſen. Sehr ausführlich, in langſamer Sprache, mit gut gewählten Worten, legt General Pétain ſeine Meinung dar. Seine Anſicht iſt für General Nivelle geradezu vernichtend.

Nachdem Pétain geſprochen hat, herrſcht eine Weile eiſiges Schweigen. Was wird Nivelle nun ſagen? Nivelle erhebt ſich. Sein Geſicht iſt eiſig. Er blickt langſam rundum, blickt in lauter verſchloſſene Geſichter, in lauter Feindſeligkeit und eiſige Abwehr.

„Herr Präſident! Es hat keinen Zweck mehr, meine Ausführungen zu wiederholen. Ich ſehe es ein. Man will mich nicht verſtehen, man will mich

nicht anerkennen. So bleibt mir denn nichts übrig, als Ihnen, dem Präsidenten der Französischen Republik, mein Amt als Oberbefehlshaber zur Verfügung zu stellen."

Nivelle setzt sich. Schweigen lastet bleischwer. Draußen über dem Salonwagen peitscht der Frühjahrssturm dünne Schneeflocken durch das noch tote Gehölz. Manchmal weht es von fern daher ganz laut und bebend. Die Front brüllt. Im Artois, am linken Flügel, eröffnet Marschall Haig mit seiner Artillerie in diesem Augenblick das Vorbereitungsfeuer der gewaltigen Durchbruchsschlacht nach dem Plan des Generals Nivelle.

Hier, im engen Raum des Salonzuges, mitten im düstern Wald von Compiègne, hören es die Menschen und empfinden, daß es jetzt kein Zurück mehr geben darf. Nein, zuviel der Worte. Jetzt muß die Tat sprechen. Warum noch lange zögern, warum nicht auch einmal alles, aber auch alles, den letzten Mann, das letzte Pferd und die letzte Patrone, in die Schlacht werfen?!

General de Castelnau erhebt sich und weist mit der Hand gegen Nordwesten, wo Arras liegt und das Kampffeld um Vimy, auf dem um diese Minute der britische Feuerorkan entfesselt brüllt und tobt. „Meine Herren," sagt er, „hören Sie das Lied der Schlacht da draußen! Während wir hier sitzen und unfruchtbar überlegen und reden und reden, nimmt das Schicksal seinen unerbittlichen Lauf. Über unsere Sorgen und Erwägungen hinweg geht der

Krieg einfach zur Tagesordnung über. Es gibt in dieser ernsten Stunde nur zwei Erwägungen:

Hat die französische Regierung Vertrauen zu Nivelle? Wenn sie dies Vertrauen hat, dann muß sie ihm jede Handlungsfreiheit gewähren. Niemand darf es gestattet sein, sich in die Pläne des Generals zu mischen.

Oder:

Hat Frankreich das Vertrauen zu Nivelle nicht mehr? Dann allerdings wird der Präsident der Republik den angebotenen Rücktritt entgegennehmen müssen. Ein Zwischending gibt es nicht mehr angesichts der Kanonen, die bereits zu sprechen begonnen haben."

Die lähmende Hilflosigkeit weicht augenblicklich. Poincaré und Painlevé erheben sich lebhaft und bitten Nivelle, den Oberbefehl zu behalten. Nivelle aber gibt sich beleidigt und trotzig und lehnt energisch ab. Und da spricht Poincaré mit erhobener Stimme:

„Herr General! Wir befinden uns im Krieg und müssen daher strengere Maßstäbe anwenden als sonst. Es geht nicht um uns, es geht um Frankreich. Als Präsident der Französischen Republik könnte ich Ihnen den Befehl geben, auf Ihrem Posten zu verbleiben, aber ich werde diesen Befehl nicht geben, denn ich weiß, daß dieser Appell an Ihre vaterländische Gesinnung nicht ungehört verhallt."

Der Kriegsminiſter und die anderen Herren und anweſenden Ziviliſten umringen Nivelle. Sie beſchwören ihn, auf ſeinem Poſten zu verbleiben.

Er weiſt auf die Quertreibereien hin, entlarvt ſchonungslos die Eiferſüchteleien ſeiner untergebenen Generäle. Er redet ſich allen Zorn der letzten Wochen von der Seele und das beruhigt ihn. Und Pétain erklärt:

„General! Was ſoll Frankreich von Ihnen denken, wenn Sie jetzt, im entſcheidenden Augenblick, zurücktreten? Das Heer ſteht bereit, der letzte Poilu erwartet von Ihnen, daß Sie ihn zum Siege führen, wie Sie es verſprochen haben. Und nun wollen Sie nicht mehr?“

Da brauſt Nivelle noch ein letztes Mal auf:

„Wer will nicht? Ich will nicht? Jawohl, ich will! Aber man möchte mich im Stich laſſen, man möchte mich dieſer Aufgabe nicht gewachſen ſehen. Aber ich bin dieſer Aufgabe gewachſen, meine Herren, ich bin es! Gut, ſo werde ich denn bleiben. Frankreich ſoll mich nicht fahnenflüchtig ſehen. Gut, meine Herren, ich bleibe!“

Stumm reicht der Präſident der Republik dem Oberbefehlshaber die Hand, drückt ſie lange. Das Vertrauen iſt wiederhergeſtellt.

„Endlich ein Mann, ein voller Mann, an der Spitze der franzöſiſchen Armee,“ ſagt Poincaré zu ſeinen anweſenden Miniſtern, als Nivelle trotzig und ohne ſeine Generäle eines Blickes zu würdigen, den Salonwagen verläßt. Pétain, Micheler und

Franchet d'Esperey haben in diesem Augenblick eine schwere moralische Niederlage erlitten.

Aus der Ferne brüllt stärker und stärker das Trommelfeuer vom Artois.

Deutscher Heeresbericht
Großes Hauptquartier, 6. April 1917
Westlicher Kriegsschauplatz

Der Artilleriekampf an der Artois-Front hat sich in den letzten Tagen bedeutend gesteigert. Besonders von Angres bis zum Südufer der Scarpe lag gestern in Zeitwellen starkes Feuer aller Kaliber auf unseren Stellungen. Mehrfach vorstoßende englische Erkundungsabteilungen wurden von unsrer Grabenbesatzung zurückgeschlagen.

Auch an der Aisne-Front kam es im Anschluß an unser gestern gemeldetes, in dem beabsichtigten Umfange voll geglücktes Unternehmen bei Sapigneul, nördlich von Reims, zu lebhaftem Feuerkampf. Wir haben dort 15 Offiziere, 827 Mann gefangen, 4 Maschinengewehre und 10 Minenwerfer mit viel Munition erbeutet ...

Oberleutnant Freiherr von Richthofen hat seinen 35. und 36. Gegner abgeschossen ...

Der Erste Generalquartiermeister:
Ludendorff.

Ein geglücktes Unternehmen bei Sapigneul? Dazu noch im Abschnitt der kommenden, großen Ereignisse! Was ist's um diesen deutschen Vorstoß?

Nur ein kleineres Teilunternehmen, weiter nichts, kaum erwähnenswert angesichts der Dinge und Ereignisse, die gleich das Gesicht des großen Schlachtfeldes verändern werden. Die 10. Reserve-Division unter Generalleutnant Dallmer hat südlich vom Berry-au-Bac auf dem linken Ufer der Aisne einen erfolgreichen Angriff auf die gegenüberliegenden französischen Gräben gewagt. Mehrere Stoßtrupps des Res.-Inf.-Regiments 81, das zur anschließenden 21. Inf.-Div. gehörte, ferner das Reserve-Pionier-Bataillon 5 waren am Unternehmen beteiligt.

Was wollten diese schwachen Kräfte? Hatten sie vielleicht die Absicht, das Gefüge der französischen Front in diesem waffenstarrenden Winkel zu erschüttern, oder den Aufmarsch frischer Angriffstruppen zu vereiteln? Nein, es handelte sich hier nur um einen breit angelegten Erkundungsvorstoß. Es sollte außerdem ein flankierendes Grabenstück an der Brücke von Sapigneul genommen werden,

Die deutschen Sturmtruppen stießen bis zum Fontainesbach durch und brachen auf der ganzen Breite in die französischen Gräben ein. Fünfzehn Offiziere und 827 Mann wurden als Gefangene abgeführt, 10 Minenwerfer, mehrere Maschinengewehre und große Mengen Munition konnten erbeutet werden. Die eigenen Verluste waren mit 6 Offizieren und 442 Mann an Toten und Verwundeten ziemlich hoch. Nach Zerstörung aller Befestigungsanlagen und Sprengung der vorhandenen Unterstände zogen sich die Feldgrauen

wieder in die Ausgangsſtellungen zurück. Das Unternehmen war gelungen, alles befehlsgemäß erreicht.

Dieſer kühne Vorſtoß war reich an bemerkenswerten Einzeltaten. Wie immer bei ſolchen Unternehmen, ſtanden die einzelnen Sturmgruppen plötzlich vor überraſchenden Aufgaben, deren Löſung vom Mut und der Kaltblütigkeit der jeweiligen Führer abhing. So hatte ſich Offizierſtellvertreter Bormann vom Infanterie-Regiment 155 bis an das Trümmerdorf durchgearbeitet. Nur ein ſchwacher Trupp von ſechs Mann, mit Handgranaten bewaffnet, war noch bei ihm, als er unverhofft auf einen Bataillonsunterſtand des 3. Zuaven-Regiments ſtieß.

Kurzer, harter Handgranatenkampf. Einige Franzoſen fallen, andere entkommen, mehrere müſſen ſich ergeben. Bormann ſteigt in den düſteren Unterſtand, in dem noch dicht der bittere Qualm der Handgranatenzündungen hängt, rafft alle Papiere, Karten und umherliegenden Meldungen zuſammen. Stolpert über einen Toten, der eine Meldemappe am Koppel trägt. Schnell auch dieſe Mappe geleert und alles Geſchriebene in einen Brotbeutel geſtopft. Und dann raſch weg, denn ſchon beginnt die deutſche Artillerie ihr Abrieglungsfeuer — —

Zur gleichen Minute — ſeltſame Verdoppelung der Ereigniſſe — gelingt es dem Pionierunteroffizier Lamprecht, faſt unter ähnlichen Umſtänden, in einem franzöſiſchen Artillerie-Beobachtungsſtand einige Gegner zu überraſchen und ihnen viele Papiere,

Skizzen, Zeichnungen, Karten und Meldungen abzunehmen.

Beide Abteilungen, sowohl die des Offizierstellvertreters wie auch die des Unteroffiziers, kehren mit ihrer papiernen Beute und den Gefangenen in die eigenen Linien zurück.

Beim Sichten dieses Materials gab's wieder eine große Überraschung wie damals, am 15. Februar auf Höhe 185. Im Beobachtungsstand bei Sapigneul hatte Unteroffizier Lamprecht einen wichtigen Korpsbefehl erbeutet, während Offizierstellvertreter Bormann mehrere Ergänzungen und Einzelausführungen zu diesem Befehl mitbringen konnte. Die Meldung enthielt klipp und klar Aufgabe und Kampfziel für zwei Armeekorps. Er bestimmte als Kampfziel für diese Truppenteile die noch weit in der deutschen Etappe liegende Linie Prouvais-Proviseux-Aumenancourt. Ganz unumwunden war hier auch die Angriffstaktik auf den Brimont klargelegt. Und Fort Brimont war das Stierhorn dieser Frontecke.

Erst im Laufe des Abends gelangten französische Sturmtruppen wieder in den Besitz der von unseren Soldaten inzwischen verlassenen Walstatt. Fieberhaft durchsuchten die Poilus jeden Winkel, jeden Sappenkopf, jedes Grabenstück. In jeden Stollen krochen sie, jeden Toten drehten sie um und leuchteten ihm mit der Taschenlampe spähend ins Gesicht. Und immer wieder hieß es: „Nein, er ist es nicht." Ganz verzweifelt hastete ein Generalstabsoffizier

durch die Stellung und feuerte die ſuchenden Poilus an. Kein Fetzen Papier blieb unbeachtet.

„Wenn er in Gefangenſchaft geraten iſt, dann wird er doch hoffentlich den Korpsbefehl vernichtet haben," ſagte der Generalſtabsoffizier zu einem Fronthauptmann.

„Kein Zweifel, er wird daran gedacht haben," beruhigt der Hauptmann. Und da kamen ſie gelaufen und meldeten aufgeregt, Verzweiflung in der Seele:

„Da hinten am Ausgang des Bataillonsunterſtandes liegt er — tot —!"

Man begab ſich dorthin, man unterſuchte den Toten. Kein Zweifel, das war der Offizier, der kurz vor Beginn des deutſchen Angriffs den wichtigen Armeebefehl bei ſich getragen hatte und zum nächſten Truppenteil unterwegs war, um die Papiere dort bei den höheren Dienſtſtellen vorzulegen. Jetzt, wenige Tage vor Beginn der Schlacht war man vorſichtig geworden. Es ſollte nichts mehr in Feindeshand fallen. Kein wichtiger Befehl wurde mehr durchs Telephon weitergegeben, ſeitdem man die Gewißheit hatte, daß der Gegner durch Erdleitungen mithören konnte. Nein, ganz wichtige Befehle vertraute man einem Offizier an und ſchickte dieſen vom einen Truppenteil zum andern. Und nun war dieſer junge Leutnant mit dem Armeebefehl, der für die Regimenter von zwei Armeekorps alle Einzelheiten des kommenden Großangriffs regelte und vorſchrieb, in den Feuerüberfall bei Sapigneul geraten.

Kein Zweifel! Dieſer Tote hier war der Offizier mit dem wichtigen Armeebefehl. Seine gelbe Taſche hatte er noch umgeſchnallt. Aber ſie war geöffnet und zerriſſen. Man ſah es, ſie war in Eile, aber doch gründlich unterſucht worden. Und wer ſie unterſucht hatte, daran war auch nicht mehr zu zweifeln; denn neben dem Toten lag eine vergeſſene deutſche Handgranate und ein ſcharfgeſchliffener deutſcher Infanterie-Spaten.

Sofort wurde Meldung erſtattet. Der Draht arbeitete. Die ganze Nivelleſche Durchbruchsoffenſive war ja in Gefahr. Ein ſchwacher Troſt nur, daß vielleicht die Deutſchen die ganze Tragweite des erbeuteten Befehls nicht erfaßt haben könnten. Vielleicht ging ihnen das Papier unterwegs im Niemandsland verloren. Sofort wurden ſtarke Patrouillen ausgeſchickt. Bis zum deutſchen Drahtverhau hinüber unterſuchten ſie jedes Granatloch, jede Grasnarbe, jeden von Splittern und Exploſionen zerzauſten Buſch. Auf jeden hellen Gegenſtand, der irgendwie herumlag, ſtürzten ſich die Suchenden, in der Hoffnung, den vermißten Korpsbefehl als wertlos weggeworfenes Papier zu finden, kehrten aber nach Stunden unverrichteter Dinge wieder in die eigenen Linien zurück.

Inzwiſchen war die Nacht vergangen, und am 5. April in der Frühe wußte General Micheler, daß Aufſtellung und Angriffsplan ſeiner beiden rechten Flügelkorps verraten waren. Nicht ſofort meldete er die Hiobspoſt ſeinem Vorgeſetzten, dem

Nach dem heldenhaften Reiterangriff der Briten am 11. April 1917. Die Trümmer einer Schwadron vom Regiment Essex Yeomanry kehren ins Quartier zurück: ein Leutnant und 7 Reiter auf abgetriebenen, schmutzüberkrusteten Pferden. Am schweren Gepäck und den prallen Vorratstaschen erkennt man, daß es ein langer Ritt sein sollte

General Robert Georges Nivelle,
der tragische Feldherr, als Oberbefehlshaber des französischen Heeres im Frühjahr 1917

Oberbefehlshaber Nivelle, denn für den folgenden Tag war ja die Zusammenkunft in Compiègne angesetzt. Micheler ahnte, daß diese Zusammenkunft sehr stürmisch verlaufen würde.

Erst am Abend dieses ereignisreichen 6. April, nach Rückkehr ins Hauptquartier, noch erfüllt vom Zorn über die versuchte Zurücksetzung, aber schon viel zu matt in der Seele, um sich noch über irgendwelche anderen Dinge aufregen zu können, erfährt Nivelle durch schriftliche Meldung, daß sich bei Sapigneul etwas Furchtbares ereignet hat, etwas, das wohl hundertmal schlimmer ist als der Verlust von 15 Offizieren und 867 Mann. Diesmal steht vielleicht Sein oder Nichtsein von zwei Armeekorps, ja, einer ganzen Durchbruchsarmee auf dem Spiel. Die Deutschen wissen nun mit hoher Wahrscheinlichkeit alle Einzelheiten des bevorstehenden Großunternehmens. Nivelle überlegt. Soll er nun die Offensive abblasen? Welch ein Triumph für seine Gegner, welch eine Möglichkeit für jene, die ihn kaltstellen wollen. Nein, das darf nicht sein. Man wird es ihm als Schwäche auslegen, wenn er jetzt den Angriff abbläst. Marschall Haig wird sich mit vollem Recht auf die Abmachungen in Chantilly berufen, wird erklären, daß britisches Blut nicht allein zu fließen hat. Schon stehen die britischen Sturmregimenter da oben bereit. Die Artillerieschlacht tobt und die ganze ungeheure Maschinerie des Materialkampfes ist entfesselt.

Kann er, der Oberbefehlshaber, es nun wagen, dies alles aufzuhalten, nur weil den Deutſchen vielleicht Kenntnis eines Armeebefehls wurde? Vielleicht? Nein, unmöglich! Die Schlacht wird und muß ſtattfinden. Über den Verluſt der wichtigen Meldung darf nicht mehr geſprochen werden. Überhaupt, was wollen die Deutſchen jetzt noch, wenige Tage vor Beginn des Unternehmens? Ihre noch möglichen Abwehrmaßnahmen können nur gering ſein. Man wird ſie überwalzen, unter dem Material erſticken. Die Schlacht wird ſtattfinden.

Und dann iſt eine andere Nachricht da und hält ganz Frankreich und damit die ganze Welt in Atem: Amerika hat die diplomatiſchen Beziehungen zu Deutſchland abgebrochen und den Kriegszuſtand erklärt. Amerika iſt Trumpf. Alles andere wird null und gering für dieſen Tag. Amerika wird marſchieren. Aber wann?

Währenddeſſen rollen die deutſchen Erſatzdiviſionen heran. Es iſt nicht viel, was die Oberſte Heeresleitung hinter die bedrohte Frontlinie werfen kann. Nur über 14 Diviſionen verfügt ſie im Augenblick. Man beordert die Truppe in Ortsunterkünfte möglichſt dicht hinter der Kampflinie. Unabläſſig rollt die deutſche Artillerie heran, begibt ſich in Feuerſtellung, ſchanzt ſich ein. Zug hinter Zug wird Munition herangefahren. Unſere Truppe iſt in beſter Stimmung. Eine Zeitlang geiſtert bei der Oberſten Heeresleitung ſogar der Gedanke, durch

einen Großangriff dem französischen Durchbruchsversuch zuvorzukommen. Der Plan wird aber sofort wieder verworfen. Auch zu einer Geländeaufgabe, wie sie General der Artillerie von Höhn vorschlägt, kann man sich nicht entschließen. Er hat den Plan einer beweglichen Abwehrfront aufgestellt. Danach soll die vorderste Linie nur dünn besetzt bleiben, so daß die Masse des zu erwartenden französischen Trommelfeuers ins Leere schlägt. Nach Eindringen in die deutschen Linien müßte der Gegner sofort wieder durch einen kräftigen Gegenstoß, aus der Tiefe geführt, zurückgeworfen werden. Die Oberste Heeresleitung scheut vorerst das Wagnis eines solchen Gegenangriffs und fordert, daß jede Truppe das ihr anvertraute Gelände restlos in der Hand behält, allerdings mit der Möglichkeit der beweglichen Verteidigung.

Langsam wächst die brüllende Schlacht.

Es ist kein plötzliches Losschlagen, kein überraschendes Niederprasseln unzähliger Granaten, wie der Blitz aus heiterem Himmel, nein, das seit Wochen schon lebhafte Feuer wird von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde stärker, brüllender, tobender. Und jeder Soldat hüben und drüben weiß, daß die ganz große Schlacht begonnen hat. Der letzte feldgraue Musketier, der fast irrsinnig vom zunehmenden Toben und Krachen im halberdrückten Stolleneingang sitzt, weiß genau, daß dies Feuer nun tagelang nicht mehr abbrechen soll und daß es aus ihm nur eine Erlösung geben kann, nur ein

Ende — das Vorbrechen der franzöſiſchen Sturmwellen.

Und der letzte Kanonier, der das Glück hat, ſich betäuben zu können, da er nicht untätig liegen muß wie der Infanteriſt vorne, weil er ſchießen und ſich wehren darf und Granate um Granate hinüberjagen kann in die franzöſiſchen Batterien, dieſer Kanonier weiß, worum es jetzt geht.

Jeder Offizier, jeder Schanzarbeiter, jeder, der da lebt und atmet im Raume der Fronten, hüben und drüben, weiß, worum es geht. Eine Rieſenſchlacht wird es ſein, getragen vom Opfermut und von der Vaterlandsliebe feldgrauer und horizontblauer Männer. Eine Schlacht ohne Weichheit und Schonung, dies nach dem Willen Nivelles letzte, große Treffen im weit und breiten Feld.

Die Nivelleſche Schlacht

Zwiſchen La Fère und Brimont ſteht die deutſche Verteidigung in dieſen erſten Apriltagen bereit. Es iſt aber kein ſtarrer Gürtel aus Menſchenleibern, Stahl und Beton, ſondern ein bewegliches und elaſtiſches Band, das ſich, je nach Lage und Feindestaktik, ausdehnen kann, das ſich zurückdrängen läßt, um gleich darauf wieder mit Wucht vorzuſchnellen, das Ergebnis einer neuen Taktik, die nun ihre Feuertaufe erhalten ſoll. Locker ſoll die Verteidigung ſein und dennoch im Ganzen geſehen unnachgiebig feſt und hart.

Am linken Flügel liegen zwei Infanterie-Diviſionen des 13. Reſerve-Korps in vorderſter Linie. Im Rahmen des XI. Armeekorps hat die Gruppe Vailly vier Stellungs-Diviſionen eingeſetzt. Daran anſchließend, von Cerny bis Craonne, liegen drei Front-Diviſionen vorne, und bei Berry-au-Bac bis zum Knie der Aisne ſind's wiederum drei Front-Diviſionen des 15. bayriſchen Armeekorps. Am linken Armeeflügel bis nördlich Reims ſoll die Gruppe Brimont, das heißt das 10. Reſervekorps mit drei Diviſionen, die Stellung halten.

Das ſind 15 deutſche Diviſionen in vorderſter Linie, keine völlig unverſehrten Truppenteile mehr, ſondern Formationen, die ſchon in den vorbereitenden Stellungs- und Patrouillenkämpfen herbe Verluſte erlitten haben. Die Mannſchaften ſind ſchwer mitgenommen durch das ſtete Schanzen und Arbeiten und Herrichten von Stellungen in Kälte, Näſſe und Schneegeſtöber. Noch in den erſten Apriltagen, als man den losbrechenden Angriff für die nächſten Tage erwartet, werden ſieben deutſche Eingreifdiviſionen herangezogen und hinter der ganzen Frontlinie an den beſonders gefährdeten Stellungen verteilt. Zweiundzwanzig deutſche Diviſionen werden nun die gewaltige Schlacht über ſich ergehen laſſen müſſen. Und von ihrer Tapferkeit wird es abhängen, ob die Verfolgungsarmee des General Duchesne, die Kavalleriemaſſe, den Säbel in der Fauſt, die deutſchen Bagagen weit über Siſſonne hinweg bis an die Maas verfolgen kann. In die ſchwieligen

Hände der braven, namenloſen Musketiere, Kanoniere und Grenadiere dieſer 22 Diviſionen hat das Vaterland ſein Schickſal gelegt.

Am 13. April, während das Trommelfeuer ſich zur höchſten Wucht ſteigern wird, ſoll noch das Generalkommando des Gardekorps unter General der Infanterie von Quaſt zwiſchen die Armeegruppen Siſſonne und Brimont eingeſchoben werden. Die links anſchließende III. Armee hat auf ihrem rechten Flügel das 7. Reſerve-Korps mit drei Stellungs-Diviſionen, anſchließend das 14. Korps mit ebenfalls drei Diviſionen. Je eine Eingreif-Diviſion ſteht unter jedem Korps bereit. Weiterhin links anſchließend folgt das 12. Korps mit vier Front-Diviſionen.

Die ganze Wucht des entſcheidenden großen Durchbruchsangriffs ſoll nach dem Plan Nivelles in erſter Linie der VII. deutſchen Armee gelten, alſo den oben aufgeführten 22 Diviſionen. Die III. Armee wird erſt ſpäter, beim Aufrollen der Flügel, in den Großkampf verwickelt ſein. Dieſe Armee wird ſich in der Hauptſache Pétain vornehmen müſſen.

In dieſer Aufſtellung wird die deutſche Front an der Einbruchsſtelle von der Gewalt des Trommelfeuers erfaßt.

Am 6. April läßt das Schneegeſtöber mit trübem, undurchſichtigem Wetter nach. Starker Wind erhebt ſich und treibt die Wolken fort. Beſte Fernſicht für

Flieger und Artilleriebeobachtung herrſcht, ein großer Tag auch für die Männer in den Feſſelballonen. Der deutſche Frontſoldat ſieht plötzlich eine überraſchend große Zahl dieſer Feſſelballone drüben beim Gegner aufſteigen. Für die Bewohner der alten Stadt Laon iſt es ein Erlebnis, dieſe zahlreichen gelben Rieſenwürſte fern am Horizont über den Höhen ſchaukeln zu ſehen. Dicht nebeneinander ſtehen die Ballone in der klargefegten Aprilluft und blicken weithin über den Damenweg hinweg ins deutſch-beſetzte Hinterland. Für den Einwohner der Stadt Laon ſind ſie wie ein ferner Gruß aus Frankreich. Und für den Landmann, der ſeinen Acker pflügt, mit geliehenen deutſchen Truppenpferden, weitab vom verderbenbringenden Bereich des Krieges, ſind dieſe ſchaukelnden Feſſelballone da drüben wie ein Wink zum Ausharren und zum Hoffen. Denn auch die Zivilbevölkerung im abgetrennten Frankreich weiß ſchon, daß ſich etwas Großes vorbereitet und daß die Befreier bald nahen werden.

Es kommen aber inzwiſchen andere Grüße aus dem fernen Vaterland. Es ſind Grüße aus Stahl. Sie bringen den Tod. Sie heulen heran, ſie zerberſten an den Bahnlinien, ſie platzen und flammen dort, wo deutſche Truppentransporte verladen werden. Sie heulen hinüber auf den Hügel der Zitadelle von Laon.

Am Karfreitag dieſes Jahres 1917 wuchtet ein ſchweres Geſchoß durch die gotiſchen Mauern des herrlichen Domes und reißt eine tiefe Breſche in das kunſtvoll verſchlungene Steinfiligran, zertrümmert

Scheiben, Säulen und Decken, ſät Tod, Verderben und Entſetzen. Die Ziviliſten, die ſich am Fuß der Kathedrale eingefunden hatten, um aus der Ferne dieſe beginnende Rieſenſchlacht am ſüdlichen Horizont zu ſehen und vielleicht die Ankunft der Befreier zu erſpähen, weichen jäh und laufen hinunter in die Tiefſtadt. Sie haben wieder einmal die harte Fauſt des Krieges geſpürt, jene Fauſt, die rückſichtslos zuſchlägt und alles zermalmt, ob Freund oder Feind, weil es im Kriege nicht um den einzelnen Menſchen gehen kann und darf, ſondern um ein ganz großes und ganz umfaſſendes Ziel.

Aber was ſind dieſe Schrecken, von franzöſiſchen Langrohrgeſchützen Dutzende von Kilometern weit in die deutſche Etappe getragen, was ſind ſie ſchon gegen die Schrecken ohne Ende, die nun für alle deutſchen Stellungsdiviſionen angebrochen ſind und zehn Tage lang dauern werden! Zwiſchen Vauxaillon und Moronvilliers liegt die Landſchaft unter Qualm und Flammen. Die franzöſiſche Artillerie muß doch ſchießen, um das ihr aufgegebene Penſum zu erledigen. Jede Batterie hat in der Stunde ihre beſtimmte Zahl Granaten abzufeuern. Das weiß ſie. Und der Tag hat 24 Stunden, und man wird noch fünf oder ſechs oder ſieben oder vielleicht noch mehr Tage feuern, immerzu. Sollte ein Geſchütz dabei zerſpringen, ſollten die Rohre berſten vor Hitze und Überbeanſpruchung — einerlei! Man wird neue Geſchütze in die Batterieſtellungen fahren. Es braucht nicht geſpart zu werden. Munition iſt da, ſoviel eine

Schlacht je geſehen hat, ſoviel ein Menſchenhirn überhaupt zuſammenrechnen kann.

Die deutſchen Batterien wehren ſich Schuß um Schuß. Wollen keine Antwort ſchuldig bleiben. Am hellen Tag, im neugierigen Glotzen der hundert und mehr Feſſelballone, umſchwärmt und argwöhniſch beobachtet von franzöſiſchen Fliegern, brauſt ein deutſches Einſenbahngeſchütz auf glatter Schienenbahn im Höllentempo nach vorne, gezogen und gedrückt von zwei ſtarken D-Zug-Lokomotiven, gelangt trotz ſchwerſter Beſchießung ungehemmt bis in den Feuerbereich der franzöſiſchen Feldbatterien! Mag es fahren, das Geſchütz! Es wird da vorne ſeinem Schickſal nicht entgehen. Es fährt den franzöſiſchen Batterien ſozuſagen in den Schlund, denn ſein Ziel iſt weit.

Irgendwo im großen Wald von Pinon, wo es ſich jetzt in einem Dickicht verborgen hält auf einer Gleisabzweigung bei Anizy, will der Feind es aufſtöbern und zuſammenſchießen. Das Geſchütz aber ſteht nicht untätig, nein, ſein langes Rohr richtet ſich drohend empor. Zahlen ſchwirren, werden wiederholt, weitergegeben. Kommandos hallen durch den Wald, Befehle hin und her. Nur wenige Tauſend Meter hinter dem vorderſten Graben ſteht das Geſchütz.

Aus der ſicheren deutſchen Hinterfront würde ſeine Reichweite nicht genügen, denn die Granate ſoll eine gewaltige Strecke bezwingen. Ein großes Ziel lockt, das Ziel aller Ziele. Genau haben die Offiziere am Geſchütz die Entfernung ausgemeſſen, haben

Wind, Wetter und alle anderen Luftverhältniſſe berückſichtigt. Nur ein Schuß darf es ſein, ein einziger Schuß, denn nicht länger als fünf Minuten darf das koſtbare Eiſenbahngeſchütz vorne im gefährdeten Feuerbereich der Frontbatterien bleiben. Und genau am vorberechneten Bahnkilometer ſteht das Rieſenrohr drohend gereckt. Jetzt heißt es: „Feuer!“

Sekundenlang überdröhnt ein gemeiner, niederträchtiger, urgewaltiger Ton das Brüllen der nahen Schlacht, und eine Stichflamme leckt haushoch über die höchſten Bäume hinweg. Der Gluthauch dieſer Rieſenflamme läßt die Baumkronen aufkniſtern. Praſſelnd ſchlägt der Brand hoch. Doch, das Werk iſt vollbracht, denn ein Geſchoß, ein Rieſengeſchoß aus dieſem noch lebenden, zitternden und wie eine Glocke ſingenden Geſchützrohr heult und johlt mit einer Geſchwindigkeit von tauſend Metern in der Sekunde in flachem Bogen einem gut errechneten Ziel entgegen — — —

Währenddeſſen ſtehen in der Nähe von Vendreſſe, weitab im Süden, hinter der franzöſiſchen Angriffsfront, mehrere Munitionszüge, die man gerade entlädt. In Erdlöchern, auf Stapeln, zuſammengebracht auf einem verhältnismäßig kleinen Raum, liegen ſchon 45000 ſchwere und ſchwerſte Briſanzgranaten beiſammen. Hier in Vendreſſe, in einem rieſigen Munitionsdepot, wartet das Futter für die ſchwerſten franzöſiſchen Batterien. Hier liegt der unerbittliche Tod, der ſchon in den nächſten Tagen aus den Rohren

weittragender Eisenbahngeschütze tief in die deutsche Etappe heulen und dort Verwirrung und Schrecken säen soll. Hier liegen die schweren und schwersten Granaten der letzten Trommelfeuerstunden. Sie sollen, kurz vor dem Losbrechen der Infanterie, am denkwürdigen „Tag X" die erkannten Eingänge der Naturhöhlen und Stollen drüben bei den Deutschen einwuchten und die feldgrauen Reserven gefangensetzen, ersticken, erledigen. Eine gefährliche Macht liegt hier zusammengedrängt im Munitionsdepot von Vendresse. Morgen schon soll der Abtransport der Granaten zur Front und in die einzelnen Stellungen der schwersten Mörserbatterien beginnen.

Nur mit halbem Ohr vernehmen die hier arbeitenden Poilus die vorne brandende und brodelnde Schlacht. Was geht sie die Schlacht da vorne an. Sie haben hier ihre Arbeit und ihre Front. Nein, es ist keine Kleinigkeit, täglich mit den schweren Granaten umzugehen. Es ist fernerhin nicht ungefährlich, hier leben und hausen zu müssen. Aber von den Deutschen selbst werden sie nie etwas zu sehen und zu hören bekommen. Kein deutsches Geschütz wird je seine Geschosse bis hierher senden — —

In diesem Augenblick rauscht es in der Luft. Es ist wie das Niedergehen eines Kampfflugzeuges, halt — es ist mehr, es ist schon wie das rücksichtslose, energische Bremsen eines ganzen Munitionszuges, der plötzlich stehen soll, der auf glatten Schienen gleitet, der mit geblockten Rädern holpert, stockt und

donnert. Es iſt der Ton, der etwas Urhaftes, etwas nie Gehörtes in ſich birgt.

Nur ſekundenlang dieſer Ton, dieſer Schrei aus der Luft. Und dann hat die deutſche Granate aus dem Wald von Pinon, der Sendbote aus dem am hellen Tag in genauer, verwegener Fahrt herangebrachten Eiſenbahngeſchütz, ſein Ziel erreicht.

Luft und Erde beben auf mehr als 40 Kilometer im Umkreis. Eine hohe dunkle Wand ſtrebt empor, eine Mauer aus Stein, Erde, Granaten, Fahrzeugen, Eiſenbahnſchwellen und zerriſſenen Menſchenleibern . .

Das rieſige Munitionsdepot von Vendreſſe iſt in die Luft geflogen — —!

Deutſche Beobachtungsflieger, die den Auftrag haben, aus der Höhe die Wirkung des deutſchen Eiſenbahngeſchützes zu beobachten, kehren um und bringen die Meldung vom unerhörten und raſchen Erfolg. Und währenddeſſen durchſuchen die Batterien den Wald von Pinon und wollen das deutſche Geſchütz vernichten. Schwere Granaten taſten wütend die Eiſenbahnlinie ab. In der Ferne aber, unſichtbar in der inzwiſchen angebrochenen Dämmerung, fahren zwei Lokomotiven, Rauchfahnen im Nacken. Zwiſchen ſich, gezogen und geſchoben, das ſiegreiche, unverſehrte deutſche Eiſenbahngeſchütz.

Bis zum folgenden Morgen noch brüllen die Exploſionen im Munitionslager bei Vendreſſe. Die bereitgeſtellten Munitionszüge brennen, die Baracken brennen, der Wald ringsum brennt, und jedesmal, wenn das Feuer einen neuen Munitionsſtapel erreicht,

geht alles mit gewaltigem Toben und Krachen in die Luft. Man muß das Rieſendepot ausbrennen laſſen bis auf die letzte Granate, bis auf die letzte Kartuſche. Ausbrennen, nur ausbrennen. Nichts iſt zu retten, kein Geſchoßkorb, kein Fahrzeug, nichts.

Fünfzig Poilus, die ihre Abkommandierung zum Munitionsdepot als Lebensverſicherung in dieſem männerfreſſenden Krieg angeſehen hatten, ſind ſpurlos verſchwunden, von der Exploſion zu Aſche und Staub zermalmt, zerrieben, vernichtet. Nicht einmal ein Uniformfetzen, nicht einmal eine Stiefelſohle, nicht einmal eine Gamaſchenſchnalle findet man von ihnen. Weitere hundert Poilus liegen ſterbend in der Kirche von Vendreſſe, wo man in Eile ein Feldlazarett errichtet hat.

Meldung geht an General Nivelle. Man verheimlicht dem Oberbefehlshaber keineswegs den ſchweren Schlag. Man berichtet ihm über die Vernichtung der ſchweren Munition.

Und Nivelle:

„Wieviel Granaten waren es?“

„Fünfundvierzigtauſend ſchwere und ſchwerſte Geſchoſſe, Herr General!“

„Was ſind ſchon 45000 Geſchoſſe, meine Herren, das iſt der Bedarf eines Tages für die ſchwere Artillerie der Armee Mazel. Spielt keine Rolle, meine Herren, ſpielt abſolut keine Rolle. Wenn uns die Boches 45000 Granaten ſprengen, dann werden wir ihnen 450000 ſchwere Granaten auf den Pelz brennen. Eine Bagatelle, meine Herren, ein kleiner

Zwiſchenfall. Es rollt ja doch alles ab, wie es abrollen muß. An 45000 Granaten mehr oder weniger wird Frankreich nicht zugrunde gehen, aber Deutſchland wird ſeine Niederlage nicht aufhalten können. Der Durchbruch, meine Herren, wird ſtattfinden!"

Zwiſchen Reims und Soiſſons brüllt das Trommelfeuer. Am Oſterſonntag, dem 8. April, iſt's ſo ſtark, daß eine Erhöhung der Wucht und der Geſchoßdichte anſcheinend nie mehr erreicht werden kann. Aber nein, ab Oſtermontag haben weitere Batterien eingegriffen. Denn nun ſtellt es ſich heraus, daß die deutſche Artillerie noch nicht ohnmächtig niedergekämpft iſt, wie es Nivelle zuerſt angenommen hat. Im Gegenteil, die deutſche Artillerie wehrt ſich verzweifelt.

Kaum iſt eine Batterie durch ſchwere und ſchwerſte franzöſiſche Geſchoſſe ausgeräuchert, kaum haben die gelichteten Beſpannungen in heroiſchem Draufgängertum und Wagemut die von Splittern verſchrammten Rohre mit den vielfach durchlöcherten und verbeulten Schutzſchilden aus den Bettungen gezogen, da machen die Geſchütze an anderer Stelle wieder Front und eröffnen das Feuer, bis man ſie auch dort ermittelt, erſpäht und niederkämpft. Manchmal müſſen die deutſchen Kanoniere die Geſchützſtellungen verlaſſen, weil ſchwere Munitionsentzündungen getroffener Geſchoßſtapel ihre gefährlichen Splitter umherſetzen. Bald aber ſind die Männer wieder am Geſchütz und ſchießen, ſchießen!

Wie ist's vorne in den deutschen Infanteriestellungen? Schon am Tage nach Ostern gibt es keine deutschen Infanteriestellungen mehr. Alles ist zermalmt, überpflügt, vernichtet. Unter einer undurchdringlichen Wolke von Gas und Geschoßqualm, unter der Wand der roten Explosionen, unter dem tödlichen Regen der surrenden und peitschenden Geschoßsplitter liegt eine öde, fast menschenleere Trichterlandschaft.

Verschwunden die letzten Grasnarben, verschwunden das junge Grün, das schon im ersten Frühlingsahnen gleich nach der Schneeschmelze zu sprießen und keimen begonnen hatte. Nur die helle, zähe Kalkerde jener Gegend verbirgt sich unter dem Rauchschleier der Materialschlacht. Große und kleine Kalk- und Kreidebrocken sind es, von der Wucht der Entzündungen aus den Eingeweiden der Erde an die Oberfläche geschleudert. Frierend, hungrig, den Tod erwartend, kauern in der Tiefe dieser Kreidelöcher die letzten Überlebenden der deutschen Grabenbesatzung. Ihre Maschinengewehre, ihre Munition, ihre Handgranaten haben sie in rasch geschaufelten Erdnischen untergebracht, zum Schutz gegen Splitter. Es regnet. Der Wind pfeift eisig daher, bringt Feuchtigkeit und tauenden Schneematsch.

Eine Wohltat wäre es, sich unter die Zeltbahn zu legen, sich unter dem wasserdichten Stoff gegen die Unbilden der Witterung zu schützen. Aber nein, die Feldgrauen frieren lieber. Zu kostbar sind Zeltbahnen. Die Zeltbahnen müssen Gewehre und

Maſchinengewehre, Munition und Handgranaten vor Näſſe zu ſchützen. Mit zärtlicher Gebärde haben die Schützen ihre Waffen und die Munitionskäſten in die herrlichen Zeltbahnen gewickelt und vorſorglich verſtaut. Lieber jetzt Unbill leiden, als nachher, im entſcheidenden Augenblick, wehrlos daſtehen.

Nachts liegt das Trommelfeuer wie ein Lavaſtreifen auf den Höhen des Damenweges. Wie feurige Lohe, wie eine glühende Maſſe laſtet die Wucht unzähliger Exploſionen auf den deutſchen Stellungen. Gleich rieſigen Irrlichtern tanzen die Einſchläge franzöſiſcher Granaten weit drunten in der Ebene im deutſchen Hinterland. An den Brennpunkten des Etappenverkehrs, an den Anmarſchwegen, an den Kanalübergängen, an den Brücken und an den Ausgängen der Ortſchaften, in denen man Truppenunterkünfte vermutet, iſt der Feuertanz beſonders ſtark und rückſichtslos.

Die Nächte ſind geſpenſtig klar und mondhell. Meiſt verziehen ſich die Wolken nach Sonnenuntergang, und dann leuchtet ein ſternenvoller, ſamtſchwarzer Himmel über der gemarterten Erde. Die Sternbilder ſcheinen herabzutropfen. Dieſe Stunden der Sichtloſigkeit benutzt der deutſche Infanteriſt zum Atemholen. Verwundete werden weggeſchafft, Tote geborgen oder mit einigen Schaufeln voll mitleidiger Erde bedeckt. Man weiß es, morgen wird das Trommelfeuer ſie ja doch wieder aus der Allmutter Erde reißen, aber der Kameradſchaftspflicht iſt Genüge getan. Keine Minute bricht

Am 16. April 1917 um 6.00 Uhr in der Frühe südlich vom Damenweg. Der Sturm ist gerade losgebrochen. Die zweite Welle läuft in der Halbdämmerung rasch nach vorne

Am Rande der wundgepeitschten Hochfläche von Craonne stehen um 6.30 Uhr des 16. April 1917 die Poilus der Reserve sturmbereit. Im Hintergrund des Bildes die hohe Wolke aus Geschoßqualm. Kleinere Abteilungen begeben sich in die vorderste Linie

das Feuer auf die deutschen Stellungen ab, während dieser Nächte um Ostern. Aber die Granaten jaulen jetzt meist weiter rückwärts auf Laufgräben und Anmarschwege. Der Mann des vorderen Trichterfeldes kann aufatmen bis zum Morgengrauen. Man zählt die Verluste und stellt neue Posten auf zu neuem Wachtdienst. Man teilt neue Gruppen und neue Kompanien ein.

Opferbereite Trägerzüge unterlaufen ohne Rücksicht auf eigene Verluste das mahlende Störungsfeuer, dringen kilometerweit bis in die Etappendörfer durch, holen dort heißen Tee, Brot, Büchsenfleisch, Verbandpäckchen und Munition. Und dann beginnt wieder der Tag mit neuem Grauen und neuen blutigen Verlusten. Vorerst keine Möglichkeit für die deutsche Infanterie, sich zu wehren. Ihr Tag ist noch nicht gekommen. Das Nivellesche Trommelfeuer rollt und rollt ungebrochen und bügelt den gewaltigen Frontabschnitt aus, zerstört die deutschen Verteidigungsmöglichkeiten. Bald wird sich dieses Trommelfeuer als unwiderstehliche Walze in Bewegung setzen, so wie es der Nivellesche Plan vorsieht, 70 Meter Geschwindigkeit in der Minute, 200 Meter etwa in drei Minuten, zwei Kilometer in 30 Minuten — genau, wie es seit Wochen bestimmt und festgelegt ist. Und dieses Trommelfeuer wird auch über die zahlreichen natürlichen Grotten dieser Gegend hinwegwalzen. Es wird die Eingänge zusammenschlagen, die Stollen zertrümmern und den deutschen Reservetruppen in

ihren bombenſicheren Unterkünften keine Möglichkeit zum Eingreifen mehr geben.

Die Häuſer dieſer Landſchaft ſind aus großen viereckigen Quadern gebaut, aus jenem weichen Kreideſtein, der in den Flanken dieſer Hügel am Damenweg ruht. Seit Jahrhunderten haben die Menſchen den Stein abgebaut, haben ſie die Hügel unterhöhlt. Es mögen ſich auch durch Einwirkung von Regen, Waſſerführung und Erderſchütterungen im Laufe der Jahrtauſende natürliche Grotten gebildet haben, die dann als Steinbrüche benutzt und ſomit bedeutend erweitert worden ſind. Der franzöſiſchen Heeresleitung ſind dieſe Grotten wohlbekannt. Ohne Unterbrechung beſchießen Spezialbatterien alle Eingänge und Zugänge. Aber am „Tage J" zur „Stunde H" werden Hunderte von Feuerſchlünden auf dieſe Eingänge gerichtet ſein. Tauſende von ſchweren Granaten werden ſtundenlang vor dem Angriff und erſt recht auch während des Vorgehens der franzöſiſchen Infanterie die Grotten und ihre Verteidiger niederraffen und zur Ohnmacht verdammen. Mit den paar verängſtigten, vom Feuer irrſinnig gewordenen überlebenden Infanteriſten im Trichterfeld dürfte man alsdann ſpielend fertig werden. Und dann wird ſich die Kavallerie des Generals Duchesne in Bewegung ſetzen. — —

Doch jetzt meldet ſich ein neuer Gegner. Die Deutſchen ſchicken ihre Flieger ins Feld. Nach dem Heldentod des deutſchen Hauptmanns Boelcke ſchien

die Überlegenheit in der Luft für immer dem Gegner zuzufallen. Mit Mühe hatten sich die zahlenmäßig weit unterlegenen Flieger mit ihren 80-pferdigen Fokkermaschinen an der Sommefront behaupten können. Nur ein Opfermut sondergleichen hatte sie veranlassen können, trotz aller technischen Unterlegenheit dem Feind gegenüber, das Feld nicht zu räumen. Über den Linien, in der Luftsperre, die sie todesmutig, aber aussichtslos gegen einen vielfach überlegenen Gegner verteidigten, fielen kämpfend und todesmutig, in ihr Schicksal ergeben, beste deutsche Kampfflieger. Ihre 80-pferdigen Fokkermaschinen waren den 140-pferdigen Nieuport- und Spadmaschinen in Geschwindigkeit und Wendigkeit weit unterlegen. Nein, mit der deutschen Luftwaffe hat Nivelle nicht mehr gerechnet. Nun aber ist sie wieder da.

Im Geiste Boelckes kämpfen unsere jungen Menschen um den Sieg. Ganz überraschend sind neue Maschinen aufgetaucht. Es sind Fokker mit Motoren von 200 und 240 PS. Das schlechte Wetter kann sie nicht mehr verjagen; sie sind da und behaupten sich. Staffelweise und kettenweise durchbrechen sie die französische Luftsperre, hoch über die Rauchwand am Damenweg hinweg, werfen Bomben an lebenswichtigen Stellen und Verkehrsknotenpunkten, die selbst unsere Eisenbahngeschütze nicht mehr erreichen können, weil sie zu weit in der französischen Etappe liegen.

Und dann haben sich plötzlich einige Spezialisten

herausgebildet. Die franzöſiſchen Feſſelballone ſtehen ruhig und ſicher am Horizont, dicht an dicht. Sie ſtehen da wie die langſtieligen Augen der Schlacht und ſpähen weit ins deutſche Hinterland. Und die Beobachter in den Ballonkörben melden jede Munitionskolonne, jede anmarſchierende Kompanie, jeden Trägerzug, der durch das Trichterfeld haſtet. Melden ſogar einzelne Gefechtsläufer und lenken das unerbittliche Feuer der Batterien ſicher und raſch auf das erkannte Ziel.

Irgendeine Gefahr kennen ſie nicht, dieſe Feſſelballone, denn ſie ſtehen ja weitab hinter der Front. Sie ſchweben etwa 900 Meter hoch über dem Erdboden. Kein deutſches Geſchütz wird je ſeine Granaten bis zu ihnen hinjagen können. Deutſche Flieger? Bah — keine Gefahr! Niemals werden deutſche Flieger in dieſer geringen Höhe die brodelnde Front überfliegen und ſich in das Bellen des Abwehrfeuers wagen. Und doch geſchieht's!

Wenige Tage nach Oſtern brechen zwei deutſche Flieger am hellen Tage durch die ſtrenge Frontſperre. Ganz niedrig fliegen ſie, durcheilen die Wand der jagenden Geſchoſſe. Wie ſchwere Brummer, wie gefährliche Horniſſen jagen ſie daher, ſind verſchwunden, vom Horizont verſchluckt, ehe die Abwehr richtig zum Schuß kommt. Wenige Minuten ſpäter tauchen ſie plötzlich überraſchend hinten bei den Feſſelballonen auf. Es geht alles ſo raſend ſchnell, daß man erſt aufmerkſam wird, als der erſte Feſſelballon in Flammen ſteht.

Schon sind die Flieger beim zweiten Ballon. Kurz tacken ihre Maschinengewehre. Die Brandmunition bohrt sich in die weiche Masse der Gashüllen. Kurzes, trockenes Aufprasseln. Die Flamme springt auch hier auf, zischt steilgerade gegen den Himmel, frißt sich in rasender Eile über die ganze obere Hälfte des gelben Riesenkörpers hinweg. Und dann beginnt der Korb zu fallen, fällt mit atemraubender Geschwindigkeit. Noch in letzter Sekunde lösen sich zwei weiße Fallschirme aus der rettungslos absinkenden Gondel, und die Beobachter schweben langsam zur Erde nieder. Nicht jedem gelingt es, ungeschunden den Erdboden zu erreichen. Hie und da wird einer von der nachfallenden brennenden Ballonhülle erfaßt und geht selbst als lebendige Fackel in die graufige Tiefe.

An diesem Vormittag, innerhalb weniger Minuten, stören die beiden deutschen Flieger die ganze feindliche Fernbeobachtung. Sie bringen zwischen Reims und Soissons die gesamte französische Fesselballonaufstellung durcheinander. Unberührt vom rasenden Abwehrfeuer zahlreicher Batterien und Maschinengewehre, kehren die Flieger siegreich wieder über die Stellungen ins eigene Hinterland zurück. Und noch stundenlang zittert bei den französischen Fesselballonbeobachtungen die Erregung nach. Alle Ballone, die nicht getroffen worden sind, bleiben an diesem Tage eingezogen. Der ungebrochene deutsche Angriffsgeist in der Luft hat sein Können bewiesen.

Noch am ſelben Abend wird dem Oberbefehlshaber Meldung über das Auftreten ſtarker deutſcher Lufteinheiten mit neuen ſchnellen Maſchinen gemacht.

„Wo bleiben die franzöſiſchen Jagdflieger?“ fragt General Mangin in einer Meldung an General Micheler. „Deutſche Fokkermaſchinen ſind im Lauf des Tages durchgebrochen und haben die Barackenlager der Senegalneger und anderer Kolonialſoldaten meiner Armee unter Maſchinengewehrfeuer genommen. Und kein franzöſiſcher Flieger weit und breit, der es gewagt hätte, ſie daran zu hindern. Wo bleibt die bisher ſo deutliche franzöſiſche Überlegenheit in der Luft?“

Micheler gibt dieſe Meldung mit den entſprechenden Nachſätzen ſofort weiter, an den Oberbefehlshaber. Auch er verlangt dringend franzöſiſche Flieger. Obendrein beſchwert ſich Micheler, daß es der deutſchen Fliegertruppe möglich ſein konnte, mit dem geringen Einſatz von nur zwei Maſchinen die ganze franzöſiſche Erdbeobachtung durch Feſſelballone auf der Angriffsfront zu terroriſieren, ja teilweiſe ſogar zu vernichten. Ein unmöglicher Zuſtand.

Nivelle antwortet ſofort. Nivelle iſt mit dem bisherigen Verlauf dieſer Schlacht zufrieden. Daß die Deutſchen kräftiger antworten, kann ihn keineswegs beunruhigen. Er hat noch eine große, ja eine ganz große Überraſchung im Hintergrund. Vorläufig hält er noch damit zurück. Aber nun iſt's ſo weit. Vierhundert herrliche neue Kampfmaſchinen

ſtehen auf dem Flughafen von Le Bourget bei Paris bereit. Sie ſind beſonders für die Offenſive gebaut worden nach den neuſten Errungenſchaften der Technik unter Berückſichtigung der großen, inzwiſchen geſammelten Kampferfahrung. Erſt am „Tage J" ſollen ſie überraſchend eingeſetzt werden und wie ein Horniſſenſchwarm die deutſche Front überfliegen, alle feindlichen Kampfgeſchwader vor ſich hertreibend und vernichtend. Vierhundert beſte Maſchinen warten. Auch die Piloten ſind ſchon eingeteilt und warten auf den Befehl zum Abholen der Maſchinen.

Oſterſonntag erteilt Nivelle den 400 Piloten den Befehl, nach Le Bourget zu fahren und dort ihre Maſchinen in Empfang zu nehmen, um dann unverzüglich wieder zu der Flugzeugbaſis hinter der Angriffsfront zurückzukehren. Vierhundert junge, lebensluſtige Piloten, ausgeſuchtes Menſchenmaterial, fahren nach Paris, eine wundervolle, geradezu glänzende Abwechſlung im rauhen Dienſt, den dieſe Offenſive erfordert. Es herrſcht ja ſowieſo kein Flugwetter. Immer wieder ſchneit es, immer wieder ſchütteln dunkle Wolken aus Nordweſt ihr Schneegeſtöber über die Landſchaft.

In Paris dagegen iſt's ſchön trotz der Schlacht, die in nicht viel mehr als 100 Kilometer Luftlinie Entfernung tobt. Vielleicht iſt's gerade deshalb in Paris ſo luſtig und ſo nett in dieſen Apriltagen 1917. Es lebt ſich nirgendwo ſchöner als dicht am Rande des Todes. Dann erſt gewinnt das Leben ſeinen richtigen Wert. Ha, warum auch traurig ſein,

warum in Sack und Asche Buße tun, weil es da drüben an der Aisne donnert!

Wenn die Schlacht seit Tagen unvermindert rollt und tobt, so bedeutet das doch die bevorstehende Befreiung Frankreichs. Das weiß jeder Pariser Straßenjunge, das wissen erst recht die jungen, schneidigen Flieger. Man feiert sie vielleicht etwas zu früh. Aber sie sind mit diesen Vorschußlorbeeren zufrieden. Paris bereitet ihnen Ovationen, wo sie sich nur sehen lassen. Und sie lassen sich gern blicken.

Tage vergehen. Längst müßten sie wieder zurücksein mit ihren neuen Maschinen, längst müßten sie wieder bereitstehen. Denn siehe, inzwischen sind die Stunden des Trommelfeuers an der Aisne abgelaufen. Unaufhaltsam ist der „Tag X" nähergerückt. Unaufhaltsam wird der Tag versinken. Ja, er wird da sein, er wird mit allen seinen Ereignissen, die jetzt im Schoß der Ungewißheit liegen, bald vorüberseín und der Vergangenheit angehören. Aber die jungen Flieger werden immer noch Paris mitnehmen, Paris und seine ewige Jugend werden sie schlürfen in vollen Zügen. Und die 400 funkelnagelneuen Maschinen werden keine eherne Luftsperre gegen die Deutschen bilden.

Ja, warum und wie und weshalb? Wieso wird dies möglich sein? Warum werden 400 Männer und Soldaten zu spät zum großen Einsatz kommen, 24, ja sogar 48 Stunden zu spät? Warum, wie, weshalb? Ist's das Schicksal des Generals Nivelle, von seinen Besten im wichtigsten Augenblick verlassen zu werden?

Vorerſt weiß Nivelle noch nichts von der Enttäuſchung, die ihm durch das immerhin diſziplinloſe Verhalten ſeiner 400 Piloten bereitet wird. Er hat andere Dinge zu überdenken und zu überlegen. Seine Augen ſind nicht nur auf die Durchbruchsfront gerichtet, wo das Trommelfeuer eine ſataniſche, eine unausdenkbare Wucht erreicht hat. Nein, der Oberbefehlshaber blickt gegen Nordweſten, wo die Winterſtürme immer noch herraſen. Dieſe Winterſtürme bringen ihm das ferne Brummen, Toben und Rollen des britiſchen Trommelfeuers. Die Kanoniere des Marſchall Haig da oben leiſten noch beſſere Arbeit als die Poilus an der Aisne. So will's manchmal ſcheinen. Und dann wird Nivelles Aufmerkſamkeit weiterhin in Anſpruch genommen durch das Verhalten der Deutſchen auf ſeiner Durchbruchsfront.

General Mangin hat ſeine Senegalneger vorgeſchickt, um die deutſchen Linien abzutaſten. Er muß den Schwarzen, die nächtlich unter dem Schneeſturm leiden, etwas bieten, irgendeine Tätigkeit. Durch Berichte und durch Verſprechungen ſind die Farbigen bis zur Siedehitze aufgeſtachelt. Ihren Ehrgeiz und ihren Tatendrang hat man geweckt. Sie wollen jetzt endlich handeln. Kaum können die klammen Finger der unförmlichen Negerfäuſte das Gewehr noch halten, ſo bläſt's über die ſchneebedeckte Hochfläche. Aber nun dürfen ſie aus ihren Gräben, dürfen ſich betätigen und werden dann, nach Beendigung des Unternehmens, in die warmen

Quartiere Südfrankreichs zurückbefördert. So hat man's ihnen versprochen.

Die Senegalneger des Generals Mangin unternehmen einen mit Wucht durchgeführten Vorstoß. Sie kommen gerade recht, ja, auf sie hat man in den zermalmten deutschen Stellungen gewartet. Der seit Tagen und Nächten ohnmächtig daliegende Feldgraue fühlt in sich eine unerträgliche Wut aufgespeichert. Auch er ist geladen mit Tatendrang, geladen bis zum Platzen. Das Trommelfeuer hat ihn mit bitterem Zorn erfüllt. Und nun kommen sie, die verhaßten Schwarzen, die Kulturschande der Welt.

Vertierte Senegalneger rücken gegen die deutschen Linien vor, geduckt, das Faschinenmesser zwischen den Zähnen, das Gewehr mit dem aufgepflanzten Dreikantbajonett in den schwarzen Fäusten. Und da bricht aus den Trichtern, aus den zerschlagenen Unterständen, aus verschlammten und halbgefrorenen Sappenköpfen, aus Mauertrümmern und hinter Baumstümpfen hervor das wohlgezielte deutsche Infanteriefeuer in die Linien der Angreifer. Die Neger kommen bis über die ersten deutschen Trichterstellungen hinweg und brechen in die zweite Kampflinie ein. Und da finden sie ihr Ende.

Ein entsetzlicher Nahkampf entspinnt sich, ausgetragen mit Handgranaten, mit Seitengewehren, mit Faschinenmessern und scharfgeschliffenen Spaten. Nur Trümmer der hochmütigen, aufgeputschten afrikanischen Angriffspatrouillen kehren in die Aus-

gangsſtellungen zurück. Die überlebenden Schwarzen ſind aſchfahl vor Angſt. Sie zittern vor Kälte und Entſetzen. Nur weg mit ihnen, nur fort, ehe ſie die Moral der anderen Angriffstruppen erſchüttern können. Bei Nacht und Nebel ſchafft man ſie nach hinten in die weit abgelegenen Quartiere. Als General Mangin aber die Niederlage ſeiner Senegalneger erfährt, ſchlägt er zornig mit der Fauſt auf den Tiſch und ſchreit:

„Die leben alſo noch da drüben. Es ſind tatſächlich noch einige vom Feuer verſchont geblieben. Gut, dann wollen wir ihnen noch einige Tage einheizen. Dann ſollen ſie weiterhin unſer Feuer zu koſten bekommen! Trommelt! Trommelt ohne Pauſe!“

Ein entſprechendes Geſuch um Verlegung des „Tages J“, der für den 12. April vorgeſehen iſt, geht an Micheler und von dort an Nivelle. Der Oberbefehlshaber ſieht ein, daß es keinen Zweck hat, bei dieſem Wetter am 12. April ſchon zu ſtürmen und dabei noch gegen eine ungebrochene deutſche Verteidigungsfront, zumal die Schwarzen, die in der Hauptſache bluten ſollen, bei Kälte und Schneegeſtöber nicht voll eingeſetzt werden können. Gut, man wird den Tag des Angriffs hinausſchieben. Man wird erſt am 16. April vorbrechen. Aber bis dahin ſollen die Rohre ſchießen, rückſichtslos ſchießen und dafür ſorgen, daß kein Deutſcher mehr drüben am Leben bleibt.

Auch in den kommenden Tagen ſtellt es ſich heraus, daß immer noch Deutſche am Leben ſind. Sie beſchränken ſich nicht nur auf die Verteidigung, dieſe Feldgrauen. Nein, ſie raffen ſich zu kühnen Patrouillenunternehmen auf. Sie brechen in größeren und kleineren Verbänden vor und holen ſogar franzöſiſche Gefangene, Maſchinengewehre und Munition aus den Gräben.

„Hämmert, hämmert immer weiter, ſchießt und zermalmt ſie!“ ſchreit Nivelle, als man ihm Meldung über dies Geſchehen erſtattet. Er muß nun für kurze Augenblicke ſeine ganze Aufmerkſamkeit der britiſchen Armee zuwenden, denn dort oben bei Arras iſt der Angriff am 9. April losgebrochen.

Um 5 Uhr 30 in der Frühe hat die britiſche Infanterie den Sturmangriff begonnen und innerhalb weniger Minuten die vorderſten deutſchen Linien überrannt. Nicht genug, ihre Stoßtruppen ſind bis zu den deutſchen Artillerieſtellungen vorgedrungen. Bei Gravelle haben die Engländer an dieſem erſten Tag ihrer großen Offenſive eine Tiefe von 6 Kilometern erreicht. In einer Breite von etwa 15 Kilometern iſt die deutſche Verteidigungsfront tief eingebeult.

Auf Laſtwagen, auf Fahrzeugen aller Art und in Eilmärſchen werden von allen Seiten deutſche Infanterie-Bataillone herangeſchafft und in die Breſche geworfen, ſo daß am Nachmittag der britiſche Angriff ſchon zum Stehen kommt. Immerhin, hier hat die Nivelleſche Taktik, von britiſcher Seite

angewandt, den richtigen Anfangserfolg erzielt. Nivelle wird zufrieden ſein, wenn ihm am erſten Tag ein Gleiches gelingt. Aber ſein Optimismus geht weiter. Er iſt überzeugt, daß er noch mehr erreichen wird, viel mehr — — —

Schwere Sorgen umlaſten die deutſche Heeresleitung am Abend des 9. April. Ohne Zweifel, am folgenden Morgen wird der britiſche Angriff wieder aufleben, wahrſcheinlich mit dem gleichen, gewaltigen Einſatz von Menſchen, Material und Munition wie bisher. Gibt es überhaupt ein Mittel, dieſen Angriff aufzuhalten?

Am 10. April ſteigert ſich das britiſche Trommelfeuer zur Unerträglichkeit. Und wiederum brechen die Diviſionen vor, unterſtützt von Kampfwagen. Ihr Ziel im Zentrum der Angriffsfront ſind die Höhenzüge im Monchy-les-Preux. Wer dieſe Höhenzüge beſitzt, der beherrſcht weithin die Gegend, der ſchaut nach Cambrai hinein, und über weite Flächen von Nordfrankreich. Marſchall Haig will das Dorf Monchy-les-Preux und die Höhen unter allen Umſtänden beſitzen.

Im Mittelpunkt des Angriffs wird der britiſche Vorſtoß abgefangen, aber ſüdlich davon, an ſeinem rechten Flügel, dringt er vor. Die deutſchen Truppen, beſtehend aus zahlreichen zuſammengewürfelten und in Eile herangeſchafften Verbänden, müſſen ſich bis zum Dorf Monchy-les-Preux zurückziehen und dort die Linien nach Wancourt halten, während im Norden

die Trümmer der feldgrauen Grabenkompanien Schritt für Schritt kämpfend die Vimy-Höhen räumen. Es sieht wirklich bös aus um die deutsche Front hier am linken Angelpunkt der von Nivelle befohlenen Durchbruchsschlacht. Und Nivelle sitzt in seinem Hauptquartier über Meldungen und Karten gebeugt und freut sich ob dieses guten Beginns. Marschall Haig aber findet, daß nunmehr der Zeitpunkt für den eigentlichen großen Durchbruch mit der unvermeidlichen und siegreichen Verfolgung durch Kavalleriemassen gekommen ist.

Ein Heldenlied für die andere Seite

Im weit gespannten Rahmen des Nivelleschen Durchbruchsplanes vollbringen britische Reiterregimenter am 11. April 1917 eine Großtat, die ewig Anerkennung finden wird, wo soldatisch gesinnte Menschen kühnes Draufgängertum und heldisches Sterben verstehen.

Vielleicht wird man fragen, ob es richtig war, Kavallerie gegen die deutschen Schützen anreiten zu lassen. Richtig oder falsch, das ist einerlei. Im Krieg entscheidet nur die Tat. Und diese Tat wird sich erst später vor dem gestrengen Tribunal der Geschichte verantworten müssen. Wir aber, die Frontsoldaten, erklären: Diese Kavallerieattacke britischer Regimenter am 11. April 1917 über das Trichterfeld bei Arras hinweg gegen die feldgrauen Schützenlinien

war eine jener heroiſchen Zweckloſigkeiten, vor deren Größe auch die ſtrenge und weiſe abwägende Geſchichtsſchreibung zu ſchweigen hat.

Britiſche Kavallerie-Regimenter ritten in eng gedrängter Schlachtordnung, Pferd an Pferd, Zügel an Zügel, mit geſchwungenem Säbel und blitzendem Pallaſch, todesmutig gegen unſere Linien. Und dieſer Ritt in den Tod war ſo heldenmütig und ſo ſchneidig, daß wir ſtolz ſind, ihn erlebt zu haben. Wir ſind ſtolz auf den tapferen Gegner, weil wir uns dadurch ſelbſt ehren.

Noch ein letztes Mal, ehe Maſchinen und Material die Oberhand gewannen, flatterte ein Fetzen alter Kriegsromantik über das Schlachtfeld, getragen vom Toben der Roßhufe, vom Wehen der Mähnen, vom Blitzen der Säbel. Ein letztes Mal im Weſten ritt Kavallerie in den ſicheren Tod, dicht gedrängt die Kampfordnung wie ehedem, zur Zeit der Gepanzerten, Offiziere voraus, Pallaſch in der Fauſt.

Der Opfergang britiſcher Kavallerie-Regimenter am 11. April 1917 war groß!

Marſchall Haig iſt am Abend des 9. April von der Richtigkeit des Nivelleſchen Planes und deſſen rückſichtsloſer Durchbruchstaktik überzeugt. Der nicht unbeträchtliche Geländegewinn, ſtellenweiſe bis zu einer Tiefe von 6 Kilometern, das heißt bis hinter die deutſchen Batterieſtellungen, rechtfertigt jeden Optimismus. Jetzt iſt der Augenblick zur kühnen Tat gekommen.

In Notquartieren, dicht hinter der Front, wartet die Kavallerie. Mit Wucht ist die britische Infanterie vorgebrochen. Auch sie ist voller Siegesbewußtsein und sieht schon die großen Ziele in Nordfrankreich, in Belgien oder gar am Rhein in greifbare Nähe gerückt. Denn einen Geländegewinn bis zu 6 Kilometern hat es schon seit Monaten nicht mehr gegeben. Und das zählt!

Im Laufe des lange erstarrten Stellungskampfes mit seinem verbissenen Ringen um jeden Meter Boden hat der Soldat das richtige Augenmaß und die sachliche Schätzung für Entfernungen im Gelände eingebüßt. Man hat ihm bisher jeden Sappenkopf sozusagen auf die Seele gebunden. Man hat ihm das Festklammern am geringsten Grabenstück zur heiligen Pflicht gemacht. Jede verschlammte Stellung sogar galt ihm als eine Fahne, die man bis zum Weißbluten verteidigt, solange noch ein Schütze den Abzug eines Maschinengewehrs bedienen kann. So war es hüben, so war es drüben. Und auf einmal ein Gewinn von 6 Kilometern in der Tiefe? Verwundert zuerst, dann mißtrauisch und erst nach und nach siegesbewußt, nimmt der Tommy diesen Erfolg hin.

Das ist doch — —, das ist ja der Sieg, ein glatter Sieg. Kavallerie muß her! Tanks müssen her, um den Erfolg auszubeuten! Vielleicht läßt sich beim richtigen Einsetzen der Kavalleriemassen der große Durchbruch im Nivelleschen Sinne jetzt erzwingen, jetzt — —!

Marschall Haig, der solchen Optimismus mit

16. April 1917. Truppen des II. Kolonial-Korps wenige Minuten vor dem Angriff auf die Hurtebise-Ferme. In der Mitte der weiße Kompanieführer, der nochmals alles überprüft. Hinten die Qualmwand des Trommelfeuers

Am 16. April 1917, etwa 7.15 Uhr. Vorne rast die Schlacht. Reserven, bestimmt für
vordersten Linie ein, schreiten auf den verqualmten Horizont zu. Hinten warten die

t für die Verfolgung, die nie stattfinden wird, schwärmen zur Verstärkung der geschwächten
n die Stoßtrupps noch geschlossen, Seitengewehr aufgepflanzt, auf den Befehl zum Vorgehen

Am 16. April 1917 um 7.25 Uhr. Die vordersten Schützenschleier der Verfolgungsarmee Duchesne haben bereits die zweite französische Linie erreicht und können nicht weiter. Gruppenweise rennen ihnen die entsetzten, flüchtenden Senegalneger entgegen. Im Hintergrund der Qualm der Schlacht

seinen Soldaten teilt, ist durchaus mit diesem Plan einverstanden. Überhaupt, die Verhältnisse legen ihm diesen Plan nahe. Es gibt für ihn keine andere Möglichkeit mehr. Kavallerie muß her! Vorerst aber sollen leichte Kavallerieverbände vorrücken und vortasten, ob die deutschen Linien zum großen Durchbruch reif sind.

Am 10. April, am frühen Nachmittag, wird die 8. Kavallerie-Brigade in ihrem Ruhequartier bei Arras alarmiert. Vom 10. Husaren-Regiment „Prinz of Wales Own" und dem Leibregiment zu Pferde „Essex Yeomanry" wird sofort je eine Schwadron nach vorne geschickt. Dicht bei der Straße von Arras nach Cambrai reiten die Schwadronen über die zertrommelten ehemaligen deutschen Linien. Die Pferde traben. Nur einzelne deutsche Granaten schlagen rechts und links ein. Unsere Artillerie schießt ohne Beobachtung, tastet nur das Gelände ab. Dunst, Pulverqualm und Nebel liegen bleischwer über dem verschneiten Trichterfeld.

Die beiden Schwadronen kommen vorerst gut voran. Ihren Weg können sie nicht verfehlen, denn neben ihnen läuft das helle, noch fast makellos verschneite Band der großen Straße nach Cambrai. Bald haben sie die eigene Artillerie hinter sich. Und jetzt sind sie bei den Infanteriepostierungen. Die Pferde fallen in Galopp, und im Donner der Hufe geht es über die eigenen Linien hinweg. Da drüben, irgendwo im Trichterfeld, liegen die Deutschen. Noch reiten die Schwadronen eng zusammen, Pferd an

Pferd. Da ſetzt drüben Infanteriefeuer ein. Und dann kichert ein Maſchinengewehr und noch eins und noch eins. Es peitſcht und ziſcht und pfeift den Reitern entgegen. Es wirft die Pferde nieder, es hebt die Männer aus dem Sattel. Es kichert und iſt wie ein Lied der Hölle — — — das deutſche Infanteriefeuer.

Zurück! Im Galopp wird die gefährliche Schwenkung vollzogen. Sekundenlang bieten die Schwadronen den deutſchen Maſchinengewehren ihre Flanke. Sekundenlang freſſen ſich die Spitzgeſchoſſe in warmes, pulſendes Leben von Menſch und Tier. Dann heulen die Granaten daher, von deutſcher und feindlicher Seite. Erdfontänen ſteigen, Pulverqualm und Nebelſtreifen verdecken blitzſchnell das Niemandsland, verſchleiern die Sicht und erleichtern den Trümmern von ehedem zwei ſtolzen und tapferen Schwadronen einen raſchen Rückzug hinter die britiſchen Linien — — —

Die Probe iſt gelungen. Marſchall Haig weiß nun, daß die deutſchen Linien noch nicht mürbe genug ſind. Man muß ſie weiter durchbruchsreif hämmern. Artillerie nach vorne!

Die Artillerie rollt an. Stundenlang tobt, hämmert und ſchießt ſie bis zur Erſchöpfung von Menſch und Material. Und währenddeſſen erläßt der Kommandeur des bereitgeſtellten Kavallerie-Korps folgenden Befehl:

„Die 2. und 3. Kavallerie-Diviſion werden vorſtoßen, ſoweit es die Umſtände geſtatten, und zwar in

die Linien Drocourt-Quéant, genannt Wotanstellung."

Am 10. April, zur Stunde, da dieser Befehl hinausgeht, liegt die Wotanstellung, das Ziel des befohlenen britischen Kavallerieangriffs, noch viele Kilometer tief in der deutschen Etappe.

Im Laufe des späten Abends erteilt die 3. Kavallerie-Division ihrer 6. und 8. Brigade folgenden Befehl:

„Die 6. und 8. Kavallerie-Brigade haben nach dem Überreiten der deutschen Infanterie-Linien eine Linie westlich Monchy-les-Preux auf Höhe 100, dem sogenannten Termitenhügel, zu erreichen. Die 6. Brigade wird südlich von Monchy, die 8. Brigade nördlich von dieser Ortschaft operieren."

Kommandeur der 8. Kavallerie-Brigade ist General Bulkeley-Johnson. Dem 10. Husaren-Regiment und dem Regiment Essex Yeomanry hat er befohlen, sich geschlossen auf das Dorf Monchy-les-Preux zu stürzen.

Die Mannschaften des britischen Kavallerie-Korps wissen am Abend des 10. April noch nichts vom beabsichtigten Vorstoß. Sie hausen in den halbzerstörten Dörfern, außerhalb der Reichweite leichter und mittlerer deutscher Geschütze. Sie ahnen nur, daß etwas Großes bevorsteht. Es liegt etwas in der Luft, und das Gerücht von einem baldigen Vorstoß mit bedeutenden Kavalleriekräften hält sich hartnäckig. Die Reiter sind in bester Stimmung.

Ausbeutung des Infanteriedurchbruchs, Verfolgung des geschlagenen Gegners, welch eine Aufgabe! Hier muß doch jedes Reiterherz höher schlagen!

Nach der Wucht des brüllenden Trommelfeuers wird man drüben beim Feind kaum noch auf ernsten Widerstand treffen. Man wird in die Ebene Artois hinausreiten, die flüchtenden Deutschen vor sich her treibend, und rückwärtige Truppenunterkünfte überrennen, man wird Sieg und Tod auf der Säbelspitze weit ins Hinterland tragen.

Um 22 Uhr schläft man schon in den Alarmquartieren. Draußen in den Scheunen stehen die Pferde. Die Angriffsmasse ruht. An der nahen Front aber tobt die vorbereitende Artillerieschlacht ungebrochen. Um 2 Uhr, in der Frühe des 11. April, werden die Kavallerie-Regimenter alarmiert. Zwei Stunden später sind sie angetreten, die Mannschaften verpflegt, die Pferde gefüttert und getränkt, die Patronentaschen gefüllt mit Munition. Jetzt erscheinen die Regimentskommandeure, geben die taktische Lage und das Ziel des Tages bekannt. Kurze, knappe Sätze nur sind's. Am Schluß der klassische Hinweis, der ehedem Nelsons Streitkräfte zu letzter Kraftentfaltung beflügelte und seither durch seine männliche und eherne Schlichtheit hohe Gültigkeit behalten hat.

Messerscharf schneidet die Stimme der Kommandeure durch die eiskalte Nacht:

„England erwartet, daß jeder Mann ſeine Pflicht tut!“

Drei Hurrarufe auf Seine Britiſche Majeſtät, und dann ſetzen ſich die Regimenter in Bewegung. Die Schwadronen werden auseinandergezogen und einzeln nach vorne geführt. Gedeckt im Dunkel der früheſten Morgenſtunden dieſes 11. April rücken die Regimenter in ihre Ausgangsſtellungen. Die hügelreiche, verſchneite Gegend bietet den Schwadronen gedeckten Anritt. Sorgſam hat man früher ſchon Schluchten, Talſenken und Hohlwege erkundet und Geländeſtreifen in Feuerlee der deutſchen Abwehrbatterien ausgeſucht. Hier ſollen die britiſchen Regimenter warten. Von hier aus ſollen ſie zur Attacke gegen die deutſchen Linien vorbrechen.

Etwa zwei- bis dreitauſend Meter hinter der eigenen Sturminfanterie ſtehen angriffsbereit die britiſchen Kavallerie-Regimenter. Die Stunden rinnen langſam. Eine ſtrahlende Sonne hebt ſich aus dem Oſten, leuchtet minutenlang das Schneefeld ab, wird aber bald überwiſcht von dunklem Gewölk. Langſam fallen wieder die weißen Flocken. Mit jeder Viertelſtunde wird der Schneetanz dichter und heftiger. Ein geradezu ausgezeichnetes Angriffswetter für größere Kavalleriemaſſen. Die Schneewehen peitſchen ſchräg daher in dem auffriſchenden Nordweſtwind. Auf weniger als 10 Meter iſt die Sicht abgeſchnitten durch eine Wand von bewegten weißen Strichen.

Im Schutze dieſes Schneeſchleiers wird man gleich

vorbrechen und überraſchend, ohne entdeckt zu werden, die deutſchen Linien erreichen. Mit einer feſten und im Boden verankerten deutſchen Infanterie rechnet eigentlich niemand mehr, nur noch mit ſtarken Nachhuten, die es zu überreiten gilt. Man wird dahinter, nach dieſem Trommelfeuer, das die Seele im Leibe erſchüttert, drüben nur noch Tote oder nur noch Menſchen auf der Flucht finden.

Mit ſataniſcher Wucht ſchlägt das Vernichtungsfeuer in die deutſchen Linien oder in die Geländeſtreifen, die noch etwa von deutſchen Truppen beſetzt ſein könnten. Die Reiter ſind abgeſeſſen, ſtehen in kleinen Gruppen umher und finden, daß die Zeit nicht vergehen will. Sie ſtampfen und zertrampeln den matſchigen Schnee, um ihren Füßen Bewegung zu verſchaffen. Zäh ſetzt ſich das Geriesel in die Falten der Mäntel und Uniformen, bedeckt die Flanken der Pferde und die glattgewetzten Sättel.

Unruhig ſcharren die Reittiere. Das Heulen und Ziſchen der Granaten ſtört ſie. Manchmal rauſcht eine Salve deutſcher Granaten ganz dicht und ganz niedrig über die Schwadronen hinweg und wühlt ſich in den jenſeitigen Abhang. Die Reiter bücken ſich. Einige Pferde ſcheuen und müſſen durch Klopfen und Worte beruhigt werden.

Nach vorne hin, zur angriffsbereiten Infanterie, haben die einzelnen Regimenter Verbindungspoſten geſchickt. Dicht hinter der Infanterie wird die Reitermaſſe losbrechen und den Stoß der Fußtruppen ausbeuten.

Die Kavallerieoffiziere ſchreiten langſam in kleinen Gruppen auf und ab. Sie vermeiden es, jetzt noch ihre Mannſchaften an die kommenden Dinge zu erinnern, ihnen vielleicht gar Ermahnungen zu geben. Kein Reiter braucht jetzt noch irgendwelche aufmunternde Worte. Ein fairer, ſauberer und männlicher Kampf ſteht bevor, der höchſte Einſatz, den ein Menſch je geben kann, für die beſte Sache der Welt — der Einſatz des Lebens für das Vaterland —!

Dieſe Offiziere der feudalen britiſchen Kavallerie-Regimenter haben ihre gute Lebensſchule hinter ſich. Sie wiſſen es, man ſpricht nicht von Pflicht, wenn man im Begriff ſteht, ſie zu erfüllen. Man erwähnt unter keinen Umſtänden den Tod, wenn man gleich in die Hölle der Materialſchlacht reiten wird. Man raucht Zigaretten, man erzählt von Urlaub, von neueſten Ereigniſſen und Begebenheiten in der Londoner Geſellſchaft, vom Leben im Klubhaus, das man ſo lange nicht betreten konnte, von Jugendeſeleien und herrlichen Dummheiten, die man als Etonſchüler ausgeheckt und ausgeführt hat. Davon erzählt man und lacht ſchallend dazu. Man benimmt ſich als Gentleman, auch hier im Trichterfeld um Arras, auch jetzt, wenige Minuten vor der Reiterattacke, von der vielleicht nur der zehnte Mann wiederkehren ſoll.

Achtung, jetzt erſcheint der Brigadekommandeur General Bulkeley-Johnſon mit ſeinem Stab. Er wird mit gegen den Feind reiten, an der Spitze der Regimenter.

Und nun iſt die Zeit abgelaufen — — —

Das Trommelfeuer hat ſeine fürchterlichſte Wucht erreicht. Unmöglich, dieſe Hölle noch zu ſteigern. Das ziſcht und mahlt und johlt. Das ſchüttert in der Bruſt, das bebt unter den Fußſohlen, wenn die ſchwerſten Einſchläge Luft und Erde weithin erbeben laſſen. Es iſt inzwiſchen 8 Uhr geworden. Auf Befehl des Generals Bulkeley-Johnſon blaſen jetzt die Stabstrompeter zum Sammeln. Es iſt nicht viel zu ſammeln. Die Reiter ſind blitzſchnell bei ihren Tieren. Endlich geht es los, endlich!

„Gurte anziehen!“ befehlen die Offiziere. Und dann:

„Alles feſtgezurrt!“

Jeder Reiter faßt an den breiten Gurt, der um des Pferdes Leib reicht und den Sattel feſthält, wartet dann, bis das Tier ausatmet und ſich nicht mehr bläht, um alles anzuziehen, feſtzuſchnallen mit zwei, drei geübten Handgriffen. Packtaſchen werden nachgeprüft, zurechtgerückt. Alles iſt in Ordnung. Alles iſt erzbereit.

„Aufgeſeſſen!“

blaſen die Stabstrompeter, auf einen Wink der Regimentskommandeure.

„Aufgeſeſſen!“

befehlen die Offiziere.

Das Schneegeſtöber hat nachgelaſſen. Dieſig, faſt ſtill ſteht die qualmerfüllte Luft. Vorne, wo die britiſche Infanterie in dieſem Augenblick tiefgeſtaffelt gegen die deutſchen Linien zwiſchen Wancourt und Roeux, in mehr als 10 Kilometer Frontbreite, vor-

ſtößt, ziſchen rote und grüne Signalraketen empor, rufen ihren Alarm weit ins Hinterland, zeigen der Artillerie den jeweiligen Fortſchritt der Stoßtruppen an.

Auf der Nationalſtraße Arras-Cambrai rattern britiſche Tanks in die Schlacht, bereit, die mürbe geſchoſſenen Linien der bayeriſchen Bataillone zu überſtampfen. Aber die Bayern ſind gleichfalls bereit und nehmen ſich mit Wut der Stahlkoloſſe an. Hier können Maſchinengewehre nur wenig ausrichten, das ſteht feſt. Aber gegen das ſture Material wird der Menſch kämpfen. Mann gegen Tank!

Und ſo ſpringen die Bayern überraſchend vor den daherratternden Kampfwagen aus verſchlammten Trichtern, werfen bereitgehaltene geballte Ladungen unter die Schuppenräder, erklettern die ſtählernen Ungetüme, liegen dort und ſtopfen Handgranate um Handgranate durch ſchmale Schlitze ins Innere. Bayriſches Draufgängertum hat hier ein dankbares Ziel gefunden.

Und währenddeſſen raſt auch deutſche Artillerie in die Schlacht. Einwandfrei hat man die britiſchen Angriffsabſichten auf Monchy-les-Preux erkannt. Im Laufe der verfloſſenen Nacht haben ſchwere feindliche Granaten den Marktflecken zuſammengehämmert, ſeine Häuſer in Schutt gelegt, ſeine Mauern zermalmt, ſeine Straße aufgewühlt. Die Aufgabe des Dorfes lag ſchon ſeit dem Vortage im Plan der deutſchen Gefechtsleitung. Und ſo haben ſich nun

am Morgen des 11. April die Feldgrauen etwa 600 Meter östlich auf die Lauer gelegt, mit dem weithin sichtbaren Termitenhügel als Angel- und Stützpunkt.

Weitere 2 bis 3 Kilometer zurück preſcht nun Feldartillerie daher, aus Dorf Boiry-Notre-Dame, geht in Feuerstellung, ungedeckt, auf freiem Feld. Vorne, im Park von Monchy, der sich groß und düster, wenn auch durch Trommelfeuer schon stark gelichtet, im Norden der Ortschaft dehnt, liegen noch schwache deutsche Schützenlinien und Artilleriebeobachtungen. An den Dorfrändern von Monchy, in der Tiefe schlammerfüllter Trichter, kauern letzte feldgraue Postierungen. Sie haben den Auftrag, bei einem weiteren Vorstoß britischer Streitkräfte auf Monchy-les-Preux und darüber hinaus den Rückzug auf die deutschen Hauptlinien anzutreten. Vorläufig scheint es aber nördlich der Nationalstraße noch ruhig bleiben zu wollen.

Links, jenseits der Chaussee, haben die Bayern schon ihren Kampf mit den Stahlkolossen aufgenommen. Aber hier, bei Monchy und nördlich davon, liegen die britischen Angriffskolonnen noch untätig im verqualmten Trichterfeld. Die deutschen Maschinengewehre haben ihren ersten Ansturm abgefangen. Auf was warten die britischen Sturmkolonnen?

Auf was?? Auf ihre Kavallerie!! Jetzt ist die Zeit abgelaufen, jetzt wird die Erde zittern und beben, jetzt nähern sich die unermüdlichen Uhrzeiger schon der achten Stunde und dreißig Minuten westeuropäischer Sommerzeit.

Die britiſchen Kavalleriemaſſen ſind zuſammengezogen. Jedes Regiment hat eine Schwadron als Schrittmacher vorausgeſchickt. Dahinter, auf Sichtentfernung, ſo gut es das dieſige Wetter erlaubt, ſtehen die andern Schwadronen, dicht zuſammengezogen, in breiter Truppenkolonne, dreifach geſtaffelt.

Noch einmal überblicken die Offiziere die prachtvolle Ordnung ihrer Schwadronen. Herrlich dieſe Menſchen und dieſe Pferde! Jungenhafte Friſche leuchtet auf den glattraſierten Geſichtern der Dragoner, Huſaren und Leibgardiſten. Nur die flachen Stahlhelme, die ſchief über den Stirnen ſitzen, geben den gutgenährten, kampfesmutigen Menſchen den ſoldatiſchen Umriß. Unruhig ſcharren die Pferde. Auch ihnen dauert dies alles nun ſchon viel zu lange.

Die Regimentskommandeure ſpähen aufmerkſam nach vorne. Gleich muß das Signal zur Attacke durch die Luft funkeln und leuchten, eine grüne Rakete zum Ankündigen des Infanterievorſtoßes gegen die deutſche Hauptlinie. Vereinzelt heulen deutſche Artillerieſalven über die Köpfe der aufgeſeſſenen Kavallerie-Regimenter hinweg ins nahe Hinterland. Zufallsfeuer, das noch der Angriffstruppe gilt. Noch ſteht ſie unſichtbar für die deutſchen Schützen und Artilleriebeobachter, gedeckt hinter Anhöhen. Und nun ſteigt vorne die grüne Rakete, das Zeichen, daß die Maſſe der britiſchen Infanterie jetzt vorbricht. Der große Augenblick iſt da. Es iſt genau 8 Uhr

30 Minuten, die im Armeebefehl vorgesehene Zeit zur Kavallerie-Attacke.

„Line will attack!“

befehlen die Regimentskommandeure, zur Truppe gewendet.

„Angriff in Schlachtordnung!“

blasen die Stabstrompeter ihr helles aufreizendes Signal.

Noch dichter rücken die Schwadronen zusammen, bilden eine einzige, lückenlose kompakte Masse von Menschen und Pferdeleibern. Halblautes Raunen, Befehlen und Kommandogeben. Nervöse Unruhe hat die Pferde erfaßt. Sie scharren, sie wiehern, sie geben sich ungeduldig.

Das britische Trommelfeuer hat wieder mit voller Wucht brutal eingesetzt und überschüttet die deutschen Linien mit einem Orkan von Eisen, Stahl und Feuer. Über den Pferdeköpfen und den flachen Stahlhelmen der Reiter ist die Luft erfüllt von Zischen und Gurgeln und Heulen der vorbeirauschenden Salven.

„Säbel blank!“

schreien die Regimentskommandeure und heben die Klinge weithin sichtbar über die Köpfe der Reiter und Pferde.

„Säbel blank!“

blasen die Stabstrompeter herausfordernd in das Brüllen der Schlacht.

Tausende Säbel blitzen durch den fahlen Morgen, ein letztes Bild männlicher Kraft, ein letzter Funke

ritterlicher Kampfromantik auf dem Felde der Materialſchlacht. Tauſende Säbelklingen leuchten ſekundenlang über den Schwadronen.

„Trab! Terrr—a—a—b!“

Offiziere auf herrlichen Pferden voraus oder an ihrem vorgeſchriebenen Platz, reiten die Regimenter zum Angriff. Ganz vorne der General mit ſeinem engeren Stab. Am rechten Flügel der erſten Schwadron vom 10. Huſaren-Regiment „Prince of Wales Own“ reitet ein junger Leutnant auf einer Vollblutſtute edelſter Raſſe. Der Reiter iſt der Sohn des Earl of Portalington, Träger eines berühmten Namens. Nicht weit von ihm reitet Oberleutnant Earl of Airlie, Sohn eines uralten engliſchen Adelsgeſchlechtes.

Wie eine einzige feſte Maſſe von Willen und Stahl reiten die Regimenter dahin, zuerſt noch gedeckt. Ihre vorderſten, etwa 200 Meter vorausreitenden Schwadronen haben nach wenigen Minuten ſchon die Höhe der ſchützenden Bodenwelle erreicht. Und nun dehnt ſich weithin gegen Oſten und gegen Süden ein ſchier flaches Gelände, aus deſſen Dunſt, wie eine finſtere Bedrohung, der Termitenhügel wächſt, ein lockendes, weithin ſichtbares Ziel. Von dort bis zur Wotanſtellung, die es zu erreichen gilt, ſind's noch etwa 10 Kilometer Ritt über tief verſchneites Gelände, das man, zuſammen mit den ſüdlich operierenden Tanks, vom Feind rein fegen wird.

Um dieſe Minute ſind die meiſten Panzerwagen entweder ſchon außer Gefecht geſetzt oder befinden

ſich wieder auf dem Rückzug. Noch weiß die Kavallerie nicht, daß ſie allein ſein wird, ganz allein im weit und breiten Feld mit ihrem Mut und ihrer verzweifelten Tapferkeit.

Die Pferde traben. Ihre Hufe wirbeln Schnee und Schlamm empor. Die Erde dröhnt.

„Charge! Cha—a—a—rge!

befehlen die Regimentskommandeure und geben den Galopp an. Die Stabstrompeter nehmen den Befehl auf und blaſen kurz und aufreizend das mitreißende Angriffsſignal der britiſchen Kavallerie.

Tauſende Reiter beugen ſich vor, über die Pferdehälſe.

Tauſende Sporenpaare ätzen die Flanken der aufgeregten Tiere, und wie gepeitſcht ſchnellen die Pferde vor. Eng die Ordnung, Zügel an Zügel, galoppieren die Schwadronen.

Die vorderſten deutſchen Schützenlinien ſind noch knapp 500 Meter entfernt. Von dort bis zur deutſchen Hauptlinie ſind abermals 600 Meter zu durchreiten. Aber dort weiß man noch nichts vom nahenden Ungewitter. Nur über eine kleine Entfernung reicht die Sicht. Nicht einmal die Trompetenſignale der attakkierenden Kavallerie hat man vernommen. So unerhört, ſo laut und mißtönend brüllt das Trommelfeuer.

Unter dem Stampfen der Hufe bebt die Erde. Aber das Einwuchten der Minen und ſchweren Granaten ſchüttert noch rückſichtsloſer. Jetzt haben die vorderſten Schwadronen die Sichtweite der deutſchen Schützenſchleier erreicht.

„Geradeaus — — anreitende Kavallerie — — anreitende Kavallerie — — Kavallerie — rie — — — alle — — riie!“

Einer ruft's, brüllt's, ſchreit's den andern zu. Vorbei die ohnmächtige Müdigkeit, vorbei Hunger, Durſt und jedes Empfinden überhaupt.

„Ka — valle — rie!“

Der klaſſiſche, auf dem Kaſernenhof tauſendmal geübte und bisher nie eingetroffene Angriff iſt da.

„Geradeaus — anreitende Kavallerie!“

Blitzſchnell gleiten die ſuchenden Finger der Musketiere ans Gewehrviſier. Ganz mechaniſch ſtellen ſie die für Kavallerie vorgeſehene Entfernung von 700 Metern ein, legen an, ſchießen, Signalraketen ziſchen hoch, rot und grün, und dann — —?

Dann ſind die britiſchen Schwadronen über den ſchwachen deutſchen Schützenlinien, reiten darüber hinweg.

Niedergeſtampft, niedergetrampelt, zerrieben, in das Trichterfeld getreten, die paar deutſchen Musketiere, ehe ſie ein zweites Mal den Fünferrahmen Spitzgeſchoſſe in die Gewehrkammer ſchieben können. Tauſende Hufe galoppieren in einen Nebel von Atemfahnen, Geſchoßqualm, emporgewirbelten Schneeflatſchen und wegſpritzendem Moraſt.

„Geradeaus anreitende Ka—val—le—rie!!“

Es ſchreien jetzt die deutſchen Artilleriebeobachter und brüllen es durch die Fernſprecher nach hinten.

Beiderſeits Monchy-les-Preux liegen ſie auf der

Lauer und ſind wegen des undurchdringlichen Wetters ſo weit vorgeſchoben.

„Anreitende Ka — — val — — le — rie!“ heißt es bei den Geſchützſtellungen weſtlich von Boiry-Notre-Dame.

Sekunden ſpäter heulen die Schrapnells hinaus, riegeln das Gelände ab. Über dem weiten Feld tanzen die grünlichen Wölkchen. Die 10. Huſaren und das Leibregiment Eſſex vollführen eine kleine Frontverſchiebung, drängen hart zuſammen, reiten nun pfeilgerade auf Monchy zu, dringen ein, genau wie es der Befehl des Brigadegenerals Bulkeley-Johnſon vorgeſehen hat.

Der Brigadeführer reitet immer noch an der Spitze der beiden Regimenter, umgeben von ſeinem Stabe. Er ſpürt eine unbändige Luſt, jetzt durch dieſes gefährliche Monchy zu reiten mit ſeinen Huſaren und ſeinen Leibgardiſten, und über Trümmer und Mauerreſte hinwegzuſetzen, um als erſter in den Feind zu preſchen. Da fährt ihm ein harter Gegenſtand an die Bruſt. Kurzer, ſtechender Schmerz. Gleichzeitig ſtrauchelt das Pferd — —

„Nicht unter das Tier zu liegen kommen!“ denkt der General. Wird wohl ein Stein oder ſonſt was geweſen ſein, durch Hufe emporgewirbelt, — dieſer Stoß vor die Bruſt. Das Pferd des Generals macht noch einige Galoppſätze, überſchlägt ſich dann, wirft den Reiter ab, der ſich geſchickt in einen Trichter fallen läßt, ſich dort duckt und tarnt. Und dann iſt der ſtechende Schmerz wieder da — — —

Und nun reiten die zwei Regimenter donnernd vorüber und der sterbende General sieht das Blitzen der Hufe über sich wie ein Ungewitter und hört ihr Donnern und ihr wirbelndes Niederwuchten im schlammerfüllten Trichterfeld — die letzte Begleitmusik seines Heldentodes — — Niemand, keiner der Reiter hat den General liegen sehen, sterbend, mit wohlgezieltem Brustschuß. Eng zusammengedrängt donnert die Kavallerieattacke weiter ihrem Ziel entgegen.

Die deutschen Batterieführer bei Boiry schießen Schnellfeuer. Ihre vorgeschobenen Beobachter im Dorf von Monchy melden sich nicht mehr. Und auch die andern an der Südseite schweigen. Sie alle werden nie wieder eine Meldung durchgeben, denn sie liegen zerstampft, überritten und vernichtet im Trichterfeld. Und die Kavallerie prescht weiter als dichtgeschlossene, wuchtige Masse, als eherner Keil, der sich nun anschickt, die deutsche Verteidigungsfront zu durchstoßen.

Geradeaus anreitende Kavallerie! Kavallerie —! Ka — val — le — riiiie! Kavallerie — — — — —! gellt der Alarm. Aus den halberdrückten Unterständen strömen die Feldgrauen. Aus den Trichtern erheben sich die Schützen. Verwundete, schon fertig zum Gang nach hinten ins Feldlazarett, entwaffnet und ohne Koppel, packen das nächstliegende Gewehr.

„Kavalleriiiiie — — — — —!"

Das ist ja — — — unmöglich — — nein, das ist eine vollkommene Frechheit.

Jetzt noch knapp 200 Meter die vordersten Schwadronen. Und da kichern die Maschinengewehre. Die Spitzgeschosse peitschen und zischen ihre todbringende Bahn. Und jetzt greifen die Gewehre ins Gefecht ein. Das Kleinfeuer mahlt und knistert auf breiter Frontlinie. Ein Hagel von Spitzgeschossen splittert den tapferen Schwadronen ins Gesicht. Mißlungen jetzt schon der Angriff, die letzte große Reiterattacke auf dem Kriegsschauplatz der Materialschlachten. Und dennoch: keine Sekunde stutzen die Schwadronen. Sie haben die Unmöglichkeit eines Durchbruchs erkannt, und deshalb vollführen ihre gelichteten Reihen eine Rechtsschwenkung, reiten ab gegen Süden auf die Nationalstraße zu. Dort müssen doch die Tanks operieren, dort muß es doch noch gelingen, durchzukommen. Es muß — —!

Die Pferde keuchen. Dieser Galopp über das unebene Trichterfeld ist furchtbar. Mit hartem Flupp wühlen sich die deutschen Spitzgeschosse in Reiter und Pferde. Krachend stürzen ganze Reihen, werden von nachreitenden Abteilungen übersprungen. Hier und da wälzen sich Menschen und Pferde in Knäueln. Viele Tiere, nur leicht verwundet, galoppieren irrsinnig vor Angst immer geradeaus über die deutschen Linien hinweg, werden später hinten bei der Artillerie abgefangen. Andere rasen sinnlos hin und her, schleifen ihre getroffenen Reiter nach, kopfunter im Steigbügel hängend.

Wie ferner Donner, wie Trommelwirbel zum Sturm, dies Dahinrauschen der Kavalleriemassen,

dies Stampfen der Hufe, dies Daherbrauſen einer lebendigen unaufhaltſamen Kraft. Aus der Gegend von Boiry folgen die 36 ungedeckt aufgefahrenen Rohre der deutſchen Feldartillerie, ſchwenken gegen Südweſten und jagen ihre Schrapnells gegen die Schwadronen.

Es ſind in erſter Linie die Reiter des 3. Garde-Dragoner-Regiments, die ſich jetzt todesmutig nach Süden zur Nationalſtraße durchſchlagen wollen. Das Gros der 10. Huſaren und der Eſſex-Yeomanry hat ſich in Monchy feſtgeſetzt und kommt nicht mehr über die Ortſchaft hinaus, weil das deutſche Feuer die Ausgänge abriegelt. Zwiſchen den Trümmern, hinter Mauerreſten und Schutthaufen ſitzen die Reiter ab, greifen zum Karabiner, laden die mitgebrachten Maſchinengewehre vom Sattel der Handpferde und beſetzen die Ortſchaft, richten ſich darin zur Verteidigung ein.

Mit wachſender Wut ſauſen die deutſchen Granaten in das Trümmerdorf, finden der Ziele genug im dichten Gedränge von Menſchen und Pferden. Die Tiere müſſen weg, müſſen zurückgeführt werden, ſofort! Man bindet ſie zuſammen, Zügel an Zügel. Einige Reiter ſteigen in den Sattel und galoppieren mit den Pferden zurück. Die deutſche Artillerie ſieht dieſe Bewegung und ſchickt den Abziehenden ihre Granaten nach.

In dieſer Minute haben auch die Trümmer der Dragoner-Schwadronen die Nationalſtraße erreicht. Sie erblicken die Tanks. Endlich die Tanks! Aber

die Panzerkoloſſe liegen ſtill. Einige brennen lichterloh, andere glimmen noch ſchwach. Und da erkennen die Reiter, daß alles vergebens war und daß auch hier der Durchbruch niemals ſtattfinden kann. Sie ſchwenken rechts ein, reiten im Bogen zurück. Nebel und Pulverqualm hüllen ſie ein und verſchleiern dieſe letzte Bewegung.

Noch einige Sekunden lang ſingen ihnen die Spitzgeſchoſſe nach. Dann verklingt das Donnern der Hufe, verrauſcht in der Ferne hinter der undurchdringlichen Wand von Gas, Nebel und Bodendunſt.

Die Reiterattacke iſt vorbei, ſo raſch, wie ſie gekommen iſt. Ein Spuk aus vergangenen Jahrhunderten, der Eingriff Cromwellſcher „Ironripons", der ſagenhaften rotröckigen „Eiſenſeiten", in das maſchinenmäßige Gefüge einer neuzeitlichen Schlacht — — —

Gefallene Reiter, tote und verwundete Pferde, Ausrüſtungsgegenſtände jeder Art bedecken die Angriffsfläche. Im zertrommelten Schneefeld hebt ſich der Weg der Reiterattacke deutlich ab, bildet eine dunkel verwühlte Bahn. Einzelne Reiter, nur leicht verwundet, haſten zu Fuß über das Trichterfeld zur britiſchen Stellung hin. Verwundete Tiere verſuchen aufzuſtehen, ſinken nieder, nehmen nochmals ihre Kräfte zuſammen, um es dann aufzugeben und ſich geduldig mit großen, glänzenden Augen in ihr Schickſal zu ergeben. Erſchüttert wenden ſich die Feldgrauen ab. Der Krieg iſt hart. Und dieſer harte

Krieg hält nun für Minuten ſeinen Atem an. Faſt ſchweigt das Feuer hüben und drüben. Es iſt wie ein ſtarres Verwundern nach dem furchtbaren und heldenhaften Erleben dieſes Angriffs.

Da heulen die britiſchen Granaten daher. Die Feldgrauen ducken ſich wieder in die ſchlammige Tiefe der Trichter und Gräben. Wieder hat die Materialſchlacht die Oberhand. Ein Durchbruchsverſuch iſt mißlungen. Der nächſte wird ſchon wieder eingeleitet mit Granaten ohne Zahl.

In dieſem Augenblick erfährt General Nivelle, daß es der tapferen britiſchen Kavallerie trotz rückſichtsloſem Einſatz von Mann und Pferd nicht gelungen iſt, die vom britiſchen Trommelfeuer erſchütterte deutſche Linie zu durchbrechen. Eine Weile grübelt der Oberbefehlshaber nach, faßt ſich aber ſofort und erklärt:

„Aber wir werden es ſchaffen. Die Vorbereitungen des Marſchalls Haig genügten wohl nicht. Unſerer Kavallerie liegt die Attacke im Blut. Denn unſere Regimenter tragen die glorreiche Tradition der Großen Armee!“

Er denkt in dieſem Augenblick nicht an Waterloo, der franzöſiſche Oberbefehlshaber, und an den blutigen Vorſommer des Jahres 1815, da die Väter jener britiſchen Reiter auf der Hochfläche von Mont St. Jean gegen die Alte Garde ritten und die Bataillone der Bärenfellmützen zuſammenſäbelten —

Drüben in den Quartieren bei Arras, wo die Trümmer der britiſchen Angriffsregimenter in Ruhe liegen, überzählt man nüchtern und nicht ohne Stolz die ſchweren Verluſte der Morgenſtunde. Die Leiche des an der Spitze ſeiner Truppe gefallenen Generals Bulkeley-Johnſon hat man inzwiſchen gefunden. Unter den Sterbenden fand man auch den Leutnant Earl of Airlie, während der Sohn des Earl of Portalington mit erheblichen Wunden noch reitend das Hinterland gewinnen konnte. Die meiſten Pferde ſind nicht mehr zurückgekehrt und liegen tot im Trichterfeld. Nur 800 Menſchen und Tiere haben mit letzter Kraft, verwundet, gepeitſcht vom hohlen Knall der Spitzgeſchoſſe, in enger Schlachtordnung wieder ins britiſche Hinterland zurückgefunden. Etwa 100 Pferde erreichten reiterlos die deutſchen Linien und wurden inzwiſchen in rückwärtigen Stellungen von den Feldgrauen abgefangen. Alles andere liegt zuſammengeſchoſſen im Angriffsfeld.

Nur eine knappe Viertelſtunde dauerte dieſer Spuk aus blanken Säbeln, wirbelnden Hufen, ſtürzenden Leibern und brauſendem Dahinraſen. Jetzt hat ſich die Materialſchlacht wieder beſonnen und rollt heftiger, rückſichtsloſer über die Landſchaft hinweg. Und die deutſchen Schützen, die ſich unter dem Hagel von Briſanzgeſchoſſen in der Tiefe ſchlammiger Trichter tarnen, bis zum nächſten Feindvorſtoß, können es kaum faſſen und verſtehen, wie alles kam und wie alles ſeinen unerbittlichen, natürlichen Lauf nahm. Vor den eiskalt gerichteten

Mündungen deutſcher Maſchinengewehre brach der letzte große Kavallerieangriff im Weſten zuſammen.

Getan die Pflicht! Neuer Kampf, neuer Opfergang, neues Heldentum für Freund und Feind bereitet ſich vor. Und der Frontſoldat nimmt alles hin mit jener Selbſtverſtändlichkeit, die Bewunderung hervorruft. Niemand ſpricht darüber, weil das alles ſo alltäglich geworden iſt, wie Eſſen und Trinken und wie die Ablöſung und die endlos zahlreichen Dinge, die man nicht mehr beſonders erwähnt.

Über Not und Tod ſpricht der deutſche Soldat im Trichterfeld nicht. Er bleibt ſtumm und kämpft. Aber in ſeiner Erinnerung lebt dieſe letzte große Kavallerieattacke fort als ein Schauſpiel von unerhörter Wucht, aber auch als eine jener heldenhaften Zweckloſigkeiten, die vielleicht eine ſtreng abwägende Geſchichtsſchreibung verdammen wird.

Jene aber, vor deren Mündungen dieſe ſtolzen Regimenter zuſammenbrachen, erklären und werden dies immer wiederholen:

„Der britiſche Kavallerie-Angriff vom 11. April 1917 war groß und heldenhaft, und wir ſind ſtolz auf einen Gegner, der ihn wagte.“

Deutscher Heeresbericht

Großes Hauptquartier, 12. April 1917.
Westlicher Kriegsschauplatz.
Heeresgruppe Kronprinz Ruprecht.

Auf dem Norduser der Scarpe wurden bei heftiger Artilleriebeschießung Angriffe der Engländer auf Vimy und bei Fampoux abgeschlagen.

Südlich der Bachniederung führte der Gegner starke Kräfte zum Stoß gegen unsere Linien vor. Nach mehrmals gescheitertem Ansturm ging uns Monchy verloren. Nördlich und südlich des Ortes brachen englische Angriffe, an denen auch Kavallerie und Panzerkraftwagen teilnahmen, verlustreich zusammen.

Heeresgruppe Deutscher Kronprinz.

Von Soissons bis Reims hat sich der Feuerkampf bis zu äußerster Heftigkeit gesteigert ...

In der westlichen Champagne ist gleichfalls der Artilleriekampf im Wachsen. Erkundungsvorstöße französischer Infanterie wurden abgewiesen ...

Rittmeister Freiherr von Richthofen schoß den 40. Gegner ab ...

Der Erste Generalquartiermeister:
Ludendorff.

„Die Stunde iſt gekommen!“

Und die Schlacht am Damenweg? Nivelle iſt mit den einzelnen Schießergebniſſen nicht zufrieden. Überall wo franzöſiſche Patrouillen gegen deutſche Gräben vorfühlen, ſtoßen ſie auf geordnete Abwehr und holen ſich blutige Köpfe. Stellenweiſe ſchreiten ſogar feldgraue Kompanien aus ihren Gräben zum erfolgreichen und tief angelegten Gegenſtoß.

„Trommelt weiter, trommelt heftiger und härter!“ befiehlt Nivelle und fordert neue Munitionsmengen an. Alles wird genehmigt. Die Regierung hat keinerlei Bedenken. Warum denn auch? Es muß ſo ſein. Sie hat Nivelle ihr vollſtes Vertrauen geſchenkt, alſo wird ſie in allen Punkten ſeinen Anweiſungen nachkommen.

Drüben aber ordnet die deutſche Abwehr ihre Kräfte. Je dichter der Hagel ſchwerer und ſchwerſter Briſanzgeſchoſſe, je undurchdringlicher die Gasſchwaden, je toller der Feuerwirbel auf die gelockerte Infanterie niedergeht, deſto kräftiger die Antwort aus deutſchen Batterien, die ſich an ſteilen Hängen und Schluchten eingeniſtet haben. Nivelle klopft die weite Landſchaft ab, und die Schläge ſeiner Artillerie löſen ſofort das Aufbellen der deutſchen Geſchütze. Die Augen der Welt ſind auf die an der Aisne-Front entbrannte Schlacht gerichtet.

Deutscher Heeresbericht

Großes Hauptquartier, 13. April 1917
Heeresgruppe Deutscher Kronprinz.

Der heftige Artilleriekampf längs der Aisne und der westlichen Champagne dauert mit wachsender Stärke an. Vielfaches Vorfühlen von Erkundungsabteilungen wurde zurückgewiesen; dabei blieben 100 Franzosen in unserer Hand.

Amtliche Meldung vom 13. April 1917 abends:

An der Aisne-Front, besonders nördlich von Reims dauert die Artillerieschlacht an . . .

Großes Hauptquartier, 14. April 1917
Heeresgruppe Deutscher Kronprinz:

Von Soissons bis Reims und im Westteil der Champagne bekämpfen sich die Artillerien weiter mit äußerster Kraft . . . . Mehrfach wurden Vorstöße französischer Infanterie zurückgeschlagen.

Großes Hauptquartier, 15. April 1917
Heeresgruppe Deutscher Kronprinz:

Von Soissons bis Reims und in der westlichen Champagne tobt die Artillerieschlacht weiter.

Französisches schweres Flachfeuer zerstörte in Laon mehrere Gebäude.

Rittmeister Freiherr von Richthofen schoß seinen 48., Leutnant Schäfer seinen 18. und 19. Gegner ab . .

Der Erste Generalquartiermeister:
Ludendorff.

In den Haag vereinigen ſich in dieſen Tagen mehrere Männer der Politik und der Öffentlichkeit aus dem Lager der Alliierten zu ſchwerwiegenden Beratungen. Anſchließend gehen ſie gemeinſam zu Tiſch. Ein politiſches Bankett, auf dem man nichts, aber auch gar nichts von irgendwelcher Kriegsnot merkt. Koſten ſpielen keine Rolle. Die Alliierten zahlen alles. Aber nein, es iſt noch einer da, der zahlen wird. Der Poilu, der armſelige franzöſiſche Frontſoldat wird zahlen. Mit ſeinem Blut wird er zahlen und Sühne leiſten für eine Unbedachtſamkeit, die Champagnerlaune erzeugte.

Mehrere höhere Offiziere, Franzoſen und Briten, ſind zu dieſem Bankett geladen. Man ſchreibt den 14. April 1917. Und einer der franzöſiſchen Offiziere wird übermütig, als zwiſchen Käſe und Mokka das Geſpräch die immer noch tobende Artillerieſchlacht an der Aisne berührt. Frohgelaunt erklärt er:

„Übermorgen früh werden wir ſie haben! Am 16. April bei Tagesanbruch werden unſere Poilus die deutſche Front zwiſchen Reims und Soiſſons überrennen."

Er ſagt es und tut wichtig mit ſeiner Nachricht. Und ringsum horchen ſie auf, Alliierte und Neutrale. Der Offizier fühlt ſich im Mittelpunkt des Intereſſes und erwähnt noch weitere Einzelheiten. Und wenige Stunden ſpäter iſt's kein Geheimnis mehr, daß am 16. April, bei Sonnenaufgang, die Nivelleſche Feuerwalze rollen wird.

Der deutſche Nachrichtendienſt arbeitet gut und

erfaßt dieſe Unbeſonnenheit, nutzt ſie richtig aus. Die deutſchen Armeeſtäbe werden alarmiert. Meldungen ſchwirren nach vorne, verteilen ſich fächerförmig bis zu den Diviſionen und weiter zu den Regimentern. Und darin heißt es:

„Achtung! Franzöſiſcher Angriff ſcheint für 16. April bei Sonnenaufgang geplant.“

In allen Reſerveſtellungen und bei allen Angriffsregimentern und in den tiefgelagerten Naturgrotten und Höhlen rüſten die Feldgrauen ihre Waffen zum großen Angriff. Aber auch die deutſche Artillerie ſteht nun für dieſe Stunde bereit. Ihr Schießen läßt im Laufe der Nacht zum 16. April langſam nach. Die Rohre müſſen neu gerichtet und abgekühlt ſein, die Munitionsſtapel ergänzt werden. Nichts darf fehlen, wenn gleich die bunten Feuergarben der deutſchen Signalraketen das raſende Sperrfeuer anfordern.

Seit Tagen ſchon ſtehen die Trümmer der vom Trommelfeuer ſchwer erſchütterten fünfzehn Diviſionen bereit. Nun aber wiſſen ſie mit einiger Sicherheit, daß am 16. April in aller Frühe ihr tapferes Ausharren ſeine Belohnung finden wird. Dann endlich werden ſie den Gegner vor ihre Mündungen bekommen und nicht mehr ohnmächtig ſein, nicht mehr kampflos im Trichterfeld liegen müſſen, machtlos und ohne Gegenwehr.

Auch ohne die Warnung aus dem Munde eines unvorſichtigen franzöſiſchen Offiziers, der vielleicht auf dem Bankett in den Haag in reiner Vorſchuß-

freude zuviel auf den bevorſtehenden großen Sieg getrunken hatte, ſteht die deutſche Abwehrfront bereit. Aber nun iſt's ihr ein Troſt, daß die Qual des Ausharrens unter dem Trommelfeuer nicht noch einen Tag, vielleicht gar noch eine lange Woche dauern wird. Am 16. April, bei Sonnenaufgang, wird es ſein!

Inzwiſchen überlegt General Nivelle ſeinen letzten Tagesbefehl. Er weiß, daß er jetzt, wenige Stunden vor dem Sturm, am Rande des „Tages J", dicht vor der „Stunde H" ſeiner Truppe etwas ſagen muß. Soll er ihr noch einmal die taktiſchen Ziele vor Augen führen? Nein, es iſt alles geſagt, was geſagt werden mußte. Ein kurzer, markiger Tagesbefehl ſoll es ſein, etwas, das auch der einfachſte Soldat behält, das man von Trichter zu Trichter, von Unterſtand zu Unterſtand, von Schulterwehr zu Schulterwehr durchgibt, durchflüſtert, durchraunt. Etwas, das die Maſſe der Poilus begeiſtert, etwas, das ans Herz greift und ein letzter Mahnſchrei zur Pflichterfüllung iſt.

„General Durchbruch" richtet ſich auf, atmet tief. Über der Bruſt ſtrafft ſich das blaue Tuch ſeiner Uniform. Seine mahlenden Backenknochen verraten Willen und Kraft. Mit weitem Blick ſchaut er durch die Wände ſeines Hauptquartiers in Dormans, und ſein Geiſt wandert hinüber zum fernen Damenweg, wo ſeine Soldaten ſturmbereit in der Ausgangsſtellung liegen. Und nun weiß er, was er dieſem

verkrusteten, verlausten, verdreckten, aber opferbereiten und pflichttreuen Poilu zu sagen hat, diesem armen Hund, der ohne zu murren und ohne zu zaudern seine unerhörte Pflicht tun wird. Ja, der Oberbefehlshaber weiß es. Große Worte sind nicht mehr am Platz. Keine Zeit mehr für Phrasen. Nur noch eine Zusammenballung darf es sein, ein letzter Auftakt.

Er ruft einen Ordonnanzoffizier und befiehlt die Niederschrift des letzten Tagesbefehls, dieses Befehls, der einstmals — so glaubt Nivelle — in die Geschichte der französischen Armee eingehen wird, den man in hundert Jahren noch in Frankreichs Schulen mit Ehrfurcht nachsprechen soll, — einen Befehl von napoleonischer Kürze und napoleonischem Elan:

„Die Stunde ist gekommen! — —
Vertrauen!
Mut!
Es lebe Frankreich!"

Dieser letzte Tagesbefehl wird vervielfältigt. Zehn, hundert, tausend Fernsprecher summen und geben die kurzen Sätze weiter. Hunderte von Schreibmaschinen klappern, Hunderte von Hektographiermaschinen vervielfältigen ihn, Hunderttausende von Handzetteln nehmen die männlichen Worte auf. Stoßweise werden diese Blätter an die nach vorn marschierende Truppe verteilt. Stoßweise gelangen die Handzettel auch zu der bereits in Angriffs-

ſtellung liegenden Truppe, werden weitergereicht von Mann zu Mann, durchgeſagt und mit Übermut vernommen.

Den farbigen Regimentern des Generals Mangin überſetzt man den Tagesbefehl. Allen Soldaten genügt der Wortlaut. Er enthält alles, alles — — Nur der kommandierende General des XXXII. Armeekorps fühlt ſich veranlaßt, dieſem Nivelleſchen Befehl noch einen eigenen Kommentar anzuhängen. Er gibt ſeinen Infanterie-Regimentern folgenden Wortlaut durch:

„Helden der Marne, von Ypern, aus den Argonnen, von der Somme und von Verdun! Geſtützt auf unſere furchtbare und genau ſchießende Artillerie, zuſammen mit andern Diviſionen, die ſtolz auf euere Kameradſchaft und entſchloſſen ſind, mit euch zu kämpfen, werdet ihr noch einmal einem unwürdigen Feind die Kraft eueres Mutes zeigen. Dieſer Feind hat euere Häuſer geplündert und verbrannt, euere Frauen geſchändet, euere Kinder und Greiſe verſtümmelt und gemordet, unſere gefangenen Kameraden gemartert. So denkt daran, wenn ihr euere Gräben verlaßt, um zu ſtürmen. Es werden dann die Toten aus der Erde ſteigen. Und ihr werdet dieſe herrlichen Geiſter, umſtrahlt vom Schimmer ihres unſterblichen Ruhms, ſegnend und euch begleitend über euch ſchweben ſehen. Denn ſie wollen den Angriff der Kameraden vom 32. Korps mitmachen. Deshalb ſeid würdig euerer Helden.“

Dieſer Korpsgeneral weiß nicht, wie unendlich

kleinlich ſein Befehl wirkt, und um wieviel beſſer es geweſen wäre, zu ſchweigen, beſonders nach dem ſoldatiſchen Tagesſpruch des Oberbefehlshabers. Vielleicht aber will dieſer General nur noch die niedrigen Inſtinkte ſeiner Soldaten aufpeitſchen, indem er ihnen die bekannten Greuellügen der Northcliff-Preſſe auftiſcht. Der Feind aber wird zu beweiſen haben, daß er nicht unwürdig iſt. Und er wird dieſen Beweis antreten. Der Feind des 32. Armeekorps, der Feind all dieſer 42 friſchaufgefüllten Sturmdiviſionen des „Generals Durchbruch", dieſer aus 15 ausgebluteten und abgekämpften deutſchen Diviſionen beſtehende Feind wird ſich auch ſeiner eigenen bisher ruhmreichen ſoldatiſchen Vergangenheit würdig zeigen.

Er ſteht gerüſtet!

Der „Tag J" zieht fahl und eiſigkalt aus dem Dämmer der Ewigkeit. Die „Stunde H" naht!

Deutſcher Heeresbericht
Großes Hauptquartier, 16. April 1917.

Von Soiſſons bis Reims und im Weſtteil der Champagne hat der Feuerkampf bei ſtärkſtem Einſatz der Artillerie und Minenwerfer angehalten.

Nach Scheitern feindlicher Erkundungsvorſtöße am 15. April iſt heute morgen in breiten Abſchnitten die Infanterieſchlacht entbrannt.

Der Erſte Generalquartiermeiſter:
Ludendorff.

Keine Verbandstellen da, keine Lazarette vorgesehen, weil man mit dem raschen Vormarsch gerechnet hatte. In Hohlwegen und Wäldchen werden Schwerverwundete von Kameraden verbunden

Mr. Baker, Kriegsminister der U. S. A., besichtigt die für die Front in Frankreich bestimmten schweren Geschütze. Bis Januar 1918 erhöhte er die Armee auf 110865 Offiziere und 1428450 Mann

Niedrig dahinziehende Wolken schütteln dünnes Schneegestöber über die Landschaft. Ein gutes und für Gasangriffe günstiges Wetter kündet sich an. Die Schluchten und tiefen Geländeeinschnitte am Damenweg dampfen vom abziehenden Qualm der Geschoßeinschläge. Die Artillerieschlacht hat seit 3 Uhr etwas nachgelassen. Und auch die deutsche Gegenwirkung ist nicht mehr nennenswert. Die Gegner wollen sich nicht stören und die Franzosen möchten anscheinend ihrer Sturminfanterie den Gang zur vordersten Linie erleichtern.

In den Quartieren außerhalb der Feuerzone, hinter der französischen Front, herrscht um diese frühe Morgenstunde Hochbetrieb. Die Verfolgungsarmee des Generals Duchesne ist alarmiert. Langsam schiebt sich schon Regiment um Regiment in den Angriffsraum, dicht hinter die Stoßarmee. Nur die fünf Kavallerie-Divisionen bleiben noch etwas zurück. Sie wollen vorläufig die grundlos gewordenen Straßen und Anmarschwege nicht noch mehr verstopfen. Gleich nach Wiedereinsetzen des Feuerorkans zur letzten Sturmvorbereitung werden sie vortraben und sich in Wäldern und Wäldchen bereitstellen. Erst um die achte Morgenstunde wird ihre Zeit gekommen sein; sie werden mit fliegenden Standarten und mit schmetternden Trompeten über die durchbrochene deutsche Front reiten, würdige Nachfahren der alten napoleonischen Schwadronen.

Die fünf Kavallerie-Divisionen des Generals Duchesne warten. Am Abend werden sie ihre müde

gelaufenen Pferde in den Kavalleriebaracken des Truppenübungslagers Sissonne unterstellen können. Von ihrem derzeitigen Quartier bis nach Sissonne sind es etwa 40 Kilometer. Eine Kleinigkeit!

Siegesbewußt geht der Poilu in Stellung. Zwischen der Infanterie, die marschiert, und der Artillerie, die etwas fröstelnd und abwartend im fahlen Dämmer hinter den Schutzschilden der überall aufgefahrenen Batterien zu erkennen ist, fliegen Scherzworte hin und her:

„Macht's gut, ihr Bumsköpfe, und schießt uns nicht in den Rücken, wenn wir gleich so schnell vordringen werden!" rufen die Infanteristen, „schießt lieber etwas weiter vor als zu kurz." Und die Artilleristen antworten:

„Ohne uns geht's mal nicht. Ihr müßt euch schon bequemen, langsam zu gehen und auf der Stelle zu treten, bis wir unsere Flinten ein paar Kilometer weiter vorgebracht haben. Ja, ja, ihr werdet noch nach uns schreien, wie der Säugling nach der Mutter."

Die einzelnen Regimenter und Truppenteile begrüßen sich mit Zurufen im jeweiligen Heimatdialekt. Die Bretonen allein marschieren schweigsam. Sie gelten als Elitetruppe, als Dickschädel. Und von ihnen geht die scherzhafte Sage, daß nicht einmal ein deutsches Panzergeschoß ihre Dickschädeligkeit durchdringen könne.

Anders die Pariser Truppenteile. Offiziere und Mannschaften schreiten fast tänzerisch leicht dahin. In hohen gutturalen Lauten wird hin und her ge-

redet trotz des umfangreichen Gepäcks, das jeder Infanteriſt und jeder Pionier zu ſchleppen hat. Da ſind zuerſt einmal je Mann 160 ſcharfe Patronen. Ein erhebliches Gewicht, dieſe 20 Päckchen in grauem Papier! Gewehr und Vierkantbajonett wiegen auch nicht leicht. Dann iſt der Torniſter prall gefüllt mit Lebensmitteln, Sardinen, Hartbrot und Schokolade. Natürlich hat man die für jeden Vormarſch notwendigen Strümpfe und ein zweites Paar Schuhe nicht vergeſſen. Der kalten Jahreszeit wegen mußte um jeden Torniſter, neben der Zeltbahn, eine Decke gerollt werden.

Prall und ſchwer hängen die Brotbeutel. Und daneben, in der blauen Feldflaſche gluckſt der Pinard, der unvermeidliche Rotwein, ohne den ein Poilu in dieſem Krieg nicht zu denken iſt. Gasmaske, Handgranaten und Gewehrgranaten vervollſtändigen die ſchwere Laſt. Ja, der Poilu ſchreitet ſchwer dahin, trägt ſein Hab und Gut, ſeine Waffen und ſeine ganze Wehrhaftigkeit für mehrere Tage bei ſich. Es muß ſo ſein, denn da hinten, weit in der deutſchen Etappe, wird man ſo ſchnell keine Lebensmittel und keine Munition auftreiben können. Es dürfte ſchon 24 oder 48 Stunden dauern bis zum Nachrücken der Munitions- und Proviantkolonnen. Das weiß der Poilu, und deshalb murrt er nicht. Wie käme er auch dazu, jetzt zu murren, jetzt, da er zum Sieg ſchreitet. Federnd und froh ſchreitet der Poilu zur Schlacht, die ein Sieg ſein wird, die nur ein Sieg ſein kann.

In den deutſchen Trichterſtellungen der vorderſten Kampflinie liegen nur noch dünne Schützenſchleier. Punkt 4 Uhr blitzt es drüben am fahlen Horizont. Mit elementarer Gewalt ſchlägt das Trommelfeuer wieder in die deutſchen Linien. Die franzöſiſchen Sturmſtellungen ſind jetzt vollgepfropft. Jede Rückſicht auf die geordnete Ablöſung iſt überflüſſig. Ein letztes Mal trommelt Nivelle aus allen Rohren, aus allen Schlünden und Mündungen. Zwiſchen Reims und Soiſſons dampft und kocht die Erde wie ein ſchwärender Vulkan. Die dünnen deutſchen Schützenſchleier werden teilweiſe zugedeckt, vernichtet und zerſtampft. Und drüben wartet die Blüte der franzöſiſchen Armee auf die „Stunde H".

Um 5 Uhr bricht aus allen deutſchen Rohren ein raſender Feuerüberfall auf die franzöſiſchen Stellungen nieder. Ganze Regimenter ſtehen faſt ungedeckt in den engen Gräben. Die Stollen und Unterſtände ſind ſchon längſt alle durch Telephontrupps und Sanitätsmannſchaften beſetzt, oder als Verbandplätze eingerichtet. Deshalb ſteht die Maſſe der Poilus draußen in den engen Sappen, ja ſogar noch Mann hinter Mann in den Laufgräben. Und in dieſe Maſſe ſchlägt nun das deutſche Vernichtungsfeuer.

Verluſte häufen ſich. Geſchrei und Verderben durchzieht die Gräben. Aber das deutſche Feuer ſetzt bald wieder aus. Nur fünfundzwanzig Minuten hat es gedauert, dann können die franzöſiſchen Verbände ſich wieder ordnen, ihre Lücken ſchließen und ſich zum bevorſtehenden Kampf bereitmachen.

Gewiß, die Verluſte ſind empfindlich, aber ſpielen ſie auch ſchon eine Rolle im Vergleich zu den hier eingeſetzten Kräften!? Nein, die paar hundert Mann, die ins Gras beißen mußten, die zwei- oder dreitauſend Verwundete, die mit Splittern im Leib nach rückwärts haſten, die zählen ja nicht. Das nimmt man nicht tragiſch. Bei den Deutſchen wird es gleich noch andere Verluſte geben. Hört, wie das Trommelfeuer tobt und mahlt! Wie eine rieſige Mühle mahlt und zermahlt ſeine rohe Kraft die deutſchen Infanterieſtellungen und alles, was darin lebt und atmet.

Die beſten franzöſiſchen Sturmtruppen ſtehen bereit. Ihre Offiziere ſchauen auf die Uhr. Von drüben meldet ſich nichts mehr. Keine Leuchtkugel, keine Maſchinengewehrgarbe, nicht einmal ein Gewehrſchuß, — — nichts mehr. Endgültig und für immer iſt der Feldgraue tot und verdorben, niedergeſtampft und vernichtet. Und mit den Batterien da drüben wird man ein grauſiges Spiel treiben. Gleich beim Vorrücken werden fünf franzöſiſche Batterien je eine deutſche Batterie vornehmen und mit fünffacher Überlegenheit die deutſchen Geſchütze mit einem Höllenhagel von Granaten eindecken, die Kanoniere in die Deckungen jagen, um den vorrückenden Poilus freie Bahn zu ſchaffen.

Und nun iſt's 6 Uhr. Die „Stunde H" des „Tages J" hat geſchlagen — — —

„. . . iſt heute morgen in breiten Abſchnitten die Infanterieſchlacht entbrannt."

Es iſt faſt ſchon heller Tag. Der Schnee fällt nur noch dünn, rieſelt leiſe in auffriſchendem Wind. Um 5 Uhr 59 Minuten iſt das weite Schlachtfeld noch völlig menſchenleer. Keine Bewegung als nur das nimmermüde Emporwirbeln der Erdfontänen. Kein Laut als das Johlen, Pfeifen, Heulen und Schreien von Granaten, Splittern und Ausbläſern. Und jetzt, Punkt 6 Uhr, hat ſich die Landſchaft plötzlich belebt. Aus der Erde iſt eine waffenſtarrende, horizontblaue Front gewachſen, eine lebendige, bewegliche Mauer aus Hunderttauſenden von Menſchenleibern, aus Hunderttauſenden von Stahlhelmen, aus Hunderttauſenden von drohenden Bajonettſpitzen.

Grell und aufreizend blaſen die Clairons das alte Sturmſignal in den Morgen:

„La monteras-tu, la côte?!“

Und nun ſetzt ſich auch die Nivelleſche Feuerwalze in Bewegung. Zwiſchen 70 und 100 Metern vor der horizontblauen, anrückenden Infanteriemauer rollt die Wand aus jagenden Geſchoſſen, aus Einſchlägen, aus Wirbeln, aus Erdfontänen, aus Tod und Vernichtung über die gequälte Landſchaft. Noch einmal ducken ſich die letzten überlebenden deutſchen Feldgrauen in ihren Trichtern, noch einmal ſpüren ſie den Gluthauch der Exploſionen am Rande ihrer Erdlöcher. Und dann hören ſie die Feuerwalze nach hinten rücken, ganz langſam.

Und nun iſt ihre Zeit gekommen. Die klammen Hände reißen die vor Näſſe ſchützenden Zeltbahnen

weg, legen die Gewehre und leichten Maſchinengewehre frei, werfen ſie auf den Rand der Granattrichter. Greifen dann zur verkruſteten, verdreckten und verroſteten Leuchtpiſtole. Rote und grüne Sperrfeuerraketen ziſchen empor, verteilen ſich als bunter Sternreigen. Und dann — — —

Die ſtahlblaue Angriffsmauer kommt unverdroſſen näher. Der Höllentanz kann beginnen. Die deutſchen Schützen liegen fiebernd auf dem Anſtand. Sie wollen den Gegner herankommen laſſen, noch näher, immer näher.

Es gehört eine geſunde Nervenkraft dazu, jetzt nicht abzudrücken, loszubelfern, blindlings draufloszuſchießen. Nein, ruhig zielen die Schützen hinter Gewehr und Maſchinengewehr, das rechte Auge eiskalt über Kimme und Korn auf die anrückenden Infanteriemaſſen gerichtet. Im Halſe pocht wild das Blut.

Noch 200 Meter — — noch 150 Meter — —

Bei 100 Meter ſetzt plötzlich, wütend und mahlend das deutſche Kleinfeuer ein, kichert, peitſcht, ziſcht und tobt. Jeder Schuß ein Treffer, jede Garbe mäht und mäht — — Es iſt kühle und ſachliche Wut in dieſem Kirchern der Maſchinengewehre. Es iſt die Erlöſung aus der Hölle des Trommelfeuers, es iſt Rache für das, was man zu erdulden hatte, da man ohnmächtig lag, Tag um Tag, Nacht um Nacht, die Finger in den naſſen Lehm gekrallt, Verzweiflung und dumpfen Zorn in der Seele.

Nein es iſt keine perſönliche Feindſchaft, es iſt

nur die unbändige Luſt, dieſes Tier Materialſchlacht zu töten, dieſe Hydra, die hunderttauſendköpfig aus dem Trichterfeld wächſt und ſich den Geſchoßgarben bietet, Bruſt an Bruſt, Kopf an Kopf, hunderttauſend ſchreiende Münder, deren „Vive la France“ den Orgelſang der Schlacht überbrauſt, hunderttauſend jäh entſetzte Augenpaare, die erkennen, daß der Feldgraue immer noch ſteht, immer noch!

Nein, es iſt nicht möglich, es iſt ein Trugbild. Geſpenſter ſind's, da drüben, die Menſchen, nein, jene Dreckklumpen, deren rotmüde Augen über Kimme und Korn ſtarren.

Hä-hä-hä, das Hämmern der Maſchinengewehre, hä-hä-hä!

Aus den Trichtern und durchwühlten Geländefalten, überall, wo die Feuerwalze hundertmal den Tod ſäte und zwei oder drei Mann vergaß, ſchießen ſie jetzt, dieſe zwei oder drei Mann.

Hier und da, dort und hier und drüben zwei oder drei Mann, zwei oder drei todesmutige, entſchloſſene Männer. Nur hie und da wenige Soldaten, das iſt die dünnbeſetzte, vorderſte deutſche Linie, die ſich wehrt und kämpft und die bereit iſt, zu ſterben. Vorerſt aber kämpft der ſchwache deutſche Schützenſchleier aus allen Mündungen.

Und da beginnen die blauen Geſtalten zu laufen, ſtürzen ſich nach vorne auf die deutſchen Schützenlöcher. Macht ein Ende mit dem deutſchen Spuk, Kameraden, ein blutiges Ende! Handgranaten

krachen, Gewehrgranaten dazwiſchen. Leichte Minen flattern von irgendwo her und reißen Erdfontänen hoch.

Um die vorderſten deutſchen Stellungen, die nur noch von ſchwachen Schützenſchleiern gehalten werden, entſpinnen ſich erbitterte Nahkämpfe. Spaten blitzen und wuchten auf Stahlhelme, Handgranaten werden zu Hiebwaffen. Es geht Mann gegen Mann.

Und währenddeſſen eilen die deutſchen Reſervetruppen aus den Unterſtänden, aus den Grotten und Naturhöhlen, deren Eingänge ſelbſt das lang anhaltende Artilleriefeuer nicht zuſammentrümmern konnte. Mit jeder Sekunde greifen neue Maſchinengewehre ins Gefecht. Die horizontblaue Front aus Menſchen, Stahlhelmen und Bajonettſpitzen, dieſe vorrückende Wand, aus der ſtändig Handgranaten und Gewehrgranaten wie dichter Hagel fallen, hat ſich der vorderſten deutſchen Linie bemächtigt, die dünnen Schützenſchleier überwältigt und zerſchlagen.

Todesmutig bis zum letzten Atemzug, bis zur letzten Patrone haben die ſchwachen deutſchen Einheiten auf ihrem Platz ausgehalten. Keiner bat um Pardon, keiner bekam ihn. Die Schützenſchleier ſind vollſtändig aufgerieben.

Um 6 Uhr 25 gelangt die Nachricht von der Einnahme der erſten deutſchen Stellung ins Hinterland. General Duchesne weiß nun, was er zu tun hat. Jetzt iſt auch ſeine Stunde da. Er befiehlt das Vorrücken ſeiner Verfolgungsarmee. Zwiſchen der

V. und VI. Armee im Bezirk des Winterberges und der Hurtebiſe-Ferme werden ſeine Sturmregimenter und ſeine Kavallerie-Diviſionen die gebrochene deutſche Front in breiter Linie durchſtoßen. Das iſt der Sieg, das iſt die reſtloſe deutſche Niederlage!

General Duchesne marſchiert ſiegesbewußt in die Verfolgungsſchlacht. Um 7 Uhr 25 haben ſeine vorderſten Bataillone die zweite franzöſiſche Linie erreicht und ſind im Begriff, darüber hinaus vorzudringen, genau wie es der feſtgelegte Plan erheiſcht. Aber ſiehe, dieſe zweite Linie iſt noch nicht frei. Nein, noch drängen ſich in den engen Gräben, Unterſtänden und Stollen zahlreiche Poilus der vorderſten Sturmregimenter zuſammen. Die dritten und vierten Sturmwellen liegen noch hier im Reſervegraben.

Ja, was hat das zu bedeuten, warum ſind ſie nicht vormarſchiert? Warum? Weil die vorderſten Wellen auch nicht planmäßig vorwärtskamen. Die vorderſte Linie, die erſte Angriffsmauer, kämpft noch immer drüben im Bereich der deutſchen Schützenſchleier, dort, wo vor zehn Tagen noch ein tiefer Graben das Gelände durchzog. Heute aber befindet ſich dort nur ein totes, leeres Trichtergebiet. Ja, warum und weshalb und durch wen? Was iſt geſchehen? Was geſchieht noch weiter, von Minute zu Minute. Quälend raſch rinnt die Zeit, und die koſtbaren Viertelſtunden des Vormarſches verfliegen ungenutzt. Was wird ſein? Was ———?!

Um 6 Uhr 30 bekommt General Nivelle die erſten Meldungen aus der vorderſten Linie. „Die Poilus ſind überall in die deutſchen Stellungen gedrungen. Erbitterte Nahkämpfe zwiſchen den beiden Infanterien ſind im Gange," lauten dieſe erfreulichen Nachrichten.

Gut, alles planmäßig, alles ſo, wie es ſein muß. „General Durchbruch" iſt zufrieden. Die franzöſiſchen Regimenter werden mit dieſer deutſchen Kampflinie, mit dieſen zahlreichen Sappenköpfen, Verbindungsſtücken und Naturhöhlen ſchon fertig werden. Ein Katz- und Mausſpiel, weiter nichts. Den greifbaren Erfolg, etwas, das in die Tiefe geht, wird man erſt um 7 Uhr feſtſtellen können. Und bis dahin iſt ja auch Duchesne mit ſeiner Kavallerie unterwegs. Um 7 Uhr 15, ſpäteſtens um 7 Uhr 30, ſo ſchätzt Nivelle, werden die fünf Kavallerie-Diviſionen antraben und ſpäteſtens um 8 Uhr den Damenweg überritten haben.

Und dann — — —

„General Duchesne ſoll ſofort das Überreiten des Damenweges melden. General Duchesne ſoll rückſichtslos angreifen, ſo wie es allgemein im ſtrategiſchen Befehl und beſonders für die Verfolgungsarmee vorgeſehen iſt."

Nivelle ſpricht's und wendet ſich wieder ſeinen Karten zu. Noch ſtehen die Hauptmeldungen aus, noch weiß er nicht, was die Armee Mangin vollbracht und welch blutige Arbeit die Schwarzen inzwiſchen wohl geleiſtet haben. Ja, was mag ſich da vorne abſpielen, da auf den Höhen der nebel-

fernen Front, deren Brodeln und Toben nur ſchwach durch einen dichter werdenden Schneefall und einen weißen Flockentanz bis ins ferne Hauptquartier des Oberbefehlshabers dringen? Kein Zweifel, Mangin packt in dieſem Augenblick hart zu. Er hat ſich Laon in den ſturen Schädel geſetzt, dieſer hartnäckige Lothringer, wie er ſich im Herbſt 1916 auf den Douaumont verſchwor. Er hat den Berg damals geholt; er wird diesmal auch Laon pflücken. Ja, das wird er, der grimme Mangin.

Und was geſchieht um dieſe Stunde an der nebelfernen Front? Was geſchieht wirklich, nüchtern, blutig und ohne Beſchönigung?

Um 6 Uhr hat ſich die Mauer in Bewegung geſetzt, dicht hinter der Feuerwalze.

Um 6 Uhr 15 ſind die deutſchen Schützenſchleier erreicht, überrumpelt und niedergetrampelt.

Um 6 Uhr 30 iſt auf der ganzen breiten Front ein erbitterter Nahkampf entbrannt in der deutſchen Hauptlinie.

Und eine Viertelſtunde ſpäter, um 6 Uhr 45, ſchieben ſich unaufhaltſam die franzöſiſchen Reſerven in breiten Wellen nach vorne.

Vergebens! Um 7 Uhr iſt die Schlacht verloren — — —!

Jawohl, die Schlacht iſt um 7 Uhr verloren!

Herr General Nivelle, Herr „General Durchbruch“, Ihre Schlacht iſt verloren! Hören Sie — — verloren! Es hat keinen Zweck mehr, zu hoffen.

Hier an dieſer Mauer von Willen und Diſziplin, an der feldgrauen Front zerſchellt jede Tapferkeit. Und jeder weitere Angriffsverſuch iſt zwecklos!

Inzwiſchen aber reiten die Kavallerie-Diviſionen des Generals Duchesne in die planmäßige Verfolgungsſchlacht. Zwanzigtauſend Menſchen und Pferde bilden eine erſte gewaltige Welle. Dragoner, Küraſſiere, Huſaren ſind's und auch Spahis mit wildflatternden Burnuſſen. Dahinter die Regimenter der berittenen Jäger, deren Handpferde Maſchinengewehre und leichte Minenwerfer am Sattel mit ſich ſchleppen. Und dazwiſchen die leichten Tanks, dann die ſchweren Tanks, deren Schuppenräder faſt knietief den aufgeweichten Boden umwühlen.

Die Verfolgungsarmee marſchiert, ſo wie General Nivelle es will. Duchesne wird ſofort das Überreiten des Damenweges melden. Eine Kleinigkeit, dieſer Ritt gegen den Feind, weil man mit der vorgeſchriebenen Brutalität, Rückſichtsloſigkeit und Geſchwindigkeit vorgehen wird. Zwanzigtauſend Reiter der vorderſten Verfolgungswelle haben ſich in Bewegung geſetzt, Dragoner, Jäger, Huſaren, Küraſſiere und wildblickende, kampfhungrige Spahis.

Eine Breite von 500 bis 600 Metern, das iſt die ganze Angriffsfront eines jeden der kriegsmäßig aufgefüllten Regimenter. Spielraum oder tote Punkte zwiſchen den einzelnen Schützenwellen gibt es nicht. Nirgendwo eine Lücke, in die ſich ein deutſcher Stoßtrupp mit ſeinem Maſchinengewehr ſchieben

könnte. Kein Trichter, kein Sappenkopf, kein Unterstand bleibt undurchsucht, unberücksichtigt. Die Armee Nivelle leistet gründliche Arbeit. Und von hinten naht Duchesne mit seinen Verfolgungstruppen. Sie marschieren planmäßig und rasch, die Truppen Duchesnes, und gelangen sehr schnell nach vorne in den Bereich der Front, dorthin, wo nun längst französische Etappe sein soll. Aber nein, hier toben ja immer noch die Maschinengewehre, hier krachen die Handgranaten, hier verspritzen die Gewehrgranaten, hier singt der Tod sein schauerlich Lied. Hier ist's furchtbar.

Meldungen schwirren nach hinten. Die vordersten Batterien der Verfolgungsarmee Duchesne sind in die zweite und dritte Angriffswelle geraten. Was nun? Es muß auf der Stelle getreten werden. Man müßte sogar, um diese Zusammenballung von Truppenmassen zu verhindern, wieder kehrtmachen, die Batterien und Regimenter zurücknehmen in den Schutz von Wäldern und Dörfern. Man muß auf jeden Fall die bereits vorreitende Kavallerie aufhalten. Halt, um alles in der Welt haltet ein, ihr Verderbengeweihten dort auf stolzen Rossen! Reitet nicht weiter. Da vorne steht der Tod — — —!

Aber noch haben die Kolonialtruppen ihr ganzes Können nicht gezeigt. Nach dem Gefechtsplan soll das II. Kolonial-Korps die Straße zwischen Craonne und Vauclaire auf etwa fünf Kilometer Frontbreite durchstoßen, um den geraden Weg auf Laon frei zu

machen. In der Mitte dieſer Angriffsfront liegt die Hurtebiſe-Ferme. Um den Beſitz des Damenweges auf dieſer Höhe, mit der Hurtebiſe-Ferme als erſtem Ziel, geht der Rieſenkampf.

Zur „Stunde H“ ſind die Schwarzen des grimmen Mangin aus ihren Gräben geklettert, um ſchnell hinüberzueilen, um Beſitz von den völlig zertrümmerten und erſchütterten Stellungen der Deutſchen zu ergreifen, von jenen erbärmlichen Löchern, in denen nicht ein Menſch, nicht eine Ratte mehr leben konnte, ſo urweltlich war das Trommelfeuer.

Es iſt eiſigkalt an dieſem Morgen, doppelt kalt für die Senegalneger. Ihre Hände ſind klamm und können die Gewehre kaum noch halten. Aber zwiſchen den gefletſchten Zähnen tragen die Schwarzen das breite, blanke, ſcharfgeſchliffene Faſchinenmeſſer. So rennen ſie gegen die deutſchen Stellungen an der Hurtebiſe-Ferme, drängen durch wie ein Prellblock, kommen bis 400 Meter tief in das deutſche Grabenſyſtem und dann — — — dann krachen deutſche Maſchinengewehre, Gewehre und Handgranaten.

Aus jedem Trichter, aus jeder Lücke, hinter jedem Baumſtumpf hervor blitzt und kracht es in den vorrückenden ſchwarzen Menſchenhaufen. Sperrfeuerraketen ziſchen hoch. Die Spitzgeſchoſſe ſurren, peitſchen und wühlen ſich in die blauſchwarze Angriffsmaſſe.

Zuerſt fallen die Offiziere. Die führerloſen Kompanien der Senegalneger ſchieben ſich im Lauf-

ſchritt nach rechts auf Craonne zu. Dort ſoll die deutſche Front durchbrochen ſein. Irgendwer hat es ihnen zugerufen, irgendeine Schlachtfeldparole, aufgekommen im Augenblick der Verzweiflung. Die von unſeren Schüſſen gepeitſchten und gehetzten Farbigen ſuchen einen Ausweg. Nur weg, nur raus aus dieſer Hölle! Nur nicht mehr dieſes Johlen, Ziſchen und Pfeifen und Knattern der deutſchen Geſchoſſe, nicht mehr das ſataniſche Krachen der deutſchen Handgranaten!

Aber ſiehe, vor Craonne rennen die vorrückenden Schwarzen gegen eine neue, wenn auch dünne feldgraue Menſchenmauer. Und auch hier belfern die Maſchinengewehre. Auch hier krachen die Handgranaten. Wieder ſchnell zurück zur Hurtebiſe-Ferme!

Der deutſche Widerſtand hat ſich inzwiſchen dort noch verſtärkt. Die Feldgrauen entladen ihre ganze Wut nun auf die anrückenden Soldaten des grimmen Mangin, jagen ſie vor den Stellungen entlang hinüber nach Vauclaire. Aber auch dort iſt kein Durchgang. Auch dort iſt nur Tod und Verderben. Mehr als eine Stunde lang laufen ganze Regimenter irrſinnig im deutſchen Feuer hin und her, wie Tiere, die man in einen Talkeſſel gehetzt und nun zuſammenpeitſcht, zuſammenſchießt. Und da bricht die nervenzerreißende Panik aus.

Mit ihrem unverfälſchten Urinſtinkt haben die halbwilden Soldaten endlich die einzige noch freie Lücke in dieſem Keſſel von Tod und Verderben er-

ſpäht. Und dieſe Lücke liegt im Rücken, liegt dort, wo man herkam, wo man um 6 Uhr in der Frühe ſiegesbewußt aufbrach, geführt von weißen Offizieren, die einen Angriff gegen die verhaßten Deutſchen als harmloſen Spaziergang bezeichnet hatten.

„Zurück in die Stellung, zurück!“ ſchreit einer der Schwarzen.

„Zurück in die Stellung, zurück!“ antworten hundert, grölen tauſend. Zwiſchen Craonne und Vauclaire und in den hartumſtrittenen Gräben der Hurtebiſe-Ferme, wo ohne Unterbrechung die Handgranaten krachen, hebt eine wilde Flucht an.

Das II. Kolonial-Korps des grimmen Mangin, die Hoffnung des „Generals Durchbruch“, die Schwarzen, die an der Spitze der ſiegreichen franzöſiſchen Armee noch am Abend dieſes 16. April, ſpäteſtens aber am andern Morgen in Laon ſein ſollten, dieſes vielbewunderte Kolonial-Korps, das an ſeinen Fahnen die höchſten Auszeichnungen der franzöſiſchen Republik trägt, flüchtet hoffnungslos unter den Schlägen der deutſchen Infanterie. Und dieſe deutſche Infanterie iſt nur noch vertreten durch wenige im Feuer geſchwächte Bataillone, durch wenige Mannſchaften, in deren Herzen aber das Pflichtbewußtſein lebt und der eiſerne Wille, keinen Feind in die Hauptverteidigungslinie zu laſſen und den deutſchen Rhein bereits hier, an der franzöſiſchen Aisne, zu verteidigen.

Über Vauclaire hinweg flüchten die Schwarzen regellos ins Hinterland, ſteigen die Höhen hinab auf

die Bahnlinie zu, laufen und ſchreien und geraten in die juſt vorrückende Kavallerie des Generals Duchesne. Schreiend und alles mit ſich reißend ſtürmen die entſetzten Schwarzen, aſchfahl im Geſicht, auf bereitſtehende Lazarettzüge, werfen Perſonal, Sanitäter, Schweſtern und Ärzte auf den Bahnſteig und ſchicken ſich an, auf eigene Fauſt ins Hinterland zu fahren. Nur weg, nur ſchnell weg aus dem furchtbaren Gelände, nur fort aus dieſer entſetzlichen Gegend, in der es nur Schrecken und Tod gibt.

Und jene, die keinen Platz mehr in den Eiſenbahnwagen finden können, verſtecken ſich irgendwo in Güterſchuppen, machen ſich über die Proviantämter her oder verſchaffen ſich mit Waffengewalt Eintritt in Privathäuſer. Offiziere, die ſich dieſer ſchwarzen Menſchenwelle als Damm entgegenwerfen wollen, werden überrannt, beiſeitegeſchoben, niedergeſchlagen. Jede Diſziplin iſt gewichen.

Vergebens reiten einige Schwadronen der Verfolgungskavallerie über das Gelände, ſperren ab. Auch ſie können die Schwarzen nicht mehr zur Vernunft bringen. Man muß die Senegalneger laufen laſſen. Sie müſſen ſich ausraſen, ihre eigene Panik tottreten. Man wird ihnen Eſſen und Trinken verweigern, vorerſt. Man wird ſie laufen laſſen. Beſſer ſo! In einem oder in zwei Tagen werden ſie von ſelbſt zur Vernunft kommen und wieder das demütige, kindlich ergebene Kanonenfutter ſein.

Man läßt ſie flüchten. Man ſchaut ihnen kopfſchüttelnd nach. Ha, die gefürchteten Sturmregimen-

ter, jene, vor denen die Deutſchen angeblich beim bloßen Anblick ſchon entſetzt weichen, haben nun ſelbſt die Flucht ergriffen.

Das Blatt hat ſich gewendet, Herr General Nivelle, das Blatt hat ſich gewendet. — — —

Vor wenigen Stunden noch das hohe Siegesbewußtſein und der unerſchütterliche Glaube an die Verfolgungsſchlacht und jetzt der Zuſammenbruch, die Panik und ein furchtbares Ende. Herr General Nivelle, Ihre Taktik war gut und klug, und Ihre Munition hatte furchtbare Wirkungen. Eine ganze franzöſiſche Provinz iſt vernichtet und umgepflügt und dem Erdboden gleichgemacht. Kein Stein ſteht mehr auf dem andern. Mit dieſer Taktik, mit dieſem Munitionsaufwand, hätten Sie jede Armee, jeden Feind in regelloſe Flucht geſchlagen. Die deutſche Armee aber haben Sie nicht geſchlagen, Herr „General Durchbruch", die deutſche Armee iſt durch Waffengewalt nie zu ſchlagen!

Erſt in Fismes, gut 15 Kilometer Luftlinie von der Hurtebiſe-Ferme entfernt, erholen ſich die Schwarzen von ihrer Panik, ſammeln ſich, hören endlich auf mit dem furchtbaren Geſchrei, bekommen wieder ihre normale Farbe im Geſicht, wagen wieder um ſich zu blicken, werden wieder gehorſam und gefügig. Aber nach vorne wird man ſie in abſehbarer Zeit nicht mehr ſchicken dürfen. Keinem Offizier wird es gelingen, dieſe verängſtigten Menſchen in nächſter Zeit gegen das Peitſchen der deutſchen Gewehre und Maſchinengewehre zu führen. Dieſem Menſchen-

haufen fehlt eins — der Glaube an eine gute und große Sache, jener Glaube, der den letzten Feldgrauen drüben im ſchlammigen Trichterfeld bewußt oder unbewußt beſeelt.

Von rund zehntauſend Senegalnegern, angeſetzt zum Angriff auf die Hurtebiſe-Ferme und auf deren nähere Umgebung, ſind 6300 im deutſchen Artilleriefeuer und in der zielſicheren Abwehr unſerer Feldgrauen liegengeblieben. Die anderen ſind regellos geflohen. In den Abſchnitten rechts und links der Hurtebiſe-Ferme ſind die Verluſtziffern nicht geringer.

Jeder rechtdenkende Franzoſe, der dieſe Schwarzen, dieſe halbwilden Menſchen in franzöſiſcher Uniform, nach rückwärts haſten ſieht, auf regelloſer Flucht vor den Dämonen des Krieges, empfindet die Schmach dieſes unwürdigen Schauſpiels. Jawohl, eine Schmach daß eine Truppe ſo die Nerven verliert und ihre Stellungen fluchtartig räumt. Aber auch eine Schmach, daß ein großes Land mit kultivierten, weißen Menſchen ſeine Befreiung und ſeinen Schutz vertrauensvoll in die ſchwarzen Hände dieſer Afrikaner legt. Nein, dies muß jedem anſtändigen Franzoſen unhaltbar erſcheinen, unglaublich, furchtbar und niederſchmetternd.

In einer ſpäteren Kammerinterpellation wird behauptet, General Mangin habe vor dem Angriff ſeinen Schwarzen erklärt, die deutſchen Geſchoſſe und Bajonette ſeien machtlos gegen die Körper der Senegalneger. Wahr oder nur gut erfunden, das iſt einerlei. Tatſache bleibt die Schande der Verwendung ſchwarzer Soldaten auf dem weſtlichen Kriegsſchauplatz.

Die Meldungen vom allgemeinen großen Mißerfolg gelangen ſchon ab 7 Uhr zum Hauptquartier des Generals Nivelle. Jedes Schrillen des Fernſprechers bringt neue, furchtbare Enttäuſchungen. Nur am Fort Condé gelingt es der Armee Mangin, feſten Fuß auf den Höhen des Damenweges zu faſſen. Die Deutſchen räumen die geſprengte Feſte, die an ſich keinerlei ſtrategiſchen Wert mehr hat.

Um 10 Uhr ſoll bereits die Aillette auf der ganzen Breite überſchritten ſein. Aber die Aillette liegt um 10 Uhr noch weit, liegt jenſeits der deutſchen Artilleriеſtellungen, liegt noch kilometerweit hinter dem Gürtel der Nivelleſchen Feuerwalze. Die Taktik des Angriffs, die einzelnen Stunden des Vorrückens und die ſorgſam feſtgeſetzten Grenzen der jeweils erreichten Zone ſind ſinnlos und überflüſſig geworden.

Und dann, um 11 Uhr, kämpft immer noch die franzöſiſche Angriffsarmee in der deutſchen Hauptverteidigungslinie, kämpft mit leichtem Maſchinengewehr, mit Bajonett und Handgranaten einen verbiſſenen Kleinkrieg um einige Meter verſchlammter Gräben, ſie, die jetzt dieſe Höhe des Damenweges längſt hinter ſich haben müßte, um da unten, in der Ebene, auf Laon zu marſchieren.

Das Verfolgungskorps Duchesne wird endgültig zurückbeordert. Artillerie- und Kavallerie-Regimenter traben raſch ins Hinterland. Nicht einmal der Verſuch eines Durchbruchs, geſchweige denn der Durchbruch ſelbſt ward ihnen vergönnt.

Auf der ganzen Angriffsfront ſtehen die Franzoſen höchſtens, allerhöchſtens 500 Meter tief im deutſchen Verteidigungsſyſtem. Und ſo wird es bleiben trotz aller Angriffe der Armee Mangin, trotz aller Schläge, die auf den Brimont geführt werden.

Aber halt, noch eins ſteht aus. Noch eine Möglichkeit iſt ungenutzt. Noch warten, gefüllt mit Brennſtoff, geladen mit Waffen und Munition, die Panzerwagen. Schickt die Tanks ins Gefecht!

Um 13 Uhr gibt General Mazel, dem die Tanks unterſtehen, den Befehl zum Angriff gegen Juvincourt. Die Tanks ſind ultima ratio, ſind letzte Hoffnung, letztes Wort des Oberbefehlshabers. Die Tanks ſollen losfahren! Laßt endlich die Panzerwagen angreifen!

Es wird ſich hier nicht mehr um ein Vorrücken von Kampfgeſchwadern handeln zur Unterſtützung irgendwelcher Infanterie-Bataillone, ſondern um einen wirklichen, geſchloſſenen, heftigen Panzerangriff. Es muß ſo ſein, denn Frankreichs Ehre ſteht auf dem Spiel. Und General Mazel will etwas erreichen, irgend etwas, nachdem die Schwarzen des grimmen Mangin ſo ſchmachvoll verſagten. Genug der Niederlagen für Frankreich, im Laufe dieſes Vormittags, des 16. April 1917! Eine Schmach, daß die deutſchen Flieger allein den Luftraum beherrſchen, daß weit und breit kein franzöſiſches Geſchwader zu ſehen iſt.

Ja, wiſſen Sie denn nicht, General Mazel, daß die 400 Maſchinen noch nicht eingetroffen ſind, daß

ſie noch in Le Bourget in den Hallen ſtehen, weil kein deutlicher Befehl herausgegeben wurde, vielleicht auch, weil General Nivelle dieſe 400 Horniſſen des Luftkampfes erſt viel ſpäter am Rhein oder gar über deutſchem Gebiet zu einem entſcheidenden großen Paradekampf einſetzen will?

Gut, wenn die Flieger fehlen, wenn die Schwarzen verſagen, wenn alles verſagt und die Infanterie trotz größten Opfermutes nicht fähig war, die Deutſchen zu überrennen, dann müſſen die Tanks durchbrechen. Die Tanks ſollen fahren!

Kommandant der Tankgeſchwader iſt ein junger Pionieroberſt. Ohne Rückſicht und ohne Selbſtbetrug hat er nüchtern und ſachlich feſtgeſtellt, daß er hier auf dem Trichtergelände der vorhergegangenen vieltägigen Materialſchlacht ſeine Panzerwagen nicht operieren laſſen kann. Sie werden in ſchlammigen Trichtern ſteckenbleiben, ſie werden nicht hergeben können, was man von ihnen verlangt. Gerade das zum Angriff befohlene Gelände bei Juvincourt iſt grauenvoll durchwühlt, dabei lehmig und grundlos. Der Oberſt ruft General Mazel an, erklärt ihm die Lage und verheimlicht ihm keineswegs ſeine Befürchtungen, fügt jedoch hinzu:

„Wenn es aber trotzdem befohlen bleibt, werden wir ſelbſtverſtändlich fahren."

Ein Führer iſt von der Unmöglichkeit eines angeſetzten Unternehmens überzeugt, aber trotzdem gehorcht er dem gegebenen Befehl, der ihm ſinnlos erſcheint. Denn General Mazel beſchwört ihn:

„Mein lieber Oberſt, möglich oder unmöglich, das iſt einerlei. Frankreich hat heute ſchon ſo viel eingebüßt. Wir müſſen etwas retten, verſtehen Sie, etwas, und wenn's nur die Ehre iſt. Mit großen Verſprechungen haben wir dem Volk die Koſten für dieſe Offenſive auferlegt, haben dem Vaterland gegenüber die Pflicht auf uns genommen, etwas zu erreichen, irgend etwas, einen greifbaren Erfolg. Sie verſtehen mich ja. Fahren Sie, mein lieber Oberſt, fahren Sie — — —!"

Und der junge Oberſt fährt.

Hundertzweiunddreißig Sturmwagen rollen gegen Juvincourt. Im vorderſten Tank ſitzt, als Führer des Geſchwaders, der junge Oberſt. Er weiß, daß er in den Tod fährt, aber er fährt. Alles iſt verloren, alles bricht zuſammen, gewaltige Hoffnungen werden begraben im Bellen der deutſchen Maſchinengewehre. Frankreichs Elitetruppe ſtirbt vor den Mündungen der feldgrauen Musketiere. Die Lieblingsſoldaten des grimmen Mangin flüchten regellos gegen Fismes, ſäen Panik und Verderben im weiten Hinterland. Hier aber haben ſich einige Tapfere beſonnen und ziehen ohne Hoffnung und todesmutig in die Schlacht.

Die Panzerwagen rollen, aber keine Infanterieabteilung folgt ihnen. Die Infanterie kann nicht mehr folgen, ſo erſchöpft iſt ſie. Vergebens ſchmettern die Clairons und hetzen zum Sturm hinter den ratternden Tanks her, zum letzten Sturm gegen die deutſchen Linien. Nein, nein! — die Sturminfanterie

iſt am Ende ihrer Kraft. Zuviel, zu furchtbar die Anſtrengungen des Tages, zu groß die Enttäuſchungen.

Jetzt müßte man planmäßig ſchon weit drunten in der Ebene ſein, durch die befreiten Dörfer marſchieren, begrüßt und umjubelt von der Zivilbevölkerung, vor ſich, am nördlichen und nordöſtlichen Horizont die flüchtenden deutſchen Diviſionen. Und nun liegt man immer noch oben im Trichterfeld, nur wenige hundert Meter von der Ausgangsſtellung entfernt, und kann nicht vorrücken. Und keine Macht der Welt wird jetzt einen dieſer Poilus noch einmal zum großen Sturmlauf bringen können. Nein, für heute iſt's vorbei. Das Heer iſt müde.

Die hundertzweiunddreißig Tanks aber rollen. Und dann ſind ſie drüben in der deutſchen Linie.

Und nun beginnt der Kampf um dieſe 132 Stahlkoloſſe. Als erſter fährt der Kampfwagen mit dem Geſchwaderführer in die deutſche Front, ſtößt wuchtig ein, wird ſofort vom Maſchinengewehrfeuer gepackt. Die Spitzgeſchoſſe hämmern ihren Trommelwirbel auf ſeine Stahlflanken. Und rauchend erliſcht die Farbe des Tarnanſtrichs auf den ſtählernen Flächen, ſo heiß werden die Panzerplatten unter dem Hämmern der Einſchläge. Dann ſind die deutſchen Tankabwehrbatterien da, einfache Feldgeſchütze, die todesmutig vorpreſchen, abprotzen und in direktem Schuß auf die Panzerwagen halten.

Es geht alles unheimlich ſchnell. Geballte Ladungen krachen, Panzerwagen legen ſich todwund auf die Seite. Einige brennen lichterloh. Nicht ganz

fünfzehn Minuten dauert das Rasseln der Sturmwagen.

Vierundsechzig von ihnen bleiben im Trichterfeld stecken, können sich nicht mehr durch eigene Kraft befreien. Die Besatzung verläßt die Wagen und flüchtet rückwärts, umbellt von deutschem Gewehrfeuer.

Siebenundfünfzig Panzerwagen liegen völlig zerstört, brennend, umgeworfen, mit geöffneten Flanken, ohne Farbe, ohne Leben, zerstreut auf dem Trichterfeld.

Nur elf Sturmwagen entrinnen ihrem bitteren Schicksal und gelangen, zum Teil noch beschädigt, alle aber verschrammt von Geschoßsplittern und Maschinengewehrgarben, in ihre Ausgangsstellungen zurück. Der Tankangriff auf Juvincourt ist abgeschlagen, erstickt in Blut und Tod und Flammen.

Auf der ganzen Frontbreite zwischen dem Aisneknie und dem Brimont steht die feldgraue Abwehrfront eisern und unbeirrt immer noch in der Hauptverteidigungslinie, steht noch da, als der Abend sich niedersenkt und die Zeit anbricht, da die Vorhut des grimmen Mangin schon in Gewehrschußweite der Kathedrale von Laon operieren müßte.

Deutscher Heeresbericht
vom 16. April 1917 abends.

An der Aisne hat der große französische Durchbruchsstoß mit weitgelegtem Ziel nach zehntägigem Massenfeuer begonnen. Auf der vierzig Kilometer breiten Angriffsfront ist der erbitterte Kampf um unsere vordersten Stellungen im Gange.

Französischer Heeresbericht
vom 16. April 1917 abends.

Zwischen Soissons und Reims griffen wir nach mehrtägiger Artillerievorbereitung heute morgen die deutschen Linien auf einer Ausdehnung von 40 Kilometern an. Die Schlacht wurde in dieser ganzen Front, wo der Feind bedeutende Kräfte und eine zahlreiche Artillerie gesammelt hatte, mit Erbitterung geführt. Die Tapferkeit unserer Truppen besiegte den energischen Widerstand des Gegners. Zwischen Soissons und Craonne fiel die ganze erste Stellung der Deutschen in unsere Gewalt. Östlich von Craonne nahmen unsere Truppen die zweite deutsche Stellung südlich Juvincourt. Weiter südlich schoben wir unsere Linie bis zum Westrand von Bermericourt und bis zum Aisne-Kanal vor zwischen Louvre und Courey. Wiederholte kräftige Angriffe nördlich von La Ville-aux-Bois brachen mit beträchtlichen Verlusten für den Feind in unserem Feuer zusammen.

Deutscher Heeresbericht vom 17. April 1917
Westlicher Kriegsschauplatz
Heeresgruppe Deutscher Kronprinz.

An der Aisne ist eine der größten Schlachten des gewaltigen Krieges und damit der Weltgeschichte im Gange. Seit dem 6. April hält ununterbrochen die Feuervorbereitung mit Artillerie und Minenwerfern an, durch die die Franzosen in noch nie erreichter Dauer, Maß und Heftigkeit unsere

Stellungen sturmreif, unsere Batterien kampfunfähig, unsere Truppen mürbe zu machen versuchten. Am 16. April, frühmorgens, setzte von Soupire an der Aisne bis Betheney, nördlich von Reims, der auf einer Front von 40 Kilometern mit ungeheurer Wucht von starken Infanteriekräften geführte und durch Nachschub von Reserven genährte, tief gegliederte Durchbruchsangriff ein. Am Nachmittag warf der Franzose neue Massen in den Kampf und führte starke Nebenangriffe gegen unsere Front zwischen Oise und Condé sur Aisne. Bei dem heutigen Feuerkampf, der die Stellungen einebnet und breite tiefe Trichterfelder schafft, ist die starre Verteidigung nicht mehr möglich. Der Kampf geht nicht mehr um eine Linie, sondern um eine ganze tiefgestaffelte Befestigungszone. So wogt das Ringen um die vordersten Stellungen hin und her mit dem Ziel, selbst wenn dabei Kriegsgerät verlorengeht, lebendige Kräfte zu sparen, den Feind durch schwere blutige Verluste entscheidend zu schwächen.

Diese Aufgaben sind dank der vortrefflichen Führung und der glänzenden Tapferkeit der Truppen erfüllt.

Am gestrigen Tage ist der große französische Durchbruchsversuch, dessen Ziel sehr weit gesteckt war, gescheitert, die blutigen Verluste des Feindes sind sehr schwer, über 2100 Gefangene sind in unserer Hand geblieben.

Wo der Gegner an wenigen Stellen in unsere

Linien eingedrungen ist, wird noch gekämpft. Neue feindliche Angriffe sind zu erwarten ...

Die Truppe sieht den kommenden schweren Kämpfen voll Vertrauen entgegen.

Der Erste Generalquartiermeister:
Ludendorff.

Der Zusammenbruch beginnt

Paris ist das Herz Frankreichs. Paris spricht und Frankreich hört zu. Paris ist das Herz der Nation, ist's erst recht jetzt, im Wirbel des Krieges. Paris allein macht die öffentliche Meinung. Und dieses Paris steht beim Morgengrauen des 16. April 1917 auf den Straßen, an den Fenstern und lauscht hinaus gegen Nordosten, wo die Front tobt. Der kalte Nordostwind bringt unentwegt die dumpfen Schallwellen heran. Und so vernimmt ganz Paris das letzte Aufflackern aller Kräfte zum Auftakt des entscheidenden Sturmangriffs. Und dann läßt das Feuer nach.

Vielleicht wird auch der Schall jetzt vom Lärm der erwachenden Riesenstadt erstickt. Der Bürger begibt sich an seine Arbeit, geht seiner täglichen Beschäftigung nach im frohen Bewußtsein, daß der Poilu unter dem Kommando von Nivelle schon ordentliche Arbeit leisten wird. Er, der Bürger, kann nichts tun, als den Abend abwarten und die Bekanntgabe der neusten Meldungen. Aber die Stunden

fließen an ſolchen Tagen quälend langſam dahin. Vielleicht läßt ſich draußen an den Gürtelbahnhöfen der Pariſer Bannmeile etwas erfahren. Große Truppentransporte, aber auch Lazarettzüge werden nicht durch Paris geführt. Hierzu beſteht keine Möglichkeit, weil der Pariſer Stadtkern ja nur Sackbahnhöfe hat. Die große Gürtelbahn aber vermeidet dieſen Kern und iſt von jedem Punkt der Stadt aus in kurzer Zeit mit den üblichen Beförderungsmitteln zu erreichen.

Alſo fahren um die Frühnachmittagsſtunden dieſes kalten Montags zahlreiche Bürger hinaus zu den Bahnhöfen der Gürtelmeile. Und ſiehe, lange brauchen ſie nicht zu warten. Schon gegen 14 Uhr keucht ein langer Lazarettzug heran, ein Transport von der Angriffsfront. Der Zug hält; es iſt üblich, daß alle Lazarettzüge hier eine kurze Verpflegungspauſe einlegen. Sofort durchbrechen die Neugierigen die ſchwachen Abſperrungen und nähern ſich den Wagen. Sie kommen wohlgelaunt und freudig herbei. Sie ſchwenken ihre Hüte, klatſchen begeiſtert in die Hände und rufen:

„Bravo, ihr herrlichen Poilus, das habt ihr wieder mal gut gemacht, den Boches da oben habt ihr's gegeben! Das Vaterland dankt euch, ſeinen Befreiern."

Einige Ziviliſten machen ihre Photoapparate frei, um den Lazarettzug mit den verwundeten Helden der Durchbruchsſchlacht zu knipſen. Andere kommen vertrauensvoll näher, um Einzelheiten, intereſſante

Einzelheiten zu erfahren. Aber die verwundeten Poilus ſind ſchlecht gelaunt. Warum? Was iſt los? Weshalb ſind die Geſichter der Männer im Lazarettzug ſo finſter? Verwundete ſind meiſt freundlich, zufrieden, beſcheiden und dankbar für jede Anteilnahme. Dieſe Poilus aber ſchreien die Photographen an und brüllen weithinſchallend über den Bahnhof:

„Haltet nur den Mund, ihr Heimkrieger!! Schweigt von Durchbruch und Sieg, haha — — Geht mal hinauf an den Damenweg und ſchaut euch die Schweinerei an. Zehn Tage lang hat Nivelle getrommelt und hat die Deutſchen für mauſetot erklärt. Und nun kommen wir drüben an und finden eine wohlorganiſierte Abwehr. Solch ein Maſchinengewehrfeuer hat noch nie ein Menſch erlebt! Geht zum Teufel mit eurem Hurrapatriotismus. Die Armee iſt verraten worden. Irgendwelche Schufte haben uns zur Schlachtbank geführt. Und die Schwarzen ſind laufen gegangen. Jawohl, Mangins Schwarze ſind ausgeriſſen wie Schafe im Hagelwetter, und wir mußten die Lücke ſchließen und noch ſchnell die deutſchen Gegenſtöße auffangen. Eine Schweinerei ſondergleichen! Das iſt Verrat, das iſt Verrat! Man hat uns gemordet — — —! Mord! Verrat! Nieder mit General Durchbruch — — —!“

Entſetzt weichen die Neugierigen zurück. Was ſie zu hören bekamen, iſt ja furchtbar. Wirklich, wenn's ſo iſt, dann iſt Verrat im Spiel. Was hat ſich in Wirklichkeit ereignet, welche furchtbaren Kräfte ſind

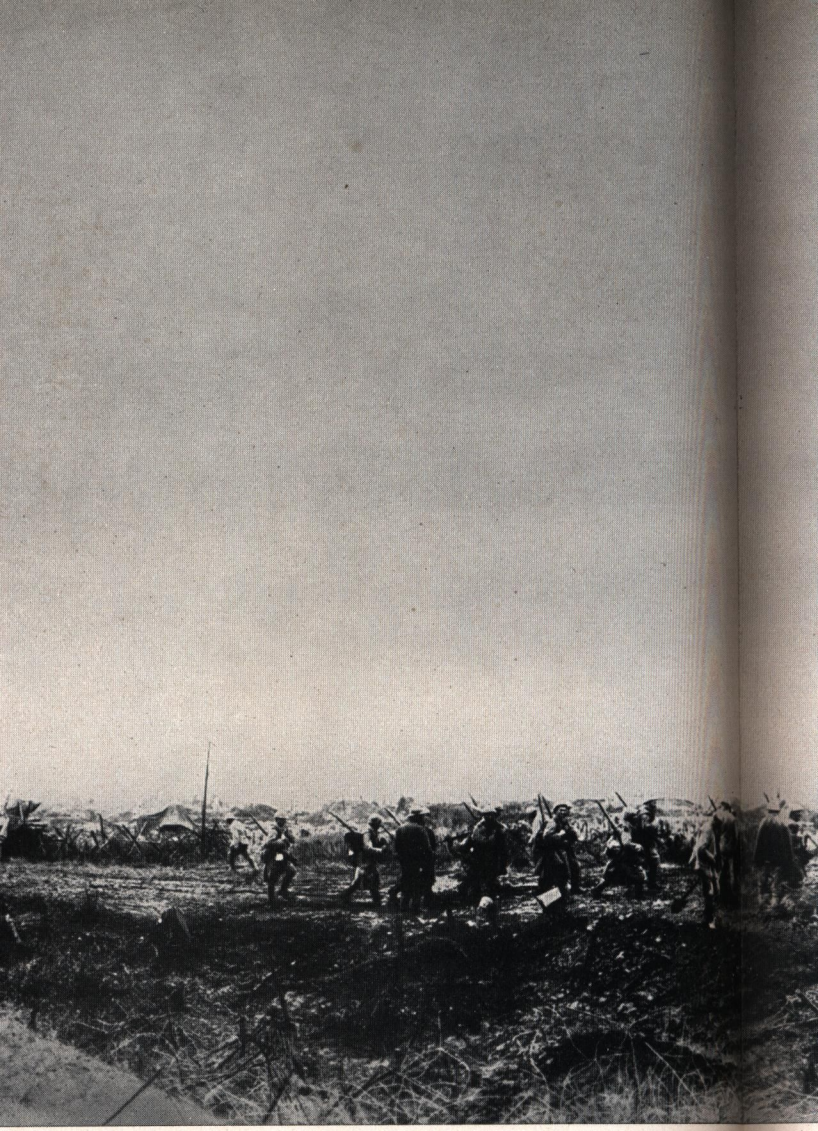
am Werke, um Frankreich den Todesstoß zu versetzen?

Der Zug fährt an. Um weitere Zwischenfälle und störende Unruhe zu verhindern, hat der Bahnhofskommandant sofortige Abfahrt befohlen, ohne Verpflegung. Er wird auch weiterhin dafür sorgen, der entsetzte Bahnhofskommandant, daß keine Verwundetentransporte hier mehr Aufenthalt nehmen, hier nicht und nirgendwo in der weiten Pariser Bannmeile. Nur weg, weit weg aus dem Bereich dieser Stadt, in deren wirrem Riesengehirn eine solche Nachricht rasch in Niedergeschlagenheit übergeht und von Mund zu Mund verhängnisvoll weitergetragen wird. Nur rasch fort mit den Verwundetentransporten! Sie sollen Paris nicht mehr berühren und das Herz Frankreichs nicht mehr in Angst und Schrecken jagen. Die verwundeten Poilus, Frankreichs ruhmvolle Söhne, sind plötzlich unerwünscht.

Der Kommandant handelt weise. Aber er kann diesen hundert und mehr Neugierigen den Mund nicht verschließen, ihnen, die gekommen waren, um in vaterländischer Begeisterung die wunden Krieger zu begrüßen, und die nun in einen grauenvollen Abgrund blicken. Nein, ihnen kann der Kommandant dieses Bannmeilenbahnhofs nichts verbieten. Denn diese Männer sind schon wieder unterwegs, fahren nach Paris zurück, erzählen überall ihre Wahrnehmungen.

Wie das sprichwörtliche Lauffeuer geht die böse

Fürs Vaterland! Der unbekannte Held, ein Poilu vom Trägerzug, tödlich im weit und breiten Trichterfeld getroffen, während er seinen Kameraden das Geschirr mit Trinkwasser bringen wollte. Kein Heeresbericht spricht von ihm



Die Front löst sich langsam auf. Nach den ständigen Niederlagen und blutigen Angriffen am Damenw
und schreien: „Nieder mit dem Krieg. Die Deutschen sind durch Waffengewalt nicht zu besiegen!“

am Damenweg begeben sich die gelockerten französischen Abteilungen unzufrieden ins Hinterland
besiegen!"

Fürs Vaterland! Der unbekannte Held, ein deutscher Tambour, gefallen beim Gegenstoß, während er unentwegt das Signal zum Angriff schlug. Ringsum französische Gefallene

Nachricht durch die Hauptstadt, und die vaterländische Begeisterung schlägt um in tiefste Traurigkeit, und dann in Wut über angeblichen Verrat an der Sache Frankreichs. Und diese aufgeregte Menge, diese Masse Mensch, dieses Paris, Gehirn und Herz Frankreichs, versteht nicht, daß alles so ist, wie es sein mußte, daß man sich diese Enttäuschung selbst zuzuschreiben hat, weil man planmäßig die öffentliche Meinung mit der Unterschätzung des deutschen Gegners vergiftete, weil man ständig eigene Niederlagen verschwieg und den Feind als nichtswürdig und feig hinstellte. Jetzt rächt sich die rosarot gestimmte Propaganda einer unsachlich eingestellten Presse. Nicht Nivelle hatte versagt, sondern die französische Presse, die in Schönfärberei machte, wo sachliche und ernste Aufklärung viel besser und beruhigender gewirkt hätte. Nicht Nivelle und keiner dieser Generäle hat Frankreich verraten oder im Stich gelassen, sondern die öffentliche Meinung wurde wochenlang, monatelang, jahrelang planmäßig vergiftet.

Aber Paris will das noch nicht einsehen. Paris kocht und brodelt vor Ungeduld. Was ist geschehen da vorne, da oben an der Front? Was? Wie? Wann? Und durch wen?

Die Front liegt wieder erstarrt. Die Front wird aber erneut aufleben und sich aus der eisernen Umklammerung des feldgrauen Gegners zu befreien suchen, um noch einmal und immer wieder den Sprung in die Ebene hinab und an den Rhein zu wagen.

Aber bei jeder Bewegung wird die feldgraue Klammer feſter, rückſichtsloſer zupacken.

Vorläufig ruht noch die Front und ſchöpft Atem zum neuen Tag, denn Nivelle will morgen, am 17. April, noch einmal die ganze Streitmacht einſetzen, noch einmal alles marſchieren laſſen, was ein Gewehr tragen kann, noch einmal zur Sprengung des feldgrauen Gürtels rückſichtslos und machtvoll anſetzen. Wichtiger als die langſam nachlaſſenden und ſicher abſterbenden Einzelkämpfe um kleinere Grabenſtücke und Trichterwüſten ſind jetzt die Ereigniſſe hinter der franzöſiſchen Front.

In Maſſen ſtrömen die verwundeten Poilus nach hinten. Jawohl, die Verwundeten des erſten Lazarettzuges, die damals am Rande des Pariſer Häuſermeeres ſolch böſe Nachricht verbreiteten, hatten recht, als ſie von einem bisher nicht geſehenen Einſatz deutſcher Maſchinengewehre ſprachen und die zielbewußte Abwehr der deutſchen Front erwähnten. Daher auch die ungeheure Zahl von Verwundeten. Zu Tauſenden, zu Abertauſenden ſtrömen ſie nach hinten. An der Spitze die Leichtverwundeten, die Männer mit geringeren Schüſſen, jene, die ſich noch helfen können, die noch mit eigener Kraft vom Fleck kommen. Nur weg, nur raſch fort aus dieſer Zone des Todes, nur fort und nicht mehr gewartet, nicht mehr gezögert!

Dahinter, viel langſamer, kommen die Humpelnden mit Beinſchüſſen. Sie gehen ineinandergehakt, vielfach geſtützt oder getragen von Feldgrauen, denen

das Soldatenlos ein bitteres Schickſal als Kriegsgefangene bereitet hat.

Und dann kommen die andern, die Schwerverwundeten auf Bahren, die blutigſte Beute der Schlacht. Männer mit Bruſtſchüſſen, mit ſchweren Bein- und Bauchſchüſſen. Und ſie alle haben nur eine Genugtuung und nur einen Troſt — die Hoffnung auf baldige und anſtändige Hilfe irgendwo in einem Feldlazarett —. Jawohl, da hinten wird man ſie ſachgemäß verbinden, laben, verpflegen, man wird ſie ſanft und gut behandeln, weich betten, ihnen Gelegenheit geben, die müden Glieder auszuſtrecken. Und man wird ſie dann in langen Lazarettzügen ins friedliche Hinterland befördern, in den werdenden Frühling irgendwo im Süden.

So glauben die nach rückwärts haſtenden oder getragenen Verwundeten. Sie haben ein Anrecht auf dieſen Glauben an die raſche, ſelbſtverſtändliche Hilfe.

Aber die Wirklichkeit iſt anders. Die Wirklichkeit iſt furchtbar. Die wenigen Lazarettzüge ſind ſchon um die achte Morgenſtunde überfüllt. Leichtverwundete haben ſie einfach im Sturm genommen. Nicht genug. Aus zwei Zügen müſſen ſchlotternde und vor Angſt bebende unverwundete Senegalneger gejagt werden. Mit Waffengewalt treibt man die Neger heraus, wirft ſie durchs Fenſter ins Freie, wenn ſie nicht gutwillig den Platz räumen wollen; man treibt ſie vom Bahnſteig.

„Abfahren," ſchreien die Leichtverwundeten, „wir wollen weg ins Innere, los, haut ab!"

Das Zugperſonal aber weigert ſich abzufahren, denn es hat Anweiſung, nur bettlägerige Verwundete mitzunehmen, keine Armſchüſſe, keine Schulterſchüſſe, keine leichten Kopfſchüſſe. Aber jene, die Schwerverwundeten, um die es geht, die hier mitfahren ſollen, ſind noch nicht da, werden erſt im Laufe des Nachmittags oder gar erſt am Abend hier eintreffen.

„Und wir, was ſollen wir denn," ſchreien die Leichtverwundeten voller Empörung, „ſind wir vielleicht räudige Hunde, haben wir unſere Pflicht da oben auf den Höhen nicht getan? Es gibt ja genug Züge in Frankreich, warum ſtellt man nicht genügend Züge bereit? Fahrt uns ſchon mal weg ins Hinterland, dann habt ihr Platz für die Nachrückenden. Wir wollen ja gern für unſere ſchwerverwundeten Kameraden zurücktreten, wenn es ſein muß, aber wenn wir hier bleiben ſollen, dann gebt uns an, an wen wir uns zu wenden haben! Wo iſt hier ein Lazarett, wo iſt hier ein Verbandplatz, wo iſt hier eine Verpflegungsſtelle für Verwundete? Wo kann man die notwendigen Tetanusſpritzen gegen Wundſtarrkrampf bekommen? Sprecht doch ſchon, ihr Pflaſterkäſten und Karbolmäuschen. Wo iſt hier der Sanitätsdienſt? Ja bitte, wo iſt er — —?!"

Ja, wo iſt hier der Sanitätsdienſt? Er iſt nicht da. Daran hat man nicht gedacht. An ſolche Dinge hat man wirklich nicht gedacht bei der Vorbereitung des großen Vormarſches. Gewiß, mit großen Verluſten hat man gerechnet. Aber dieſe Verluſte würden

ſich auf einer langen Strecke von der Aisne bis zum Rhein hinziehen. Nicht ohne große Opfer würde man die Befreiung Frankreichs erreichen. Aber auf dieſem noch unzerſtörten Zwiſchengelände würden ſich manche Gelegenheiten zur Unterbringung der Verwundeten finden. Man würde die eroberten deutſchen Lazarettbaracken und Sanitätseinrichtungen für ſich beanſpruchen können.

Nun aber iſt alles anders gekommen. Die harten Verluſte ſind da, und zwar auf kleinem Raum. Und die deutſchen Sanitätsbaracken liegen noch weitab als fernes Ziel im feindlichen Hinterland. Eine ganze Armee Verwundeter ſucht vergeblich Schutz, Rat und Hilfe. Die wenigen Diviſions-Verbandplätze ſind im Augenblick überſchwemmt. Alle Kirchen und Schulen und Scheunen ſind mit Verwundeten belegt. Dazu kommt noch die Enge aller Unterkunftsmöglichkeiten. Denn hier ſteht ja immer noch die Verfolgungsarmee des Generals Duchesne eng zuſammengeballt und wartet auf den Befehl zum endgültigen Vorſtoß, zum Vormarſch in die Ebene.

Die Nacht ſinkt nieder. Eine eiſige, furchtbare Schnee- und Regennacht iſt's, eine böſe Aprilnacht. Immer noch hält der traurige Zuzug Verwundeter an. Jetzt, im Schutze der Dunkelheit, bringt man die ſchlimmſten Fälle, die Schwerverwundeten herbei, trägt ſie auf Bahren oder in Zeltbahnen frei über das Trichterfeld hinweg nach hinten. Aber für dieſe Verwundeten iſt jetzt

kein Fleckchen mehr frei, kein Dach, keine Strohhütte, kein Stuhl, nichts mehr. In Eile hat man Leerzüge aller Art herbeibefohlen. Aber vor Morgengrauen können sie nicht da sein.

Was geschieht mit den Schwerverwundeten, ja, was soll mit ihnen geschehen? Sie müssen warten. Und die Schwerverwundeten warten — — liegen draußen im Freien auf Bahren, in den Dorfstraßen, auf matschigem Feld. Glücklich, wer noch eine kleine regengeschützte Ecke unter einem Dachvorsprung ergattern kann. In den Häuserniſchen kauern sie, Männer mit Bauchschüssen, zu dreien und vieren raffen sie sich auf und wanken langsam ins Hinterland auf der Suche nach einer Bleibe, Männer mit Brustschüssen, mit Blutgerinsel im Mundwinkel, fast schon Sterbende.

Die wenigen Ärzte arbeiten unverdrossen. Nur die schwersten Fälle kommen auf den Operationstisch. Alles andere wird mit einer raschen Spritze — abgefertigt. — Nach und nach hat man die Leichtverwundeten abgeschoben und die vorhandenen Plätze mit den schwersten Fällen belegt. Aber auch für sie reicht die verfügbare Bettenzahl bei weitem nicht aus. Und derweilen wankt das Heer der Leichtverwundeten ziel- und planlos gegen Süden. Viele Soldaten, deren Verwundungen nur leichter Natur sind, bleiben auf der Strecke liegen und sterben am Wegrand, weil sich die Wunden durch Kälte, Feuchtigkeit und Überanstrengung entzünden, verschlimmern und Fieber verursachen.

Innerhalb weniger Stunden erleidet Frankreich eine zweite Niederlage. Die erste Niederlage war oben auf den Höhen, war das Mißlingen des erhofften gigantischen Durchbruchs und des frischfröhlichen Vormarsches bis zum Rhein. Die zweite Niederlage ist das Versagen auf dem Gebiet des Sanitätswesens. In der sorglosen und sträflichen Unterschätzung des Gegners hatte man solche Verluste nicht für möglich gehalten und dementsprechend auch nur geringe Sanitätskräfte bereitgehalten.

Die Leichtverwundeten marschieren in langen, endlosen Kolonnen hinkend und schimpfend durch Dörfer und Weiler und Städtchen. Beim Morgengrauen sind sie in Fère-en-Tardenois, dann unten an der Marne.

Gegen Mittag des 17. April kommt die Spitze der Kolonne schon nach Chateau Thierry. Im Laufe des Tages wanken auch zwei- bis dreitausend Verwundete durch das Hauptquartier des Generals Nivelle, ziehen vorbei, finsteren Blicks, Nase am Boden, ohne zu grüßen, ohne einen der zahlreichen hier anwesenden Stabsoffiziere zu beachten.

Nivelle steht am Fenster seines Quartiers und blickt hinaus, sieht die armen Poilus vorbeigehen, die blutige Beute der Schlacht, die namenlosen Helden, die stillen Dulder ohne Bleibe, ohne Aufenthalt, ohne die Möglichkeit, irgendwo die Glieder auszuruhen, ja sogar noch ohne Verpflegung. Jetzt erst versteht er, daß irgendwo große Fehler begangen wurden, daß nicht alles so ist, wie es sein sollte.

Er hat auch für den kleinen Poilu ein Herz und kann es nicht zugeben, daß ein verwundeter Soldat, der für das Vaterland sein Blut vergoß, nicht einmal Hilfe finden kann oder sie auf eigene Faust suchen muß. Eine Schmach, daß solches gerade in seiner Angriffsarmee möglich ist. General Nivelle nimmt sich vor, diesen unerhörten Fall genauestens zu untersuchen. Er wird jeden zur Rechenschaft ziehen, der beim Sanitätsdienst vorne versagt hat.

Aber er wird nicht mehr dazu kommen, denn ihn, nur ihn allein wird man für all diese Fehler verantwortlich machen. Ihm allein wird man alles aufbürden und alle Schuld beimessen und niemals zugeben wollen, daß er nur das Beste gewollt hat.

Im Augenblick kann sich General Nivelle um die Verwundeten nicht kümmern, denn er steht vor großen Entscheidungen. Es geht jetzt um Fortsetzung oder Abblasen der Schlacht überhaupt. Mißmutig wendet sich der Oberbefehlshaber zu seinen Offizieren hin, zeigt mit der flachen Hand hinaus auf die blutverkrustete, lehmgraue Elendsmasse, die am Fenster vorbeizieht, und sagt:

„Meine Herren, bitte, sehen Sie sich das an! Ist das würdig? Kann Frankreich solches verantworten? Ist es möglich, daß ein Soldat, der für Frankreich geblutet hat, so behandelt wird? Ich werde strenge Maßnahmen ergreifen, meine Herren, strenge Maßnahmen — — —!“

Draußen zieht der Heerbann der Verwundeten vorbei. Einer der Offiziere aus Nivelles Umgebung

ſchreibt einen Befehl an den Ortskommandanten von Dormans:

„Sie haben ſtreng darauf zu achten, daß Züge von Rückläufern, aber auch von Verwundeten, die zu Fuß ins Hinterland gehen, nicht mehr durch Dormans kommen. Alle dieſe Transporte müſſen vor dem Städtchen abgefangen und umgeleitet werden — — —!"

General Nivelle darf die Wahrheit nicht erfahren.

Und wie ſteht's mit Paris? Darf Paris die Wahrheit erfahren? Durch Paris geiſtert, wie ein Lauffeuer, am Nachmittag dieſes 16. April die Nachricht vom Zwiſchenfall im Bannmeilenbahnhof. Von Mund zu Mund, von Gaſſe zu Gaſſe, von Stadtviertel zu Stadtviertel wird die Nachricht weitergegeben, mit Kommentaren verſehen, ja noch erbittert ausgeſchmückt. Nur wenige Menſchen haben ſeit Kriegsbeginn einen ungebrochenen Optimismus bewahrt, einen Eigenmut, der ſich auch in den ſchlimmen Tagen der Marneſchlacht bewährt hat und ſeine Feuerprobe beſtehen konnte als Galiéni, mit Hilfe der Pariſer Autodroſchken, einen Ausfall gegen Norden wagte und den letzten Poilu und das letzte Gewehr nach vorne in die Waagſchale warf. Über dieſe ausgezeichneten Patrioten iſt nichts zu ſagen. Sie ſchweigen auch jetzt und tragen ſie ſtill, dieſe Wucht einer Erkenntnis, die düſter vom Damenweg herüberdämmert.

Die Masse der Lauen, der leicht Begeisterten und desto leichter Entmutigten, diese Masse aber läßt den Kopf hängen und gerät in Aufregung. Einige Stimmen schreien schon wieder Verrat wie damals zu der Väter Zeiten, als die Preußen die kaiserlich französische Armee bei Sedan in die Zange ihrer Kanonade nahmen, oder wie neulich, nach den Gefechten um Charleroi, als die französischen Grenzkorps kopfüber einen mehr als ungeordneten Rückzug antreten mußten, auf den Fersen die deutschen Ulanen.

Ja, diese Menschen haben jetzt wieder Oberwasser und fühlen sich in ihrem Recht. Seht, da oben scheint's nicht zu stimmen. An der Front ereignen sich geheimnisvolle Dinge. Was ist überhaupt los an der Front?

Der Heeresbericht dieses ersten Kampftages klingt seltsam, man möchte fast sagen, resigniert und traurig. Wo bleibt die Erwähnung des lang angekündigten und oftmals versprochenen Durchbruchs? Wo bleibt die Flucht der Deutschen, eine regellose Flucht über den Aisnekanal hinweg, ja sogar über die Maas, über den Rhein?

„Wiederholte heftige Gegenangriffe nördlich von Ville-aux-Bois brachen mit beträchtlichen Verlusten für den Feind in unserem Feuer zusammen," so heißt der Schlußsatz des Heeresberichtes. Klingt so ein Bericht, der siegesfroh sein will? Nein, ein Feind, der zum Gegenangriff schreitet, ist weder erschlagen, noch auf der Flucht, noch ohnmächtig, noch besiegt.

Dagegen der deutſche Heeresbericht, deſſen Schlußſatz lautet: „Die Truppe ſieht den kommenden ſchweren Kämpfen voll Vertrauen entgegen.“

Die deutſchen Regimenter ſchreiten zum Gegenſtoß und brechen aus ihren zertrümmerten, eingeebneten Stellungen vor, nach zehntägigem Trommelfeuer, finden nach dieſer Zeit des Entſetzens und der Furchtbarkeit noch den Mut und die Diſziplin zum Gegenſtoß. Nicht nur das. Sie ſehen den kommenden ſchweren Kämpfen voll Vertrauen entgegen.

Herr General Nivelle, wer hat geſiegt an dieſem 16. April 1917? Herr General Nivelle! Es iſt Ihre Tragik, Ihre ganz große Tragik, daß Ihre Gegner deutſche Soldaten ſind. Die Feldgrauen jagt man nicht vor ſich her. Es mag in den Zeitungen noch ſo glühend und bunt darüber berichtet worden ſein. Ihr Plan iſt groß, „General Durchbruch“, Ihr Plan iſt würdig des Gegners, aber auch dieſer Gegner iſt groß und würdig Ihrer Taktik. Niemand von der Gegenſeite, kein einziger deutſcher Soldat, wird je einen Stein auf Sie werfen, General Nivelle. Niemals wird man Ihnen von uns aus einen Vorwurf der Unfähigkeit entgegenſchleudern, wie es vielleicht Ihre Untergebenen und perſönlichen Feinde tun werden.

Sie haben nur einen einzigen Fehler begangen, Herr General, Sie haben uns, die Feldgrauen, unterſchätzt!!

Am späten Abend des 16. April erscheint ein Schriftleiter der großen Zeitung „Le Temps" auf dem Büro der Militärzensur und legt, wie alltäglich, den noch feuchten Bürstenabzug der Morgenausgabe zur Durchsicht vor. Im Laufe der letzten Monate hat man bei den Redaktionen die besten Erfahrungen gesammelt über das, was gebracht werden darf, und das, was eigentlich gefährlich ist und von der Zensur sowieso gestrichen wird. Es lohnt sich wirklich nicht, Dinge zu versuchen, die vor dem gestrengen Auge der Zensuroffiziere nicht standhalten werden. Die Zeitungen wissen genau, wie sie auch die bittersten Pillen und auch die trostlosesten Nachrichten in gesund erscheinenden Optimismus zu kleiden haben. Und so will der Schriftleiter des „Temps" den unhaltbaren Gerüchten, diesem in allen Straßen und Häusern herrschenden „Defaitismus" Halt gebieten durch einen kurzen, aufklärenden Artikel. Er ist geradezu ein Meisterwerk, dieser Aufsatz, vom Hauptschriftleiter persönlich verfaßt, gleich nach den Vorfällen im Bannmeilenbahnhof und angesichts der Gerüchte in der Stadt. Der Artikel ist ein kurzes Stück, das die volle Wahrheit sagt, ungeschminkt, fast grob und grausam, wenn auch noch scheinbar versteckt:

„Unsere Heeresleitung war von der Gewißheit durchdrungen, daß ein Vormarsch stattfinden würde. Deshalb hat man auch jene Vorsorge auf sanitärem Gebiet nicht getroffen, die notwendig wird, wenn die

angreifende Armee sich in relativer Ordnung zurückzieht. Die Einheiten, die sich nach rückwärts wendeten, wurden keineswegs durch Kavallerieabsperrungen aufgehalten. Deshalb geschah es, daß zahlreiche Soldaten vielleicht nur übermüdet, oder stark erregt, oder leicht verwundet, die Feldlazarette füllten, sehr zum Nachteil der Schwerverwundeten — — —"

Weiter liest der Zensor nicht. Er wischt sich über die Augen, er glaubt zu träumen, er blickt den scheinbar teilnahmslos dastehenden Schriftleiter an, schlägt auf den Tisch und schreit:

„Mein Herr! Das ist Verrat! Wissen Sie, was das heißt, Verrat in Kriegszeiten? Wissen Sie, was darauf steht! Verrat habe ich gesagt und nehme das Wort nicht zurück. Was hier geschrieben steht, ist furchtbar, ist entsetzlich."

„Aber die Wahrheit, Herr Oberst, leider nur die Wahrheit, eine beschönigte, überzuckerte Wahrheit sogar noch. Wir müssen Frankreich beruhigen, wir müssen sorgen, daß die Panik nicht auch noch in der Heimat ausbricht. Wir müssen — — —"

„Was müssen wir? Nichts müssen wir! Wie kommen Sie überhaupt zu diesen Unterlagen und zu diesen Veröffentlichungen?"

Und der Schriftleiter, ganz ruhig:

„Es ist nur das, was man in Paris an allen Straßenecken hört. Aber man hört's dort anders. Herr Oberst, bemühen Sie sich doch bitte mal auf die Straße und vernehmen Sie die Meinung des französischen Volkes und hören Sie, wie stark die

Panik schon durchgedrungen ist. Sie werden entsetzt sein und Sie werden dann finden, daß dieser Artikel kein Defaitismus ist, sondern ein lobenswerter Versuch, die öffentliche Meinung zu beruhigen. Warum hat man wochenlang, monatelang die französische Meinung mit Vorschußlorbeeren gefüttert? Warum hat man Frankreich sicher und bombenfest diesen Sieg und die Befreiung der vom Feind überschwemmten Gebiete versprochen? Ein solches Versprechen muß eingelöst werden, Herr Oberst. Der Poilu hat sein Blut hergegeben, um dies Versprechen des Oberkommandierenden einzulösen. Das Blut des Poilu falle auf jene, die es angeht, und auch noch auf jene, die mitschuldig sind, weil sie nicht rechtzeitig ein Veto einlegten und nicht zur rechten Zeit mit scharfer Zensur die systematische Vergiftung der französischen Volksseele unterbanden. Nein, Haß mußte gesät werden, Haß und Verachtung gegen den Gegner. Nun, Herr Oberst, nun hat der Gegner gezeigt, daß er keine Verachtung, sondern Achtung verdient. Hier stimmt etwas nicht in unserer Rechnung, so will mir scheinen!"

Der Oberst winkt müde ab. Er hat die Antwort verstanden. Sein Gerechtigkeitssinn verbietet ihm, sich gegen die harten Worte des Schriftleiters aufzulehnen. Endlich einer, der in Ordnung ist. Aber der Artikel wird trotzdem nicht erscheinen. Nein, unmöglich, das wäre ja eine Katastrophe, nicht nur für die Zeitung, sondern für die ganze Öffentlichkeit.

Wer weiß, was Nivelle noch im Schilde führt. Morgen iſt auch noch ein Tag. Jawohl, morgen iſt auch noch ein Tag!

Und dieſer Tag bricht jetzt an, beginnt mit einem neuen wütenden Aufflackern des Trommelfeuers oben zwiſchen Reims und Soiſſons. Nochmals trommelt die franzöſiſche Artillerie zwiſchen dem ſcharfen Aisne-Knie und Moronvilliers. General Nivelle befindet ſich um dieſe Zeit im Hauptquartier des Generals Micheler. Nochmals überprüfen die beiden Generäle die Karten, erwägen alle Möglichkeiten, überlegen, wie es kommen konnte, daß nun der Kampf immer noch in der deutſchen Hauptlinie tobt, ſtatt ins weite Feld vorgetragen zu ſein. Noch ſteht eine Möglichkeit offen, eine ganz große Möglichkeit ſogar. Völlig unangetaſtet, völlig ohne Verluſte wartet am rechten Flügel der franzöſiſchen Angriffsfront die IV. Armee unter General Anthoine. Ihr linker Flügel ſtößt an die Front vor Reims, und ihr rechter Flügel hängt am Bergmaſſiv bei Moronvilliers.

Überhaupt, hat Nivelle bisher nicht planmäßig gearbeitet? Nach ſeinen Verſprechungen und den Aufgaben, die er ſich ſelbſt ſtellte, durfte er kaum höhere Erwartungen hegen. So wenigſtens tröſtet er ſich über die Lage, Kopf an Kopf mit Micheler über die Karte gebeugt. Im trüben Schein einer elektriſchen Birne dringt von draußen das auflebende Rollen des Trommelfeuers durch die dichtverhängten

Fenſter. Manchmal ſchüttern die alten, loſe ſitzenden Scheiben in den morſchen Faſſungen. Draußen bricht ein kalter, fahler, nebelgrauer Tag an, der Morgen des 17. April, der Morgen des zweiten Tages.

„In vierundzwanzig, ſpäteſtens in achtundvierzig Stunden," ſo hat General Nivelle immer wieder geſagt und in allen Konferenzen betont, „muß die Offenſive ſiegreich ſein. Sollten wir dann, das heißt, nach dieſem Zeitpunkt, noch nichts vollbracht haben, dann hat alles für uns kein Intereſſe mehr, dann werden wir ganz einfach und ohne Scham den Kampf einſtellen."

Genau ſo hat Nivelle geſprochen. Kein Grund, endgültig zu verzweifeln. General Nivelle hat ja noch 24 Stunden Zeit. Das Geſicht der Schlacht kann ſich noch vierundzwanzigmal wenden.

Erſt am 18. April, in der Frühe, muß planmäßig die Offenſive abgebrochen werden, wenn ſich bis dahin die Unmöglichkeit eines Durchbruchs gezeigt haben ſollte. Aber das Wort „unmöglich" ſteht nicht im franzöſiſchen Wörterſchatz, wenigſtens nicht in dem eines franzöſiſchen Generals. So hat ſchon Napoleon I. geſagt. Und Nivelle hat ſich dieſen Ausſpruch zu eigen gemacht.

Noch ſtehen die Verfolgungsdiviſionen des Generals Duchesne unangetaſtet bereit. Geſtern ſind ſie nicht zum Angriff und zur Entfaltung gekommen. Geſtern mußten alle dieſe Reiter, die Jäger, die Küraſſiere, die Dragoner, alle dieſe tatendurſtigen Menſchen auf herrlichen Pferden, begleitet von

wildblickenden Spahis mit wildflatterndem Burnus, langſam, bittere Enttäuſchung in der Seele, zurückreiten ins ruhmloſe Quartier. Ein Atemholen nur, hat man ihnen geſagt, eine Verſchiebung um 24 Stunden, weiter nichts. Morgen iſt auch noch ein Tag, jawohl, morgen iſt ein Tag. Und dieſer Morgen iſt da; der 17. April iſt angebrochen, grau und fahl.

Noch ehe die geringſte Bewegung unternommen werden kann, ſetzt Schneetreiben ein. Es ſchneit und regnet und hagelt. Eiſig peitſcht der Sturm ein wildes Wetter über die Hochebene, und die Feuchtigkeit ſetzt ſich in die ſchweren Mäntel, in die dicke Wollkleidung der Poilus, macht alles noch ſchwerer. Die Mannſchaften werden dadurch noch unbeholfener. Wieder ſtehen alle Stäbe und alle Befehlsſtellen bereit, trotz des ſchlechten Wetters. Es muß diesmal gezwungen werden.

Das Schickſal hat ſich gegen Frankreich und ſeine Poilus verſchworen. Dennoch, dieſem Schickſal muß man die Stirn bieten. Es muß heute etwas erreicht werden. Es müſſen unter allen Umſtänden Namen auf den Heeresbericht dieſes zweiten Tages. Dem Leſer, überhaupt jedem nachdenkenden Franzoſen, iſt es keineswegs entgangen, daß nicht einmal ein Name im Heeresbericht erwähnt wurde. Eine mit ungeheuren Mitteln ausgeſtattete angreifende Armee muß doch wenigſtens Dörfer und wichtige Punkte im Gelände wegnehmen, und der Heeresbericht müßte dann dieſe Wegnahme als Sieg feiern können. Aber nein,

nichts iſt geſchehen. Mehr als hundert Dörfer befinden ſich in der Feuerzone zwiſchen dem ſcharfen Aisne-Knie und Moronvilliers, mehr als hundert Dörfer und Weiler, von ſtrategiſchen Punkten wie die Hurtebiſe-Ferme ganz zu ſchweigen. Und trotzdem iſt kein einziger dieſer Punkte in franzöſiſcher Hand geblieben. Nichts konnte der franzöſiſche Heeresbericht melden, nichts. Aber heute, heute wird es ſein!

General Nivelle glaubt an ſich und ſein Können. Die zwölf unangetaſteten Diviſionen der IV. Armee unter General Anthoine werden die Scharte auswetzen. Auf ihren Spuren wird der Durchbruch erfolgen. Eine andere Landſchaft wird alſo den franzöſiſchen Sieg ſehen, aber immerhin eine franzöſiſche Landſchaft wird es ſein. Und wer weiß, Mangin wird doch noch Laon holen, auf den Bajonettſpitzen ſeiner Senegalneger. Er wird die Landſchaft an der Serre und darüber hinaus mit ſeinen Farbigen überſchwemmen, nur mit einem Tag Verſpätung, weiter nichts. Aber er wird ſein Ziel erreichen. Und nun iſt die Stunde für General Anthoine gekommen.

Die horizontblauen Sturmlinien erheben ſich. Noch kämpft der Tag mit der Dunkelheit, noch iſt das Schneetreiben ſo dicht, daß kaum eine hundert Meter weite Sicht möglich iſt. Der Zeitpunkt iſt günſtig wie nie. Die Feuerwalze Nivelleſcher Erfindung rollt und taſtet Meter für Meter und Schritt für Schritt das Gelände nach hinten ab, langſam, aber ſicher. Keine Ecke läßt ſie aus, keinen

Sappenkopf, keinen Unterſtandsgraben, kein Maſchinengewehrneſt. Und da ſind die Infanteriſten des Generals Anthoine in den vorderſten deutſchen Linien.

Hier hat man die vorderſte Linie aufgegeben und zum Vorfeld erklärt. Die deutſche Heeresverwaltung hat auch hier nur ſchwache Kräfte, ſozuſagen Schützenſchleier mit leichten Maſchinengewehren in der Kampfſtellung belaſſen, um weiter zurück die Hauptlinie erbittert verteidigen zu können. Auf dieſe ſchwachen Poſtierungen ſtoßen nun die Sturmdiviſionen des Generals Anthoine.

Deutſche Signalraketen verſuchen, die Schneewehen zu durchleuchten, um der Artillerie die Alarmnachricht mitzuteilen. Aber hinten iſt nichts zu ſehen. Zerſchoſſen ſämtliche Kabelleitungen. Nur einigen todesmutigen Gefechtsläufern gelingt es, bis zur Hauptverteidigungslinie durchzukommen und den erkannten franzöſiſchen Angriff zu melden. Aber inzwiſchen iſt auf der ganzen Angriffsfront das Infanteriefeuer entfeſſelt und mahlt und knattert und peitſcht in höchſter Wut.

Badiſche und weſtfäliſche Regimenter ſind's, die hier den wuchtigen Stoß der Armee Anthoine auffangen und vereiteln. Nicht nur das: aus der Tiefe ſteigen die deutſchen Bataillone zum Gegenſtoß und fangen den franzöſiſchen Angriff im Nahkampf ab. Im Krachen der Handgranaten, im Belfern der Maſchinengewehre erſtickt auch hier die groß angelegte franzöſiſche Offenſive. Nur einige Höhen

haben die Franzoſen beſetzen können. Der große Durchbruchsverſuch der Armee Anthoine iſt geſcheitert.

Auf mehr als 20 Kilometer Frontbreite iſt die verſchneite Landſchaft mit Toten und Verwundeten bedeckt. Kompanieweiſe haſten die Leichtverwundeten zurück ins Hinterland. Um 8 Uhr in der Frühe iſt bereits alles erledigt, iſt die Schlacht geſchlagen, die Niederlage am rechten Flügel der großen Offenſivfront endgültig beſiegelt. Franzöſiſche Batterien überſchütten die hartnäckige Verteidigungsfront mit einem Hagel von Briſanz- und Gasgranaten. Schwere Schiffsgeſchütze und Eiſenbahnbatterien miſchen ſich ein, ohne Rückſicht auf Munitionsverbrauch, und ſchicken ihre zentnerſchweren Geſchoſſe in die deutſchen Bereitſchaftsſtellungen.

Über die breite Angriffsfront, die nun wieder die vielgenannte Schlachtfeldleere zeigt, belfern hin und wieder noch franzöſiſche Maſchinengewehre letzte Ohnmacht.

Deutſcher Heeresbericht
vom 18. April 1917.
Heeresgruppe Deutſcher Kronprinz.

Auf dem Schlachtfeld an der Aisne ruhte geſtern vormittag der Kampf; der Franzoſe führte ſeinen Durchbruchsſtoß nach dem Mißerfolg des Vortages im Hinblick auf die erlittenen Verluſte mit den abgekämpften Diviſionen nicht fort.

Erst in den Abendstunden setzten Teilangriffe des Gegners ein ....

Von den Höhen von Craonne und nordwestlich La Ville-aux-Bois brachen seine Sturmwellen im Feuer zusammen oder wurden im Nahkampf zurückgewiesen ...

Die am frühen Morgen einsetzenden Angriffe der Franzosen in der Champagne brachen nach stärkster, seit Tagen bereits gesteigerter Rückwirkung in etwa zwanzig Kilometer Breite vor. Der auch dort vom Feinde erstrebte Durchbruch wurde in unseren Riegelstellungen aufgefangen. Im Gegenangriff wurde den dort kämpfenden französischen farbigen Divisionen bereits erreichte Waldstücke zwischen Moronvilliers und Auberive wieder entrissen und ihnen an 500 Gefangene und eine Anzahl von Maschinengewehren abgenommen ...

Die Gefangenenzahl hat sich auf über 3000 erhöht ...

Die 48 Stunden des Oberbefehlshabers sind um, sind rettungslos versickert im unendlichen Schoß der Ewigkeit. Niemals wird eine, auch nur eine einzige Stunde zurückzuholen sein. Und was geschah, das bleibt geschehen, und nichts wird die Niederlage rückgängig machen können, und kein Heeresbericht kann sie beschönigen. Nur 48 Stunden und keine weitere Stunde darüber verlangte Nivelle für seine Durchbruchsschlacht. Gut, das Schicksal hat sie ihm bewilligt.

Die Stunden ſind verronnen, und der Deutſche ſteht, ſteht immer noch eiſenfeſt in ſeinen Verteidigungslinien. Es wurden ihm Gräben genommen, es wurden ihm einzelne Unterſtände entriſſen. Maſchinengewehrneſter und Minenwerferbettungen wurden vom Poilu überrannt und zerſtört. Einzelne Höhen und Geländeſtreifen hat man unter der Wucht des Trommelfeuers und des anſchließenden, tiefgegliederten Infanterieſtoßes aufgeben müſſen. Aber die ausgebluteten, ausgedörrten und menſchenarmen deutſchen Regimenter haben gehalten. Und ſie werden auch ferner halten, in prachtvoller Diſziplin ſtehen und den Durchbruch verhindern.

Deshalb gibt es für General Nivelle jetzt nur noch eine Möglichkeit, eine allerletzte Möglichkeit, die Anerkennung ſeiner Niederlage und das Abblaſen des Angriffs. Aber was wird die Weltgeſchichte ſagen? Wie ſteht er da vor dem Urteil der Geſchichte, dieſer Oberbefehlshaber, der wochenlang, monatelang ſeiner Nation lichte Hoffnungen auf den Sieg und den Durchbruch der Feindfront vorgaukelte, der das Land zur letzten und gewaltigſten Machtentfaltung aufſtachelte, um dann zu verſagen, am zweiten Tag der Offenſive ſchon, weil er den erhofften Durchbruch nicht beim erſten und nicht beim zweiten Anſturm erreichen konnte. Ja, wie wird dieſer General vor dem ſtrengen Urteil der Geſchichte ſtehen, wenn er jetzt die Offenſive abbläſt?

Die Geſchichte, das weiß General Nivelle, wird ihn ſicher entſchuldigen, wird ihn unter Umſtänden

loben und jene Selbſtüberwindung preiſen, die den eigenen Stolz niedertrat, nur um der Heimat unnütze Verluſte zu erſparen. Die Geſchichte aber iſt die Stimme der Zukunft, und jetzt befindet ſich Frankreich in der harten, kriegeriſchen Gegenwart. Und dieſe harte Gegenwart erfordert Handeln und keine langen unfruchtbaren Überlegungen. Die Nation hat den letzten Mann, das letzte Geſchoß und die letzten Spargroſchen für dieſe Durchbruchsſchlacht zur Verfügung geſtellt. Dieſe Nation kann mit Fug und Recht verlangen, daß alles nun nicht vergebens war.

Erfolge, Erfolge! Nur der Erfolg entſchuldigt. Jawohl, einem erfolgreichen General wird man ſogar die blutigſten Eigenverluſte verzeihen können. Aber einem Oberbefehlshaber ohne Erfolg wird man jeden Verwundeten nachweiſen. Man wird ihn für jede unnütze Patrone, für jedes Verbandpäckchen, für jede vorkommende Kleinigkeit verantwortlich machen. Hat man dem großen Kaiſer Napoleon Vorwürfe gemacht, als er immer und immer wieder von der Nation die größten Geldopfer und Blutopfer verlangte? Nein, gern und jubelnd hat Frankreich alles hergegeben, weil der Erfolg auf ſeinen Fahnen geſchrieben ſtand. Erſt dem alternden, dem müden, dem an der Bereſina geſchlagenen Kaiſer murrte das Volk entgegen.

Gut, Frankreich ſoll nicht vergebens ſein Schickſal in Nivelles Hand gelegt haben. Der Oberbefehlshaber wird durchhalten. Es wird ſeine Tragik

ſein, das eigene Wort zurücknehmen zu müſſen. Sich ſelbſt und ſeinen früheren Behauptungen muß er untreu werden. Aber er wird es tun. Daß er der Nation viel verſprochen hat, Erfolge, die er nun nicht nachweiſen kann, liegt an der ganzen Einſtellung des Volkes, liegt an dieſer unſeligen, von verantwortungsloſer Preſſe genährten Kriegspſychoſe. — General Nivelle iſt in dieſem Augenblick der tragiſche Feldherr, der ſich ſelbſt vor der Zukunft und vor der Geſchichte verdammt. Nur um ſeine Nation, die ihm blindlings vertraute, nicht in einen Taumel der Entmutigung fallen zu laſſen.

Deshalb entſcheidet ſich Nivelle für den ſchwerſten Weg, für den Fortgang der Offenſive und der Durchbruchsverſuche. Er tut's nur, um ſeinem Land zu dienen, und nicht aus Eigenliebe, denn er kann Frankreich dieſe Enttäuſchung, dieſen Zuſammenbruch aller Hoffnungen und Ideale jetzt nicht aufbürden.

Mit dieſem ſeinem Entſchluß wird General Nivelle zum zweiten Male tragiſcher Feldherr, denn er legt den Keim zu einer Meuterei, zu jener böſen Krankheit, die Frankreichs Armee in ſchwerſter Stunde erfaſſen und an den Rand des Abgrundes bringen ſoll.

Noch einige Wochen, und der Tag iſt da, an dem die geſamte franzöſiſche Front zwiſchen Soiſſons und Moronvilliers, jenſeits von Reims, alſo in einer Breite von mehr als fünfzig Kilometern, höchſtens von zwei, allerhöchſtens von zwei verläß-

lichen Diviſionen gehalten wird. Nur noch zwei armſelige, ausgeblutete Diviſionen würden ſtehen, feuern und ihre Pflicht tun, wenn es den Deutſchen einfallen ſollte, den Angriff zu wagen. Was ſind zwei Diviſionen? Nichts, eine Bagatelle, nichts, eine Kleinigkeit. Zwei Diviſionen können innerhalb von zehn Minuten überrannt werden. Aber auch für das deutſche Heer iſt's eine große Tragik, daß es dieſen günſtigen Augenblick nicht erkannte und nicht nutzen konnte.

Frankreichs Heer iſt müde. Und den Keim zu dieſer Müdigkeit hat jener gelegt, der es gut mit ſeiner Nation meinte und nur für ſie lebte, — Nivelle, der Oberbefehlshaber. —

„Truppen aller deutſchen Stämme"

Im Eifer und im Angriffswillen, der ſich ganz auf die Armee Anthoine beſchränkt, hat Nivelle den nennenswerten Teilerfolg der Armee Mangin überſehen. Die VI. Armee konnte, in machtvollem Nachdrücken, den feldgrauen Hauptgürtel nach Norden abdrängen und das ſcharfe Aisne-Knie ausbügeln. Überhaupt, General Mangin wird ſeine Kampfesfreudigkeit auch weiterhin zeigen und Schritt für Schritt, hundert Meter um hundert Meter, die deutſche Verteidigungslinie vor ſeinem Abſchnitt zum Ausweichen zwingen. Aber man wird erſt ſpäter aus dieſem ſtückweiſen, langſamen, mühſeligen Vor-

rücken einen großartigen Sieg basteln und ihn als Erfolg der französischen Waffen sondergleichen preisen. Diese Frontverkürzung kommt aber, streng genommen, der deutschen Heeresleitung nicht ungelegen, denn nunmehr sind die Höhen des Damenweges erreicht.

Am Affenberg mit der berüchtigten Klaraschlucht an der Laffaux-Ecke, dann nördlich am Fort Condé vorbei auf der Spur der einstigen Straße, die man Chemin des Dames nennt, wird der Feldgraue erklären: „Bis hierher und nicht weiter!“ Und er wird keinen Schritt mehr weichen. Es mag im Laufe späterer Wochen und Monate das Artilleriefeuer an der Laffaux-Ecke noch so trommeln und poltern. Erst im Oktober 1917 soll es den französischen Sturmdivisionen gelingen, auch hier den Damenweg zu überschreiten, über den Pinonriegel hinabzusteigen und durch den Wald zu dringen, bis zum Aisne-Kanal bei Anizy. Und dann wird der Poilu erst im Spätherbst 1917 dort stehen, wo er am „Tage X“ zur „Stunde H plus 180 Minuten“, das heißt um 9 Uhr vormittags des 16. April seine Maschinengewehre gegen die abziehenden Deutschen aufpflanzen sollte, so wie es in allen Armeebefehlen des Frühjahres 1917 und in allen Anordnungen und strategischen Plänen vorgesehen war. Innerhalb von 3 Stunden sollte das Gelände genommen werden, bis zum Aisne-Kanal. Mehr als ein halbes Jahr soll es dauern bis zur Wegnahme dieser kurzen Strecke. Und jeder Schritt

Bodengewinn soll mit dem Blut stürmender Poilus getränkt sein.

Es ist geradezu seltsam, wie wenig Aufmerksamkeit General Nivelle im Augenblick den Fortschritten der Armee Mangin schenkt. Es geht ihm nicht schnell genug. Das Vorrücken Meter um Meter, wie es dort geschieht, genügt dem Hitzkopf nicht. Er wird also noch einmal die Armee Anthoine zum Durchbruch vorschicken.

Am 18. April wird Wiederholung der Kämpfe befohlen. Schon beim frühen Morgengrauen gurgelt das Trommelfeuer und brodelt auf der ganzen Front. Diesmal soll der Brimont, dieser starke Eckpfeiler in der deutschen Verteidigungslinie, zu Fall gebracht werden. Und den Russen soll die Ehre zufallen, den Brimont genommen zu haben.

Väterchen Zar ist längst abgesetzt. Die russische Revolution ist gewesen. Aber die im Winter 1916/17 von Odessa in Marseille gelandeten russischen Divisionen, die als Hilfskorps gedacht waren, sind vom Gift der Zersetzung und der Unbotmäßigkeit, das ihre Heimat töten soll, noch nicht erfaßt. Sind sie's wirklich noch nicht? Scheinbar ist noch alles ruhig, aber es sind in letzter Zeit Briefe aus Rußland an die Hilfsdivisionen gelangt. Es gärt langsam, vorerst noch unmerklich, aber es gärt. Jetzt, da die Truppe eingesetzt werden soll, macht sich eine böse Unruhe bemerkbar. Es arbeitet in diesen Männern, die nicht einsehen wollen und einsehen können, daß sie jetzt, da Rußland mit Deutschland Waffenruhe vereinbart

hat, zum Kampf marſchieren ſollen. Rußland iſt groß und weit. Und was ſollen die Ruſſen hier auf Frankreichs Boden verteidigen? Ihr weites, entferntes Vaterland, ihr Rußland, Mütterchen Rußland? Ach, lächerlich, das wird man einem Muſchik niemals einreden können. Was verſteht der ruſſiſche Soldat von Bündnistreue und Waffenbrüderſchaft! Der Zar iſt abgeſetzt; dem Zar hat man Treue geſchworen. Nun iſt niemand mehr da, für den man eigentlich in den Tod gehen könnte oder müßte, kein Zar, keine Zarenfahne, kein Symbol, nichts. Der Muſchik weiß nicht, was er tun ſoll. Er weiß nur, daß er ſeine Heimat wiederſehen möchte. Und er weiß außerdem, daß es ſchwere Verluſte geben wird da vorne in der Schlacht, die man ihm jetzt aufzwingen will. Er kennt die Deutſchen, der kleine Muſchik. Er weiß, daß der deutſche Soldat zäh und hartnäckig iſt. Als unbeſiegbar iſt er verſchrien in allen Regimentern des Zaren, dieſer hartnäckige deutſche Soldat. Warum alſo noch einmal gegen ihn marſchieren?

Hitzköpfe reden und hetzen die Kameraden auf. Es bilden ſich Soldatenräte. Sprecher ſteigen auf Munitionskarren und halten ſcharfe Anklagereden. Und dann wird nach ſowjetruſſiſchem Muſter abgeſtimmt. Sollen die Befehle der Generalität befolgt werden? Sollen die ruſſiſchen Regimenter zum Angriff marſchieren oder nicht? Die Offiziere beſchwören ihre Soldaten, erklären ihnen die Notwendigkeit des Marſchierens und Kämpfens, erinnern ſie an die

Pflicht. „Der Zar wird wiederkommen," ſagen ſie, „er wird ganz beſtimmt wiederkommen und Rußland regieren, unſer armes Rußland, das augenblicklich nur eine Krankheit durchmacht. Und dann wird Väterchen Zar von euch Rechenſchaft fordern."

Die Regimentskommandeure erſcheinen, heben die alten, ruhmreichen, verblichenen Regimentsfahnen und Standarten hoch, zeigen ſie den Muſchiks und erinnern ſie an den Fahneneid. Und da erleiden die Sowjets eine Abfuhr. Die Truppe bekennt ſich zur alten Zarentreue. Popen kommen und ſegnen die knienden Kompanien. Die Offiziere küſſen das Kreuz nach alter Sitte. Mit dem Zarenlied auf den Lippen, Fahnen und Standarten entfaltet, marſchieren die ruſſiſchen Hilfsdiviſionen in ihre Sturmſtellungen.

Und dann bricht der Sturm los — und die Ruſſen werden im deutſchen Maſchinengewehrfeuer zuſammengeſchoſſen. Nur Trümmer der ſtolzen angreifenden Regimenter kehren zurück, ohne ihr Ziel erreicht zu haben. In der Seele der geſchlagenen Muſchiks keimt der Haß gegen jene, die ſie erneut fruchtlos gegen die Deutſchen jagten. Und nun leihen ſie den höhnenden Sprechern und Anhängern der Sowjets ein willfähriges Ohr.

Dieſer Einſatz der Ruſſen am Brimont ſoll in den nächſten Wochen für Frankreich verhängnisvoll werden.

Deutscher Heeresbericht
Großes Hauptquartier, 19. April 1917
Heeresgruppe Deutscher Kronprinz.

Aufgefangene Befehle zeigen, wie weit die Angriffsziele der am 16. April in den Kampf geworfenen französischen Divisionen gesteckt waren. An keiner Stelle sah die französische Führung ihre Hoffnung erfüllt. An keiner Stelle haben die Truppen auch nur annähernd ihre taktischen, geschweige denn strategischen Ziele erreicht.

In der Nacht vom 17. zum 18. April gelang den Franzosen ein örtlicher Angriff auf Braye; im Laufe des Tages an mehreren Stellen der Höhenfront des Chemin des Dames mit besonderer Erbitterung bei Craonne geführte wiederholte Angriffe des Feindes schlugen unter blutigen Opfern fehl. Bei La Ville-aux-Bois, dessen Waldstellungen für uns ungeeignet geworden waren, richteten wir uns in einer hinteren Befestigungslinie ein.

Am Brimont jagte der Gegner die in Frankreich liegenden Russen zu vergeblichem verlustreichem Angriff ins Feuer ...

Wie verhält sich nun Nivelle? Wie nimmt er diese verhängnisvollen Nachrichten auf? Seine Tagesberichte sind bescheiden und klingen ganz anders als die großen Versprechungen, die er vorher in die Welt hinausgeschickt hat.

Die rücksichtslose Fortsetzung der Angriffskämpfe ist ja befohlen. Bisher waren nur etwa die Hälfte

aller Diviſionen im Feuer. Mit noch faſt dreißig unverſehrten Diviſionen hofft Nivelle noch einen bedeutenden Erfolg zu erringen. Vielleicht wird ihm ganz plötzlich, ganz unverhofft der Durchbruch gelingen. Den Briten gegenüber aber muß er ſich irgendwie rechtfertigen. Marſchall Haig hat bisher viel größere Erfolge erzielt. Sein Geländegewinn zählt nach Kilometern, wo Nivelle nur mit Hunderten von Metern rechnen kann. Das ſcharfe Vordrängen der Briten hat ſogar die Oberſte Deutſche Heeresleitung ernſtlich alarmiert und in Sorge verſetzt. Nur am Opfermut des feldgrauen Soldaten iſt der Durchbruch bisher geſcheitert.

Am 21. April ſchreibt nun Nivelle an Haig:

„Das Vorrücken der Angriffsarmee war leider langſamer und geringer, als wir gedacht hatten. Trotzdem will ich nichts an den allgemeinen Befehlen zur Offenſive ändern, und alle gegebenen Anordnungen behalten ihre Gültigkeit. Ein Abblaſen der laufenden oder vorgeſehenen militäriſchen Operationen iſt nicht ins Auge gefaßt.“

Dieſes Schreiben verrät noch Mut, Selbſtvertrauen und Kampfesfreude trotz aller Enttäuſchungen der letzten fünf Tage. Kaum iſt es durch Sonderkuriere abgegangen, da trifft im Hauptquartier des Oberbefehlshabers ein Schreiben des Generals Micheler ein. Es iſt ein Schreiben, das man getroſt als Todesurkunde des Durchbruchsgedankens bezeichnen kann. Auszugsweiſe lautet es:

„Das große Hauptquartier hat am Tage nach

der Offenſive vom 16. April den Stoß gegen Nordoſten befohlen. Gleichzeitig ſollten die erreichten Stellungen auf den Höhen ſüdlich der Aillette befeſtigt werden. Nun iſt folgendes eingetroffen. Der Feind, der entſchloſſen ſchien, vor der Front unſerer VI. Armee zu halten, hat ſich auf ſeine Siegfriedlinien zurückgezogen. Die Angriffe auf Craonne und Sapigneul waren für uns erfolglos. Eine Weiterführung des Angriffs gegen Nordoſten wäre unter ſolchen Umſtänden wegen der fehlenden Flankendeckung von großer Gefahr. Unabhängig von den ſchweren Verluſten iſt die Truppe fertig und müde. Die atmoſphäriſchen Bedingungen ſind denkbar ſchlecht für einen Angriff. Raſche Ablöſung der ſchnell abgekämpften Truppe wäre notwendig. Die verfügbaren Munitionsmengen ſind im Laufe der letzten Tage zu gering geworden. Sollte man weiterhin Wert auf Fortſetzung des Angriffskampfes legen, müßten viel größere Mengen Munition herangeſchafft werden. Es wäre zu überprüfen, ob eine Verlegung der geſamten Angriffsfront bis auf die nördlichen Höhen des Damenweges nicht vorteilhafter wäre als Teilangriffe mit ungedeckten Flanken. Ich würde eine Frontlinie im Verlauf des Damenweges als eine glückliche Fortſetzung der jetzigen Kämpfe und der ausſichtsloſen Angriffe anſehen."

Nivelle nimmt davon Kenntnis und legt den Brief ganz zu unterſt zu den Akten. Erſt nach dem Krieg ſoll dieſes Schreiben gefunden werden. Es iſt dem Oberbefehlshaber jetzt unmöglich, die Walze

Die Beute der Schlacht bei den Deutschen: Poilus, zum Teil verwundet, warten auf den Abtransport nach Deutschland. Ihre Gesichter sind ernst, aber dennoch wieder voller Genugtuung, dieser Hölle der deutschen Abwehr entronnen zu sein

Amerika marschiert! Parademarsch der ersten verladebereiten Divisionen an General Pershing u
wirft Amerika seine jungen, frischen und begeisterten Truppen in die Waagschale

Perſhing und am Kriegsminiſter Mr. Baker (in Zivil) vorbei. In Frankreichs ſchwerſter Stunde

Die Beute der Schlacht bei den Franzosen: Zu Tode erschöpfte Feldgraue im Gefangenenlager. Wo sie gingen und standen, sind sie zusammengesunken und schlafen, in der Seele noch das Grauen des Trommelfeuers

aufzuhalten, denn Frankreich verlangt Taten. Jawohl, lebendige Taten!

Man hat später viele sensationelle Dinge erzählt, um diese Offensive vom 16. April. Ein amerikanischer Journalist hat während des Krieges noch eine spannende Artikelserie über die Geschehnisse dieser Apriltage veröffentlicht. Er hat General Nivelle gezeichnet, die Hand schon an der deutschen Gurgel, aber im letzten Augenblick, in der Sekunde des Griffs nach dem sicheren Sieg brutal zurückgerissen von entsetzten Parlamentariern.

Gewiß, die Abgeordneten und Staatsmänner haben in Frankreich viel zu sagen. Wir haben es im Verlaufe dieses Berichts erlebt und gelesen, wie die Herren Parlamentarier dem Oberbefehlshaber Nivelle zusetzten, aber der General ist Manns genug, sich diese redseligen Zivilisten vom Leib zu halten, wenn es gilt, seinem Operationsplan Geltung zu verschaffen. Der amerikanische Journalist und mit ihm später noch zahlreiche Autoren hatten die französischen Parlamentarier sozusagen als Schlachtenbummler dicht hinter der Front vom 16. April gezeigt.

Dieser entsetzte Haufen Zivilisten sei dann, beim Anblick der Verwundeten, die in Massen zurückströmten, nach Paris gefahren und habe dort vom Regierungschef die Einstellung der Nivelleschen Offensive gefordert. Nicht deutscher Mut und Opferwille, nicht die Zähigkeit des Feldgrauen hätten die Nivellesche Offensive aufgehalten, sondern

die Feindseligkeiten und die Angstpsychose französischer Parlamentarier.

In diesem Zusammenhang muß festgestellt werden, daß der Kammerabgeordnete Ybarnegaray bald nach dem Zusammenbruch des ersten Angriffs am 16. April in der Frühe nach Paris gefahren ist, um dort bei Poincaré vorstellig zu werden. Seine Erklärungen sollten jedoch ohne Folgen bleiben. Später, nach den Meutereien, wird Ybarnegaray vor einer geheimen Kriegskommission, die zur Ermittlung dieser Gründe zusammengetreten ist, seine Angaben wiederholen und das Entsetzen, das ihm beim Anblick der führerlos im deutschen Maschinengewehrfeuer umherirrenden Schwarzen aufstieg, in glühenden Farben wiedergeben.

Nein, nicht die Parlamentarier haben die Offensive aufgehalten — — —

Der deutsche Musketier tat's! —

Deutscher Heeresbericht
Großes Hauptquartier, 20. April 1917
Heeresgruppe Deutscher Kronprinz.

Die am 16. März 1917 begonnene Einnahme der von langer Hand ausgebauten Zone der Siegfriedstellungen hat gestern nordöstlich von Soissons ihren Abschluß gefunden durch Aufgabe des Aisneufers zwischen Condé und Soupire. Der Feind folgt zögernd.

Die Doppelschlacht an der Aisne und in der Champagne nimmt ihren Fortgang. Längs des

Chemin des Dames-Rückens dauert der starke Artilleriekampf an. Bei Braye und Cerny und unter großem Masseneinsatz beiderseits von Craonne, mühten sich frisch herangeführte französische Regimenter vergeblich und verlustreich ab, den Höhenkamm zu gewinnen. Den schon am 16. April ohne Ergebnis versuchten Angriff zur Umfassung des Brimontblocks von Nordwesten und Norden erneuerte der Franzose gestern nachmittag. Vor unseren Stellungen am Aisne-Marne-Kanal brachen die zweimal anlaufenden Sturmwellen neu eingesetzter französischer Divisionen blutend zusammen; auch die Russen wurden wieder vergeblich ins Feuer geschickt. Unsere dort fechtenden Divisionen sind Herren der Lage ...

Der zweite französische Durchbruchsversuch in der Champagne ist vereitelt.

Bisher hat die französische Führung mehr als 30 Divisionen auf beiden Schlachtfeldern eingesetzt. Sie wurden nach Beendigung der Somme-Kämpfe für den Durchbruchsangriff und die erhofften Verfolgungsmärsche sorgfältig ausgebildet.

Die daran geknüpften Hoffnungen Frankreichs haben sich nicht erfüllt.

Großes Hauptquartier, 21. April 1917
Westlicher Kriegsschauplatz
Heeresgruppe Deutscher Kronprinz.

Truppen aller deutschen Stämme vollführen auf dem gewaltigen Schlachtfeld an der Aisne und in

der Champagne Mann gegen Mann kämpfend in bis zum Tode getreuem Ausharren bei schwerstem Feuer täglich und stündlich Heldentaten.

Der Heeresbericht kann sie nicht einzeln nennen.

Die Nivellesche Schlacht braust weiter. Das Trommelfeuer orgelt in mehr als fünfzig Kilometer Frontbreite, bricht keine Sekunde ab, nicht bei Tage, nicht bei Nacht. Und an jedem Morgen, zwischen Tag und Dunkel, ist's ein erneutes Anlaufen der horizontblauen Sturmwellen, und jedesmal bellen und kichern sich die deutschen Maschinengewehre in Glut.

Die Schützen in den Erdlöchern schießen, werfen ihre Handgranaten, kämpfen mit Spaten und Bajonett. Und dann bricht der französische Angriff blutig zusammen. Vielleicht handelt es sich um geringen Geländegewinn, vielleicht nur um geringe Vorhuten, ein Erfolg, der in keinem Verhältnis zu den ungeheuren Verlusten steht. Und das Artilleriefeuer orgelt weiter, Stunde um Stunde, bis zum sinkenden Tag brüllt es und braust durch die unheimlichen Nächte am Damenweg, zerschlägt alles Lebende, alles Atmende. Dann kriecht ein neuer Tag voller Schrecken und Kämpfe, voller Not und Tod aus der grauen Unendlichkeit. Und wieder schießen sich die deutschen Gewehre und Maschinengewehre heiß. Blitzschnell vollführen die Schützen Lauf- und Schloßwechsel. Die vor Hitze gekrümmten mattrot geschossenen Maschinengewehrläufe zischen

in den Schneeflatſchen, in die man ſie ſchleuderte. Bald iſt der neue Nahkampf da. Und wer geſtern nicht fiel, wird vielleicht heute fallen, oder morgen, oder übermorgen, einerlei. Der einzelne Mann zählt nicht. Dein Kamerad wird morgen an deiner Stelle ſtehen, ſchießen, kämpfen, durchhalten. Kamerad, ſteh, kämpf und ſtirb. Du weißt, worum es hier geht. Es geht hier nicht um dieſe zertrümmerten Stellungen am Damenweg, es geht um die da hinten, am Rhein, um jene, die hinter der Grenze auf dich ſchauen. Kämpf, Kamerad, kämpf!

Und der Kamerad kämpft, kämpft und ſtirbt.

„... *Truppen aller deutſchen Stämme vollführen auf dem gewaltigen Schlachtfeld — — täglich und ſtündlich Heldentaten. Der Heeresbericht kann ſie nicht einzeln nennen.*“

Die Erkenntnis: „On ne les aura pas...!“

Aber jetzt beginnt der moraliſche Zuſammenbruch des Generals Nivelle. Er hat erkannt, daß auch ſein Durchhalten falſch gedeutet wird, daß Frankreich dies zähe Feſtklammern am alten Schlachtenplan als maßloſe Eitelkeit und Siegerwahnſinn bezeichnet. Es kommen ihm jetzt ſchon erſte Meldungen von Unzufriedenheit in der Truppe zu Ohren. Die Preſſe ſchreibt zwiſchen den Zeilen.

Nivelle iſt einſamer denn je. Nivelle lebt auf

einer Inſel. Er muß ſich der Truppe zeigen. Am 25. April begibt er ſich auf Inſpektionsfahrt. Er will dem Poilu ins Auge ſchauen, ihm danken für ſeinen bisherigen Opfergang, ihm neuen Mut zu neuer Tat einflößen. Der Oberbefehlshaber ſpürt, wie ſeine ſeeliſchen Kräfte ihn verlaſſen. Derweil macht die Etappe in Schönfärberei. Wohlgemerkt, nur die Etappe!

„Man hat ſie gekriegt, wir haben ſie vor uns hergejagt. Die Boches haben ungeheure Verluſte erlitten," ſchrien ſie, jene, die in der ſicheren Etappe ſaßen, ſie, die noch nie einen Schuß aus der Nähe pfeifen hörten. Aber ſiehe! Sie ſchrien es nicht lange, dieſe Männer, die glaubten, ſchreien zu müſſen, um ihre militäriſche Unzulänglichkeit zu verſchleiern. Sie fühlten ſich der Fronttruppe gegenüber nur als halbe Soldaten und glaubten, die andere fehlende Hälfte des Kämpfertums durch patriotiſche Reden und möglichſt viel Geſchrei wettmachen zu müſſen. Und da ſchlägt ihre Begeiſterung ins Gegenteil um, weil es Ende des Monats nicht mehr ſo vorangeht, wie es die Etappe gern geſehen hätte. Die Etappe iſt der Mund des Heeres. Die Front aber iſt die ſchweigende, zuckende und pulſende Bruſt.

Nun beginnt die Etappe zu ſchimpfen. Vom 23. April bis zum 30. April werden die franzöſiſchen Staatsmänner, angefangen beim Kriegsminiſter und dem Präſidenten der Republik, bei Poincaré, bis zum letzten Kammerdeputierten, mit Briefen von Offizieren und Mannſchaften über-

flutet. Jeder Brief enthält neue Anklagen gegen Nivelle. Und dieſe offen gezeigte Entmutigung, dieſe ſcheinbar erlaubte Kritik an den Plänen und Maßnahmen des Oberbefehlshabers trägt ihre furchtbaren Früchte. Denn bald wird offen gegen Nivelle geſchimpft.

Am 22. April marſchieren Fronttruppen nach hinten in die Ruhequartiere. Sie haben die ſchweren Tage vom 16. bis 21. April in vorderſter Linie mitgemacht. Manche Kompanien ſind nur noch zehn Mann ſtark. Einige Diviſionen ſind in der deutſchen Abwehr auf die Stärke von Bataillonen zuſammengeſchrumpft. So marſchieren die traurigen Überbleibſel des I. Armeekorps, ferner des I. und II. Kolonialkorps nach Süden in die Ruhequartiere.

Die Truppen kommen durch viele Dörfer, kommen durch Städte und Städtchen. Teilnahmsvoll ſtehen die Einwohner an den Fenſtern oder vor den Haustüren, reichen den Soldaten Wein, Tabak oder ſonſtige Erfriſchungen. Hin und wieder aus dem Munde der Jugendlichen ein freudiger Schrei: „Hoch die Armee, hoch ihr Sieger vom Chemin des Dames!“ Man will den Zurückkehrenden gut ſein. Man will ihnen zeigen, daß ganz Frankreich ſie achtet und zu ihnen hält, ſelbſt wenn ſie den Vormarſch an den Rhein nicht mit dieſer Geſchwindigkeit antreten konnten, mit der Nivelle früher wohl zu prunken wußte.

Die Poilus hören ſich das Vivatgeſchrei ſchweigend an. Sie blinzeln aus dreckverkruſteten, über-

müdeten Augen, in denen noch die Schlafloſigkeit vieler Nächte ſitzt. Hinter ihren hohlen Wangen mahlen Zahnreihen. Nur einige murren: „Ja, ja, hat ſich was mit dem Sieg am Damenweg, haha, in die Maſchinengewehre hat man uns gejagt, blindlings in die deutſchen Maſchinengewehre hinein. Es war eine Schweinerei, es war Verrat!“ Und jetzt plötzlich ein Schrei, aufgenommen von hundert, von tauſend Poilus, ein Schrei, der alle Menſchen aufhorchen läßt und auch die Tapferſten mit Entſetzen erfüllt, ein Ruf, der Grauenvolles ahnen läßt. Irgendwo, aus der Mitte dieſer lehmgrauen, duldenden Elendsmaſſe, aus den Reihen der aus dem Kampf heimkehrenden Poilus iſt er hochgeſtiegen, dieſer Schrei:

„Vive la paix! Es lebe der Frieden!“

Das iſt Blasphemie, das iſt unerhört, das iſt Diſziplinloſigkeit. Aber nun iſt der Schrei da. Nun iſt das geſprochen, was ſeit Tagen in den Herzen dieſer Soldaten ſchlummert und grollt, was keiner auszudrücken wußte. Es lebe der Frieden! Das Heer iſt müde! Das müde Heer will den Frieden!

Die Etappe vernimmt es, die Etappe pflanzt den Ruf fort. Immer iſt die Etappe hellhörig. Und wie ein Lauffeuer geht's von Mund zu Mund:

„Die Soldaten wollen nicht mehr. Die Front iſt müde. Es lebe der Frieden!“

Still und machtlos ſchreiten die Offiziere zwiſchen ihren Soldaten. Sie können es nicht verhindern, daß die Poilus den hinzudrängenden Ziviliſten Einzelheiten erzählen. Vielleicht wollen die Offiziere

auch nicht einſchreiten, denn auch ſie ſind müde, auch ſie haben eingeſehen, daß alles ſinnlos war, daß dieſer ganze Vernichtungskrieg gegen Deutſchland wertlos iſt, weil dem feldgrauen Heer durch Waffengewalt einfach nicht beizukommen iſt. Und die Soldaten erzählen von ihrem furchtbaren Angriff auf Craonne.

Das I. Korps hat dort angegriffen und iſt in ein Höllenfeuer der Abwehr geraten. Nicht einen Schritt iſt das I. Korps vorangekommen und hat trotzdem ungeheure Verluſte gehabt, ohne dem Feind ſolche zufügen zu können. Allein die 2. Diviſion dieſes I. Korps hat beim erſten Anſturm auf der Hochfläche von Craonne nicht weniger als 100 Offiziere und 3200 Mann innerhalb weniger Minuten verloren. Nein, lieber einen ganzen Monat Sommeſchlacht als noch drei oder vier Tage in dieſer Hölle am Damenweg! Ein ungeheurer Aufwand an Menſchen und Material iſt nutzlos vertan.

Und jetzt iſt das Heer müde — — —

Dieſe Schreie des Mißmutes und der Diſziplinloſigkeit ſind aber noch keine Meuterei. Der Poilu fühlt in ſich irgendwelche Berechtigung, mit dieſen Ereigniſſen nicht zufrieden zu ſein, und er gibt dieſem Gefühl lauten Ausdruck. Er ſchimpft, der Poilu, aber er tut dennoch ſeine Pflicht und er wird auch weiterhin ſeine Pflicht tun. Noch iſt's keine offene Meuterei, noch iſt's nur der allgemeine Ausdruck einer großen Ermüdung.

Auch der Feldgraue drüben ſchimpft und tut ſeine Pflicht. Jeder echte und richtige Soldat ſchimpft einmal. Schimpfen entlädt die Seele. Welcher deutſche Soldat hat nicht auf alle und alles geſchimpft, auf den „Fraß“, auf die „Brocken“, auf den Dienſt, auf die Vorgeſetzten, auf den Krieg, auf die Schmalzportionen, auf den „Blauen Heinrich“, kurzum auf alles und jedes Ding. Und dennoch, der Schimpfende hat eine Minute ſpäter ſeine harte Pflicht getan und iſt, wenn es ſein mußte, in den Tod gegangen. Nicht tragiſch zu nehmen, dieſes Schimpfen übermüdeter Feldſoldaten. Das ſchafft wieder reine Luft. Nivelle ſelbſt nimmt's augenſcheinlich dieſen Männern nicht übel, dies Schimpfen, das ihm keineswegs verheimlicht, ſondern ſogar aufgebauſcht und mit überſpannten Kommentaren gemeldet wird. Nein, Nivelle nimmt's nicht übel, denn er iſt Soldat genug, um die Seele des Soldaten zu kennen. Er fährt weiter von einem Truppenteil zum andern und denkt nicht daran, ſeine Inſpektionsreiſe zu unterbrechen.

Am 28. April iſt die Inſpektionsfahrt beendet. Und der 29. April iſt ein Tag ganz beſonders wichtiger Ereigniſſe.

Nivelle iſt in Paris beim Kriegsminiſter Painlevé. Auch General Pétain iſt zu einer Beſprechung geladen. Es wird hin und her überlegt und beraten über die Gründe der gewaltigen Niederlage am Damenweg und den Zuſammenbruch der Offenſive.

Aber keiner der Beratenden erkennt den richtigen Grund, keinem fällt es ein, auf den Tisch zu schlagen und das nachzusagen, was man jetzt schon seit zwei Tagen in allen Straßen und Gassen als geflügeltes Wort durchsagt und weitererzählt, was die Spatzen von den Dächern pfeifen:

„On ne les aura pas militairement." (Militärisch werden wir sie nicht kriegen.)

Seit 1914 geistert durch das ganze französische Volk immer wieder der trostreiche Ausspruch: „on les aura!" (man wird sie kriegen). Damals, an der Marne, als das „große Wunder" geschah und die Kavallerie des Generals von Kluck den schon freien Weg nach Paris nicht mehr beschritt und angesichts des Eiffelturmes die Zügel wendete, damals schrie ganz Frankreich in hoffnungsvollem Aufjauchzen: „on les aura!"

Seither, wenn's mal böse war, wenn's hart wurde, durchzuhalten, hat man sich mit diesem „on les aura!" wieder Mut eingeflößt. Und jetzt hat das jedem Franzosen eingetrichterte und geläufige tägliche Sprichwort, dieses inbrünstige Stoßgebet fürs Vaterland, plötzlich einen anderen Klang bekommen. Selbst dieses „on les aura" hat sich in blassen Defaitismus gewandelt.

„On ne les aura pas", das ist die offene Anerkennung der militärischen Niederlage. Die Deutschen sind unbesiegbar durch Waffengewalt, aber die Herren in Paris wollen noch nicht daran glauben und suchen einen Schuldigen. Und dieser Schuldige soll General

Mangin ſein. Jawohl, er ſoll geopfert werden. Man wird ihn wegſchicken, in die Wüſte.

Was hat General Mangin verbrochen? Eigentlich nichts. Eigentlich haben ſeine Diviſionen die größten Erfolge dieſer Schlacht zu verzeichnen. Auf ſeiner Angriffsfront ſind die Poilus am tiefſten in die deutſche Verteidigung eingedrungen. Und dennoch, General Mangin ſoll gehen. Er iſt unbeliebt bei der Truppe, weil er zu hart gegen ſich ſelbſt und demnach auch zu hart gegen ſeine Untergebenen iſt. Er verlangt zuviel von ſeinen Soldaten.

Mit der Demiſſion von Mangin hofft man die herrſchenden Meinungsverſchiedenheiten auswiſchen zu können.

Nivelle ſträubt ſich gegen dieſe Maßnahmen, die außer ihm alle anderen Herren gutheißen. Er möchte ſelbſt gehen, er fühlt ſich müde und gehetzt. „Ich habe das Vertrauen meiner Untergebenen nicht mehr. Ich ſpreche jetzt nicht vom Poilu, den ich verſtehe, wie ihn keiner verſteht, aber von meinen Armeeführern ſpreche ich. Sie wollten meinen Abgang längſt vor der Offenſive. Ich bin manchem im Wege.“ Sie aber umringen Nivelle und bitten ihn, zu bleiben. Und bei dieſer Gelegenheit beſchließt der Oberbefehlshaber die Weiterführung der Offenſive mit weiterem Trommelfeuer, mit erneutem rückſichtsloſem Einſatz von Menſchen und Material.

Wie alle Beſprechungen, geht auch dieſe ohne greifbaren Erfolg zu Ende. Man hat die Abſetzung des Generals Mangin noch nicht ausgeſprochen, weil

gerade die VI. Armee in den nächſten Tagen angreifen ſoll. Und wie in der Konferenz vom 30. April vorgeſehen, ſtürmt am 4. Mai die Maſſe der franzöſiſchen Angreifer zwiſchen Craonne und Moronvilliers gegen die deutſchen Linien vor. Am 5. Mai ſchreitet die Armee Mangin zum Kampf gegen die Höhen ſüdlich der Aillette. Aber ſiehe, am Angelpunkt der Offenſive bei Moronvilliers gewinnen die Franzoſen nur 200 Meter Gelände, und die V. franzöſiſche Angriffsarmee gerät am Brimont in das deutſche Minenfeuer, wird aufgehalten, zuſammengetrommelt, vernichtet. Weiter links, auf der Hochfläche bei Craonne gelingt es der X. und VI. Armee endlich, das Trümmerdorf zu nehmen. Ein Steinhaufen, einige geringe Häuſertrümmer, ein unbrauchbares, unüberſichtliches Trichterfeld, das iſt alles, was der abziehende deutſche Verteidiger dem vorſtürmenden Poilu überlaſſen muß. Aber Craonne iſt ein geſchichtlicher Ort. Schon Napoleon I. hat bei Craonne gekämpft. Der Name Craonne hat guten Klang. In den Heeresberichten ſingt und jauchzt es — „Craonne genommen“ —.

Der Kriegsminiſter Painlevé befiehlt der franzöſiſchen Preſſe, die Einnahme von Craonne mehrere Tage lang groß herauszuſtellen und als Sieg zu feiern. Aber gerade dieſe überſchwengliche Freude über die Einnahme eines Trümmerdorfes fällt auf. Schon am zweiten Tag werden die Leſer mißtrauiſch und fragen, ob denn ſonſt nichts zu melden ſei, ob man mit ſonſt nichts prunken könne, als mit dem alten,

bereits vorgekauten Biſſen Craonne. Nein, der Herr Kriegsminiſter hat vorläufig keinen anderen ſchmackhaften Biſſen.

Der Herr Kriegsminiſter muß ſeinem großen Verbündeten, der britiſchen Armee, ſeinen guten Willen zeigen. Da oben bei Arras entflammt Schlacht um Schlacht. Ohne Müdigkeit, ohne Pauſe werfen ſich die britiſchen Diviſionen in den Kampf. Und ſie gewinnen nicht ſchlecht an Gelände, die Briten. Marſchall Haig kann in ſeinen Tagesberichten mit manchem Dorf prunken, das er den deutſchen Verteidigern abgerungen hat, Trümmerdörfer zwar auch hier, elende Steinhaufen nur noch, aber immerhin — Dörfer! Deshalb muß der franzöſiſche Heeresbericht Craonne herausſtellen, um zu zeigen, daß man den Briten nicht die ganze Laſt des Kampfes überlaſſen will.

In Frankreich aber hört man andere Meinungen über dieſen Preſſefeldzug und ſeine gedruckten Siegesfeiern um den Namen Craonne:

„Seht, es mußte etwas geſchehen, um Nivelle zu halten. Mit unerhörten Verluſten und dem Einſatz eines gewaltigen Materials hat man endlich das Trümmerdorf Craonne nehmen können. Und nun wird dieſe Einnahme groß herausgeſtellt, damit Nivelle, der ſich ſeit dem 16. April Tag um Tag den Kopf an der deutſchen Verteidigungsſtellung einrennt, etwas zu melden hat. Der Poilu mußte bluten, damit der Oberbefehlshaber ſein Geſicht wahrt — — —“

Solche und ähnliche Behauptungen flattern wie ſchwarze Totenvögel von Haus zu Haus, werden genährt und weitergegeben. Bald empfindet auch der franzöſiſche Bürger, der ſich über den Sieg von Craonne gefreut hat, die Einnahme dieſes Dorfes als neue Niederlage.

Noch zögert Painlevé, noch will er den Gegnern Nivelles kein Recht einräumen, noch hält er die ſchützende Hand über den „General Durchbruch", weil er einen ſo raſchen Wechſel im Oberbefehl für äußerſt verhängnisvoll hält, aber die Ereigniſſe überſtürzen ſich jetzt. Am 7. und am 10. Mai tritt ein Miniſterrat zuſammen und verlangt einen ſofortigen Wechſel im Oberbefehl. Nivelle wird geladen. Er erſcheint ſelbſtbewußt und nicht mehr niedergeſchlagen wie am 25. April. Painlevé legt ihm nahe, aus Geſundheitsrückſichten oder in einer anderen Form, die ihm vielleicht beſſer gefällt, den Oberbefehl abzugeben und wieder zu ſeiner Verdun-Armee zurückzukehren, natürlich nach einem entſprechenden Urlaub. Aber ſiehe, Nivelle iſt anderer Meinung geworden. Frei heraus erklärt er dem Kriegsminiſter:

„Ich werde mir den Fall überlegen, Herr Miniſter, denn erſtens bin ich nicht krank, und zweitens herrſcht jetzt die von Ihnen und den andern Parlamentariern verlangte friſche Luft im Hauptquartier, und drittens ſehe ich nicht ein, daß ich jetzt der Armee, die gute Fortſchritte macht, durch meinen Abgang in die Arme fallen ſoll. Wie geſagt, ich werde mir den Fall überlegen."

Mit kurzem Gruß entfernt ſich der General, begibt ſich zu ſeinen Freunden, zu einflußreichen Parlamentariern und Journaliſten, erklärt ihnen ſeine Meinung. Es gelingt ihm auch, die Preſſe für ſich zu gewinnen, denn der kleinſte Erfolg iſt ja blutnotwendig für die öffentliche Meinung. Und Nivelle hat auch ſeit der Einnahme von Craonne unbeſtrittene, wenn auch winzige Erfolge aufzuweiſen. Sie ſtehen in keinem Verhältnis zu den aufgewendeten Mitteln, aber es ſind immerhin Erfolge. Ein bekannter Journaliſt wendet ſich ſogar an den Präſidenten Poincaré mit der Meinung:

„Die Demiſſion des Kriegsminiſters Painlevé wäre das Ende einer politiſchen Partei; die Demiſſion Nivelles aber wäre das Ende Frankreichs."

Andere Zeitungen wenden ſich gegen die beabſichtigte Einſpannung des Generals Foch, den ſie als „Pfaffengeneral" bezeichnen, weil in ſeinem Quartier hohe und höchſte Geiſtliche täglich ein- und ausgehen. Ganz offen ſtellt man ſich mit dieſen von ihm ſelbſt hervorgerufenen Veröffentlichungen in Gegenſatz zu dem Kriegsminiſter. Ein unhaltbarer Zuſtand. Mangin wird in die Wüſte geſchickt. Vorläufig nur Mangin. Bald wird Nivelle folgen.

Es kommen ſchwüle Tage für Frankreich. Endlich am 15. Mai faßt der Miniſterrat zwei Perſonalbeſchlüſſe, die am 16. Mai im Journal Officiel zu leſen ſind:

„General Pétain iſt mit dem heutigen Tage zum

Oberbefehlshaber der französischen Armee im Norden und Nordosten ernannt. General Foch wird Stabschef der französischen Armee."

Und General Nivelle? General Nivelle geht ab und bleibt Führer einer Armeegruppe, aber ohne das Kommando aktiv auszuüben. Man schiebt ihn ab, in unbeschränkten Erholungsurlaub. Es geht ihm genau so, wie es vor einem halben Jahr mit General Foch geschah.

General Nivelle tritt ab und verschwindet. Wird er wieder auftauchen? Ist seine Rolle ausgespielt? Ja, auf dem französischen Kriegsschauplatz ist der Name Nivelle erledigt. Man wird ihn aber bald wieder nennen. Noch wochenlang wird der Poilu bei der Nennung dieses Namens wütend mit den Zähnen knirschen, noch wochenlang wird eine Welle des Hasses über diesen Mann hinwegbranden, über den gefallenen Oberbefehlshaber, der nur das Beste für Frankreich wollte, der stark genug war, sein schweres Schicksal auf sich zu nehmen, aber doch nicht stark genug, seinem Gegner, dem deutschen Soldaten, erfolgreich die Stirn zu bieten.

General Nivelle ist abgetreten, aber sein Name lebt weiter in der Meuterei der französischen Armee, in der Unzufriedenheit und in der Enttäuschung, die Hunderttausende von Männern in Waffen ergriffen hat.

General Nivelle lebt weiter in der Schlacht, die nicht mehr aufzuhalten ist. Nein, die Schlacht ist ihren Vätern und Führern entglitten, genau wie

damals der Kampf um Verdun. Nichts, aber auch nichts kann die rollende Feuerwalze aufhalten. Die Schlacht am Damenweg tobt und muß sich austoben und wird erst ersticken in dem Augenblick, da der Poilu sich wendet und gegen Paris marschiert, um dort eine starrköpfige Regierung mit Waffengewalt zu zwingen, den aussichtslosen Krieg gegen Deutschland zu beenden.

In dieser ersten Maihälfte melden die deutschen Heeresberichte:

„In der Champagne steigerte sich am Vormittag das Feuer zu stundenlanger stärkster Wirkung — —

Frische Divisionen waren herangeführt, um uns die Höhenstellungen bei Moronvilliers zu entreißen.

Der Ansturm ist am zähen Widerstand unserer Truppe gescheitert — — —

Badische, sächsische und brandenburgische Regimenter im vollen Besitz ihrer Stellungen — — —

Der Feind hat schwere Verluste erlitten — — —

Die Angriffe am 4. Mai nördlich von Reims und in der Champagne waren nur Vorläufer des neuen Durchbruchsversuches, der gestern zwischen der Aillette und Craonne auf einer Front von 35 Kilometern einsetzte — — —

— — — ist er vereitelt, der Riesenstoß abgeschlagen — — —“

Der Poilu marſchiert nicht mehr

Am 26. April hatte General Franchet d' Eſperey ſeinem Oberbefehlshaber General Nivelle eine Meldung über wachſende Unruhe und Diſziplinloſigkeit im Armeegebiet erſtattet. Nivelle aber hatte geantwortet: „Einerlei, laſſen Sie den Poilu in Ruhe, der muß ſich mal austoben. Die Hauptſache iſt, er marſchiert."

Am 3. Mai war die zweite Kolonial-Infanteriediviſion von der Welle der Inſubordination ergriffen. Die Soldaten weigerten ſich, in Stellung zu gehen. Man redete ihnen zu, man drohte, man zog einige Schreier aus den Reihen und führte ſie ab zur kriegsgerichtlichen Beſtrafung. Die Diviſionen überlegten ſich den Fall und marſchierten wieder. Bald war auch dieſer Fall vergeſſen. Aber es kam ein nächſter, und noch einer und noch einer.

Nun aber rollt die Schlacht und nimmt noch weiter zu, an Zähigkeit und Heftigkeit. Immer neue Regimenter werden in den Schmelztiegel geworfen und kehren nach drei oder vier Tagen zurück, in der deutſchen Abwehr zur Schlacke gebrannt. Irgendwo auf den Anmarſchwegen, im Hinterland, oder auch vorne in den Trichterſtellungen treffen ſich abgelöſte oder ablöſende Formationen, und es entſpinnt ſich ein lebhaftes Frage- und Antwortſpiel.

„Wie ſieht's da vorne aus?" fragen die Ablöſenden.

Und die Abgelösten: „Mies, alles faul, keine Möglichkeit, durchzukommen. Die Deutschen halten wie Pech und Schwefel, da kannste machen, was du willst. Es können noch zehn, noch hundert Divisionen kommen, unsere Artillerie kann noch ein ganzes Jahr trommeln, es werden immer noch Deutsche da sein, die halten, und wenn's nur einer ist, der das Maschinengewehr abdrückt, bei unseren Angriffen — —"

„Soll denn das so weitergehen?"

„Ja, das mutet man uns zu, wir sind ja nur Kanonenfutter. Wir waren Kanonenfutter für Nivelle, jetzt sind wir Kanonenfutter für die andern. Den Deutschen ist nicht beizukommen. Vorgestern haben wir angegriffen, zwei Bataillone stark, und wollten ein kleines Wäldchen nehmen, 300 Meter vor uns. Wir kamen auch gut ins Wäldchen hinein, machten ungefähr 200 Gefangene, obgleich zwanzig unserer Offiziere ins Gras gebissen hatten. Aber da kamen die Deutschen zum Gegenstoß. Es war furchtbar, diese Kerle anzusehen. Sie kamen ohne Rock, mit aufgekrempelten Hemdsärmeln, den Dolch in der Hand oder den Spaten geschwungen, Handgranaten am Hosenbund. Und wir mußten zurück, nach kurzem heftigen Kampf. Eine Panik entstand bei uns. Wir liefen, was wir konnten. Wir kamen wieder in unsere Ausgangsstellungen. Dort warfen wir uns auf den Boden und weinten vor Wut, weil alles vergebens gewesen war. Da seht ihr, was los ist. Es hat gar keinen Zweck mehr, zu kämpfen.

Man hat uns verraten, wir sind verkauft und verloren — —"*)

So schreiben die Offiziere in ihre Tagebücher, so berichten sie noch heute, so sprechen auch die Soldaten. Von Tag zu Tag mehren sich die Fälle offener Gehorsamsverweigerung vor dem Feind. Die Gerichtsoffiziere haben mehr zu tun, als sie bewältigen können.

Und da geistert plötzlich wie ein Lauffeuer von Mann zu Mann, von Kompanie zu Kompanie, von Bataillon zu Bataillon, von Truppenteil zu Truppenteil die Parole: „Wir werden im Graben weiterhin unsere Pflicht tun, aber wir verweigern von heute ab jeden Angriff. Alles macht mit!"

So geschehen um die Maimitte, just in den Tagen, da man General Nivelle in die Verbannung schickt und damit den unruhigen Elementen neuen Gesprächsstoff gibt und die Vorwürfe gegen den scheidenden Oberbefehlshaber sozusagen bestätigt.

In diesen Tagen findet beim Stab der Heeresgruppe Deutscher Kronprinz eine wichtige Unterredung statt. Die französischen Kräfte sind nach und nach an diesem Pfeiler der deutschen Westfront

*) Dieser Bericht stammt fast wortgetreu aus dem Tagebuch eines französischen Offiziers, der die schweren Kämpfe am Damenweg mitmachte. Die Deutschen, die in Hemdsärmeln mit Dolch und Spaten zum Gegenangriff vorgingen, waren Soldaten bayrischer Regimenter.

zerſchellt, in blutigen, zähen und heldenhaften Sturmangriffen. Auf deutſcher Seite hat man ſich ſeit dem 16. April ein deutliches Bild von der Größe und Bedeutung der Feindverluſte machen können. Von der dumpf emporbrodelnden Unzufriedenheit im müde gekämpften franzöſiſchen Heer weiß man aber noch nichts. Und dennoch hält man den Gegner für ſo ſtark erſchüttert, ſo geſchwächt in ſeiner Widerſtandskraft und in ſeinem Kampfeswillen, daß ein deutſcher Gegenſtoß ausſichtsreich erſcheint.

Der Kronprinz und der Chef des Stabes, General Graf von der Schulenburg, unterbreiten ihre Anſicht der Oberſten Heeresleitung. Welch eine moraliſche Wirkung auf das franzöſiſche Heer und das franzöſiſche Volk, würde es den deutſchen Diviſionen gelingen, im Gegenſtoß einen Durchbruch zu erzwingen und feindliches Hinterland zu betreten. Man hält die Front zwiſchen Brimont und dem Winterberg für durchbruchsreif. Und ſie iſt es, ſie iſt es wirklich, und vorſtoßende deutſche Diviſionen könnten jetzt leicht die Marne erreichen, den Fluß überſchreiten und die ganze franzöſiſche Front bis zur Somme hin über den Haufen werfen.

Aber die Oberſte Heeresleitung hat keine Truppen zur Verfügung. Die Engländer leiten neue Angriffe ein. Im Oſten iſt die Lage wieder kritiſcher geworden, überall gärt und kocht es. Nein, friſche Diviſionen zum Durchbruchsverſuch zwiſchen dem Winterberg und Brimont hat die Oberſte Deutſche Heeresleitung nicht. Hätte ſie in dieſem Augenblick Kenntnis

vom moraliſchen Zuſtand des franzöſiſchen Heeres bekommen, ſie hätte dann wohl den letzten Mann, das letzte Geſchütz und das letzte Maſchinengewehr in den Durchbruch geworfen, in einen ſicheren Sieg. Keinen Vorwurf unſrer Oberſten Heeresleitung, denn ſie weiß noch nicht, was drüben in dieſem Augenblick geſchieht. Sie will ſich nicht ausgeben. Sie handelt weiſe, die Oberſte Heeresleitung, denn von allen Seiten pochen die Feinde an unſere Fronten, und jede Diviſion wird koſtbar.

Die Heeresgruppe Deutſcher Kronprinz ſieht dies ein und ihr Verzicht auf den geplanten Durchbruch iſt groß, weil er ihr unſterblichen Soldatenruhm ſtreicht. Unbewußt hat die Führung der Heeresgruppe für Tage das Schickſal des Vaterlandes und der Welt in den Händen getragen. Niemand auf deutſcher Seite weiß etwas von dem Gären im franzöſiſchen Heer und von der unendlichen Müdigkeit, die den Poilu ergriffen hat und die als raſch wirkende Seuche das ganze Hinterland anſtecken ſoll. Aus der Front heraus quillt der Krankheitskeim, nicht aus der unzufriedenen Etappe oder der Heimat wie 17 Monate ſpäter bei uns. Frankreichs Wehrkraft iſt müde und krank und erſchüttert, und bei uns wird das Heer immer noch weiterkämpfen, tapfer und bieder in ſeinen Trümmern, während Etappe und Heimat nach einem Frieden um jeden Preis ſchreien werden. Ach, er ſoll recht hoch ſein, dieſer Preis, recht hoch!

Nein, die Heeresgruppe Deutſcher Kronprinz

weiß nicht, daß ihr Plan eigentlich das Ende des Krieges bedeuten würde. Und die Oberste Heeresleitung weiß es nicht. Kein Feldgrauer weiß es. Und die Tage verstreichen, und das deutsche Schicksal erfüllt sich, und dieses Schicksal heißt Kampf!

Der 20. Mai ist der historische Tag für den Ausbruch jener Meuterei, die das französische Heer und damit ganz Frankreich an den Rand des Abgrundes bringen soll. Drei Wochen lang werden diese Meutereien dauern und bald in diesem, bald in jenem Regiment durch Gehorsamsverweigerungen und auch durch Untaten jeder Art zum Ausbruch gelangen. Man wird alles verheimlichen und verkleinern wollen, man wird der Presse strengstes Stillschweigen auferlegen und die Grenzen Frankreichs ängstlich bewachen. Und so wird es Deutschland nicht erfahren, wird nicht erfahren, daß bis Mitte Juni 1917 nicht weniger als 115 Truppeneinheiten, darunter 75 Infanterieregimenter, 23 Elite-Bataillone, Jäger zu Fuß und 12 Artillerieregimenter vom Taumel der Meuterei erfaßt werden, nicht mitgerechnet die zahlreichen Nebenformationen an der Front, in der Etappe und sogar in der Heimat.

Das 128. Infanterieregiment verliert als eins der ersten die Disziplin. Dieses Regiment war sozusagen Elitetruppe. Es hatte der Armee Duchesne angehört und sich brennend auf den Vormarsch gefreut. Die meisten Poilus dieses Regiments stammten aus der Gegend von Lens und aus dem

Kohlengebiet im Artois. Und nun brachten die französischen Zeitungen in großer Aufmachung die Nachrichten von der Einnahme der Stadt Lens. Doch Lens war nicht eingenommen, und das war für das Infanterieregiment 128 die erste bittere Enttäuschung. Dennoch, das Regiment tat seine Pflicht und wurde am 29. April bei Sapigneul eingesetzt, dazu noch unter schlechtesten Vorbedingungen. Trotzdem, um sechs Uhr in der Frühe, brach das Regiment planmäßig aus seinen Sturmstellungen und erlitt schon im deutschen Drahthindernis die furchtbarsten Verluste. Blutig abgeschlagen der Angriff. Das Regiment zog sich in seine Ausgangsstellungen zurück, blieb dort bis zum 15. Mai unter schwierigsten Umständen. Dann schickte man die abgekämpften Bataillone nach Prouilly ins Ruhequartier.

Die todmüden Soldaten kommen am späten Abend dort an und finden keine Unterkunft, weil das Dorf schon von zwei Regimentern belegt ist. Sie müssen zum Teil draußen im Freien bei Regen und Kälte übernachten; viel zu müde zum Zeltebauen. Einerlei, man ist wohlgeborgen im Ruhequartier, und alles wird sich jetzt finden, alles. Das Regiment wird wahrscheinlich noch weiter ins Hinterland dürfen, und die Urlaubssperre wird man doch jetzt sicher aufheben.

Aber nein, schon am 30. Mai wird das Regiment alarmiert und muß wieder nach vorne. Die Urlaubssperre wird nicht aufgehoben. Im Laufe der letzten

Nächte ſind die Poilus kaum zum Schlaf gekommen, denn ſtändig waren die deutſchen Flieger da. Überhaupt, ſeit Beginn der großen Doppelſchlacht beherrſchen die deutſchen Luftſtreitkräfte den ganzen Raum. Die 400 Paradeflieger des Generals Nivelle laſſen ſich immer noch nicht ſehen, oder wenigſtens nur in kleinen Gruppen, die vorſichtig abdrehen, wenn die deutſchen Kampfgeſchwader heranbrummen. Dies alles erbittert den Poilu.

Kein Urlaub, ſchlechtes Eſſen, keine Ruhe, keine anſtändige Unterkunft im Ruhequartier, kaum die Möglichkeit, ſich mal zu waſchen und zu pflegen, und jetzt ſchon wiederum der Befehl zum neuen Einſatz.

„Wir ſollen wieder ſtürmen da vorne, wiederum ſolch einen blutigen, ſinnloſen Angriff unternehmen wie am 29. April," ſchreien einige Unzufriedene. Sie finden willige Ohren. Man ſchart ſich um ſie. Große Kreiſe von Zuhörern bilden ſich. Der Poilu hat drei Löhnungen auf einmal empfangen, dazu noch jene Zuſatzgelder, die in Zeiten der Großkämpfe als Sonderleiſtungen gezahlt werden. Und der Wein in dieſer Gegend iſt billig, billiger als Kaffee, geſünder aber auch als das verſeuchte Waſſer der Dorfbrunnen. Deshalb trinkt der Soldat nur Wein und ſetzt ſeine Löhnungen in „Pinard" um. Die Folgen zeigen ſich bald. Es bilden ſich Meetings. Und der überreichlich genoſſene Wein wirkt.

„Seht doch, wie die Ruſſen es machen, Kameraden," ſchreien die Redner. „Seht doch, die ſind nicht feige wie wir. Die haben Schluß gemacht.

Und wir? Was tun wir? Wir laſſen uns von Nivelle und von andern Generälen zur Schlachtbank führen. Wir laſſen uns verkaufen und verraten und wehren uns nicht."

Ringsum ſtehen ſie mit glotzenden Mündern und fühlen in ſich einen Bärenmut. Sie ſetzen immer wieder die großen horizontblauen Feldflaſchen an und ſchütten ſich reichliche Güſſe des ſchweren dunklen Landweins hinab, bis die Offiziere ſich einmengen und endlich Ordnung ſchaffen. Mit einer Verſpätung von nur wenigen Stunden tritt das Regiment an.

Die Offiziere befehlen die Marſchordnung. Faſt alle Soldaten gehorchen und ſchreiten ſtumm und verdroſſen durch das Dorf, dem nördlichen Ausgange zu, Richtung Front. Nur zwei Kompanien etwa bleiben zurück und erklären, unter keinen Umſtänden mehr nach vorne gehen zu wollen. Man umzingelt ſie, man nimmt ihnen die Waffen ab. Sie laſſen alles mit ſich geſchehen. Man ſperrt ſie in eine große Scheune, um ſie ſpäter dem Kriegsgericht zu übergeben.

Damit ſcheint die Meuterei vorerſt erſtickt. Aber nein, ſie glimmt weiter unter der Aſche. Die Unzufriedenheit wächſt im ganzen franzöſiſchen Heer. Wenn das Regiment 128 den traurigen Mut zum Losſchlagen fand, ſo war das vorerſt nur ein Fanal. Die anderen Regimenter möchten gleichfalls die Gewehre hinſchmeißen und nach Hauſe gehen. Aber ſie finden den Abſprung nicht. Ihre Vorgeſetzten benehmen ſich wie immer, ſtreng und gerecht. Irgend-

welche Übergriffe ereignen sich nicht. Den Drahtziehern will kein Weizen blühen.

Aber da ereignet sich etwas Unvorhergesehenes, etwas Ungeheuerliches. Einige Schüsse, in Paris abgefeuert, bringen den Stein ins Rollen. In Paris schießt man auf Frauen!

Paris, das „rote Tuch" für die Front

In diesen kritischen Tagen, da es nur eines kleinen Anlasses bedarf, um namenloses Unglück über das Land zu bringen, in diesen Stunden der Hochspannung und des unerträglichen Wartens auf einen Ausbruch, der nur noch unter einer dünnen Decke von Disziplin schlummert, gibt es in einem der volkreichsten Viertel von Paris einen Menschenauflauf. Wie, durch was und warum, das wird nie geklärt werden können. Eine übliche Straßenszene, weiter nichts. Zwei Menschen geraten in Meinungsverschiedenheiten und tragen ihren Zank in aller Öffentlichkeit aus. Es kommt zu einer Schlägerei. Soldaten mischen sich ein, Franzosen und auch Farbige, Frauen schreien, immer mehr Menschen kommen und vergrößern die Unordnung. Man ruft die Polizei. Sie ist nicht da. Man schreit nach Ordnung. Und da kommt im Laufschritt die nächste Militärwache, um die Straße zu säubern und diese durchaus unpolitische Unruhe zu unterdrücken. Diese Wache aber besteht aus Anamiten.

Man hat die Unzuverlässigkeit der Anamiten im Grabenkrieg kennengelernt. Keinem deutschen Angriff waren diese Gelben gewachsen. Man mußte sie im Hinterland verwenden, in der Etappe belassen, man bildete sie im Sanitätsdienst aus, man ließ sie Lastwagen und Proviantfahrzeuge fahren, man benutzte sie auch als Wachsoldaten, nur um weiße Franzosen abzulösen. Kein Wunder, daß diese Anamiten bestens gehaßt waren. Der Poilu sah in ihnen nur Drückeberger, die es besser hatten als er. Die französische Frau erblickte in ihnen die Bevorzugten, die ihren Mann oder ihren Sohn von einem weniger gefährlichen Posten verdrängt hatten. Nur weil die Anamiten da waren, konnten viele französische Familienväter frei werden für den Schützengraben. Wirklich, sie waren vielgehaßte Menschen, diese Anamiten.

Und nun kommen zwölf Anamiten im Laufschritt daher und versuchen, die aufgeregte Menschenmenge zu zerstreuen. Ein willkommener Anlaß für die Bürger, einmal ihren Zorn zu kühlen. Die Anamiten werden mit Hohngeschrei empfangen. Man beschimpft sie, man speit sie an, man schreit ihnen all den Haß, den man für sie empfindet, ins Gesicht.

Die Asiaten verstehen nichts, sie merken nur, daß diese weißen Teufel ihnen böse wollen. Sie wissen, daß man sie nicht liebt, weil sie die starken Nerven nicht besitzen, um kaltblütig, wie die Senegalneger zum Beispiel, in den Tod zu gehen, in ein kaltes Verderben, das aus hartnäckig tackenden deutschen Ma-

ſchinengewehren daherpeitſcht. Und jetzt fühlen ſie ſich bedroht.

Sie ſenken ihre Waffen. Ganz mechaniſch finden ſich ihre Zeigefinger am Abzug, und dann peitſchen hell und trocken die Schüſſe aus dem Gewehrlauf. Das Geſchrei der Menge erſtirbt.

Zwei, drei Sekunden des blaſſen Entſetzens. Und wieder peitſchen die Schüſſe der Anamiten, und nun hebt ein regelloſes Flüchten an.

Die Menſchenmenge flüchtet und haſtet davon. An den Straßenecken werden Frauen und Kinder niedergedrückt und zertrampelt. Eine halbe Minute ſpäter iſt die Straße blank und leer. Nur Handtaſchen, Schirme, Hüte, Mäntel, Pakete und Stöcke liegen umher. Und dort in der Goſſe, mit ſeltſam verrenkten Gliedern, hingeſtreckt in große, gerinnende Blutlachen, liegen erſchoſſene Frauen und — Kinder — — —

Am ſelben Abend weiß man es in den Ruhequartieren hinter der Front. Am folgenden Tag weiß es jeder Poilu zwiſchen Reims und Soiſſons und darüber hinaus bis Moronvilliers. Die ganze Angriffsarmee an der Aisne und Champagne weiß es:

„In Paris ſchießt man unſere Frauen und Kinder kaputt. In Paris herrſchen die Anamiten und terroriſieren die Zivilbevölkerung. In Paris iſt die Regierung nicht fähig, Ordnung zu halten —“

Die Nachricht wird, wie es in ſolchen Fällen üblich iſt, ausgeſchmückt und verſchlimmert. Die

wahren Zuſammenhänge fehlen. Man glaubt nicht an Willkür oder Panik der Aſiaten, ſondern an ein befohlenes Vorgehen. Wilde Gerüchte ſchwirren:

„Unſere Frauen wollten den Frieden haben. Sie marſchierten zum Elyſée, um von der Regierung endlich den Beginn der Friedensverhandlungen zu verlangen. Unterwegs hat man ſie abgefangen und niedergeſchoſſen. Ja, ſo iſt's."

Dieſe Auslegung leuchtet dem einfachſten Poilu ein und wird weitergegeben, durchgeſagt, tauſendfach erzählt und beherrſcht das ganze Denken und Fühlen der Truppe. Und nun hört man überall in den Quartieren, auf dem Marſch, in den Dörfern, überall, wo Soldaten liegen, ein wildes Geſchrei nach Frieden und nach Rache.

„Den Frieden wollen wir, den Frieden, — nieder mit dem Krieg!" ſchreien die Poilus. „Unſere Regierung allein will noch den Krieg. Rußland geht uns voran. Rußland will mit Deutſchland Frieden ſchließen. Warum halten wir nicht ein, da Deutſchland doch nicht zu beſiegen iſt! Man macht uns was vor, man will uns immer noch den Endſieg vorgaukeln. Quatſch, es kann keinen Endſieg geben. Wir wollen nach Hauſe!"

Eine Parole wird durchgegeben, heimtückiſch, ſtill, von Mund zu Mund, von Mann zu Mann, und dieſe Parole lautet:

„Wir gehen nicht mehr in Stellung!"

An dieſem Tag wird kein Poilu in Stellung gehen. Und auch in den nächſten Tagen wird ſich

kein Menſch rühren, die Befehle der Vorgeſetzten zu erfüllen. Die Vorgeſetzten bleiben ſtumm und ſchauen aus der Entfernung dem Treiben ihrer Truppe zu. Sie ſind müde, jawohl, auch ſie ſind müde, denn ſie haben ſelbſt erkannt, daß man der Truppe gegenüber unrecht handelte, daß man den Soldaten etwas vorgaukelte, was unerreichbar war, — einen Durchbruch, einen Sieg. —

Dabei ein ſeit Wochen ausgeſucht ſchlechtes Eſſen und eine lächerliche Löhnung, die noch weniger als ein Trinkgeld iſt, während ſie daheim in den Munitionsfabriken 15—20 Franken am Tag ſpielend verdienen. Und der Urlaub iſt immer noch geſperrt, obwohl niemand eigentlich den Grund hierfür erkennen kann. Die Offiziere ſtehen abſeits und müſſen ohnmächtig zuſehen, wie die Truppe auseinanderfällt. Bataillonsweiſe laufen die Soldaten weg, durchſtreifen die Wälder, gehen in die Dörfer, requirieren Wein, trinken und kommen abends grölend wieder in ihre Quartiere zurück.

Vorne, an der Front, iſt ein Regiment in harte Bedrängnis geraten. Die Diviſionsreſerven ſollen marſchieren, um das Regiment aus der deutſchen Umklammerung zu befreien. Doch die Poilus der Diviſionsreſerven verweigern den Offizieren den Gehorſam. Sie bilden Arm in Arm breite Gruppen, gehen mit dem Geſang der Internationale durch die Straßen des Ruhequartiers. Der Ortskommandant will eingreifen. Man drängt ihn ab. Man zerſchlägt in ſeinem Quartier alles, was nicht niet- und nagelfeſt iſt.

Der neue Oberkommandierende, General Pétain, rettet wieder die Stimmung der Truppe. Er spricht mit den Poilus, kostet ihr Essen, ihren Wein, ist ganz Kamerad unter Kameraden

Der Schlußstrich: am 13. Juni 1917 betritt General Pershing den Boden Frankreichs, und ihm folgen die amerikanischen Regimenter, Divisionen und Armeekorps

Am 26. Mai müssen vier Bataillone vorn auf dem Plateau von Craonne ein stark gelichtetes Stellungsregiment ablösen. Die vier Bataillone rotten sich zusammen, marschieren bewaffnet zum Quartier des Divisionskommandeurs. Vergebens versuchen die Offiziere, sogar mit Waffengewalt, die Mannschaften zurückzuhalten. Man drängt sie beiseite, man nimmt ihnen die Waffen ab. Vor seinem Frontoffizier, vor seinem Hauptmann, vor seinem Major, überhaupt vor seinen Offizieren, die mit ihm jede Not und jede Todesgefahr teilten, hat der Poilu immer noch eine grenzenlose Hochachtung. Auch der Meuterer vergreift sich nicht an seinem unmittelbaren Vorgesetzten, aber er gehorcht nicht mehr. Er drängt seinen Offizier beiseite, fertig!

Am 27. Mai soll in La Fère en Tardenois ein Infanteriebataillon auf Lastwagen verladen und nach vorne gebracht werden. Die Poilus wollen scheinbar gehorchen. Aber da kommen die Rädelsführer mit Gewehren. Pflanzen sogar ein leichtes Maschinengewehr auf, schießen die Dorfstraße entlang und verhindern das Besteigen der Lastwagen, die sie unter Feuer halten. Aus Paris ruft man in Eile alarmierte Gendarmerie herbei. Sie soll die ohnmächtig gewordene Feldgendarmerie verstärken. Beim Morgengrauen des 28. Mai begibt sich das Infanteriebataillon, das nun vollständig in der Hand der Rädelsführer ist und ihnen blindlings gehorcht, geschlossen zum Bahnhof, um einen Zug nach Paris zu besteigen. Aber nun greifen die Gen-

darmen ein, kommen von allen Seiten, verhindern das Besteigen des Zuges und führen zahlreiche Poilus entwaffnet ab. Die anderen werden kleinlaut und begeben sich in ihre Quartiere zurück. Auch hier ist die Meuterei rechtzeitig niedergeschlagen.

Der 29. Mai ist für die französische Oberste Heeresleitung ein Tag der Schrecken. Nicht weniger als zehn Regimenter verweigern an diesem Tag geschlossen den militärischen Gehorsam. Es ist gerade allgemeiner Ablösungstag. Die Regimenter verbleiben in den Ruhequartieren. Sobald die Offiziere erscheinen und Gehorsam verlangen, singen die Poilus, unter Anleitung ihrer Rädelsführer, laut und weithinschallend die Internationale. Sprechchöre bilden sich und grölen stundenlang die Kampfparole der Meuterei:

„On ne montera pas!“ (Wir gehen nicht in Stellung!)

Am Abend des 29. Mai setzen sich mehrere Regimenter in Marsch. Sie wollen nach Paris. Einige möchten die 100 Kilometer lange Strecke zu Fuß zurücklegen. Andere eilen zu den Verladebahnhöfen. In der Nacht vom 29. zum 30. Mai hat die Aufruhrbewegung das ganze III. Armeekorps erfaßt. Frankreich steht am Abgrund.

Und die Generalität? Wie verhält ſich die Generalität angeſichts dieſer offenſichtlichen Meuterei? Hier gibt es doch jetzt nichts mehr zu verheimlichen und zu beſchönigen. Die Tatſachen ſind da, traurig und furchtbar. Es muß gehandelt werden. Schnelles Handeln iſt erforderlich, ſoll überhaupt noch etwas gerettet werden!

Zuerſt handelt General Duchesne. Er hat eigentlich in dieſer Offenſive eine ſeltſame Rolle geſpielt. Ihm ſollte es vergönnt ſein, den Sieg weit in die Ebene hinauszutragen. Die Kavallerie des Generals Duchesne ſollte unverwelklichen und ewigen Lorbeer pflücken. Seine ſiegreiche Verfolgung mußte, nach dem Plan Nivelles, ewig mit der Armee Duchesne und mit dem Namen des Armeeführers verbunden bleiben. Deſto größer die maßloſe Enttäuſchung des Generals Duchesne.

Statt Vormarſch und Sieg erlebt er nur Meuterei in ſeiner Armee, die nicht einmal den erſten Anſturm mitzutragen hatte, ſondern vorerſt in eine untergeordnete Rolle gezwungen worden war. General Duchesne erfährt zuerſt von der Meuterei des 66. Infanterieregiments, das zur 18. Diviſion vom IX. Armeekorps gehörte. Das zweite Bataillon dieſes Regiments hatte den Gehorſam verweigert, und zwar ſchon am 23. Mai. General Duchesne gibt Befehl, eine größere Anzahl Soldaten dieſes Regiments zu erſchießen, und zwar nicht nur Ange-

hörige dieſes meuternden Bataillons, ſondern aus allen Bataillonen. Duchesne will eiſern durchgreifen.

Der Befehl des Armeeführers wird vor den entſetzten Augen der Mannſchaften verleſen. Poilus, ſchuldig oder nicht, werden in der angegebenen Zahl ausgewählt, durch Abzählen ermittelt.

Man nimmt ihnen die Gewehre ab.

Die Clairons blaſen und die Trommeln wirbeln dumpf. Und zwiſchen blitzenden Bajonetten werden die Gewählten abgeführt. — — —

Dies alles geſchieht ſo ſchnell, daß die Meuterer überhaupt nicht zur Beſinnung kommen. Ehe ſie ſich faſſen, iſt der Befehl des Armeeführers in krachenden Salven ausgeführt.

Am 30. Mai, in der Frühe, ſchickt der Generalſtabschef Foch ein geheimes Rundſchreiben an alle Generäle, Feſtungs- und Platzkommandanten. Darin befiehlt er, ſich mit den Zivilbehörden in Verbindung zu ſetzen, um alle Maßnahmen zu ermitteln und zu ergreifen, die notwendig ſind, die öffentliche Ordnung und Ruhe in dem Gebiet der Republik aufrechtzuerhalten. Draußen aber geht die Revolte indeſſen weiter.

Das 288. Infanterieregiment meutert und ſchickt eine Kommiſſion zum Armee-Oberkommando mit dem Auftrage, dort zu erklären:

„Wir ſind müde, wir wollen nicht mehr. Der Krieg ſoll enden, ſo oder ſo.“

Was ſagen hier die Truppenoffiziere zu dieſen

Meutereien? Sie ſtehen abſeits. Man läßt ſie in Ruhe. Man betrachtet ſie als Leidtragende, als Kameraden, die vorläufig noch nicht offen mitmachen wollen, die aber bald nicht mehr anders handeln können, als gleichfalls unter der roten Fahne zu marſchieren. Die ruſſiſchen Offiziere haben ja auch zuerſt abſeits geſtanden, das weiß man.

Ein Regimentskommandeur erklärt:

„Ich bin in Ehren grau geworden. Seit einem Menſchenalter faſt bin ich Soldat für Frankreich, aber ich kann, ſo leid es mir tut, die Poilus nicht verdammen. Es iſt von den Menſchen zu viel verlangt worden. Zu viel hat man ihnen verſprochen und zu wenig hat man gehalten. Jetzt kommt die natürliche Reaktion. Warum hat man den Deutſchen immer als dumme und brutale Beſtie hingeſtellt, die nur darauf wartet, von uns verprügelt zu werden? Jetzt rächt ſich das alles. Ich bedauere vielmals, daß ich es ſagen muß. Die Soldaten ſind zu dieſem Schritt ſyſtematiſch getrieben worden. Was hat man aus unſeren braven tapferen Poilus gemacht!?“

In ähnlicher Weiſe ſprechen auch andere Truppenoffiziere von ihren Soldaten. Jawohl, der Poilu iſt ſchmachvoll belogen und betrogen worden. Bis zur Siedehitze hat man ihn aufgeputſcht und aufgepeitſcht. Noch vor dem großen Angriff am 16. April hat General Nivelle den großen Fehler begangen, in einem gewiß ehrlich gemeinten, aber dennoch ungeeigneten Tagesbefehl zu erklären:

„Greift nur an, stoßt nur vor! Ihr werdet keinen lebenden Boche mehr vor euch finden!“

Was hat die Offensive der französischen Nation gekostet? Über Materialverluste spricht man nicht. Material spielt gar keine Rolle im Krieg, wenn es einmal verbraucht ist. Nur wenn's nicht mehr oder nur schwer zu beschaffen ist, wie zum Beispiel drüben in Deutschland, dann spielt's schon eine Rolle, dies Material, dies Herzblut der Schlachten. Gut, sehen wir ab vom Material. Es ist zu ersetzen. Amerika hat ja inzwischen den Krieg erklärt. Die USA. werden wohl kaum ausgebildete Mannschaften schicken können, so denken jetzt noch die Politiker, aber Material werden sie herübersenden in Schiffen ohne Zahl. Die USA. werden den ganzen Reichtum ihres unermeßlich großen Landes in die Waagschale werfen. Kein Grund deshalb, den Millionen verschossener Granaten oder dem sonstigen verlorenen oder verbrauchten Gerät nachzuweinen. Nein, wirklich kein Grund.

Aber da ist ein anderer Verlust, der nicht mehr wettzumachen ist, ein Aderlaß, der tief in Frankreichs Leben greift. Einhundertsechzigtausend Soldaten sind zwischen dem 16. April und dem 15. Mai auf dem Damenweg in der deutschen Abwehr niedergestreckt worden. Und bis zum Monatsende erhöht sich diese Zahl noch auf rund zweihunderttausend Mann. Diese Leiber werden nicht mehr für Frankreich marschieren. Diese Menschen fallen aus, sind erledigt, sind weg, ausgewischt aus der Volkskraft

und aus der Verteidigungsmöglichkeit. Wer wird sie ersetzen? Wer?

Das farbige Element wird sich weiter ausdehnen können und Frankreich wird mit den Jahren rettungslos vernegern, weil die Verluste dieses Krieges einfach nicht mehr eingeholt werden können. Das Land wird keine Kräfte mehr haben, die gute Erde zu bebauen. Und der Weinberg wird veröden. Frankreich wird noch lange an den Verlusten, an diesen sinnlosen Verlusten der Schlacht am Damenweg leiden müssen. Dieser Aderlaß war doch zu brutal, zu furchtbar.

Und wie haben die Zeitungen diesen Poilu bisher gezeigt? Ja, wie war er, dieser Poilu, in Wort und Bild, so wie man ihn täglich dem französischen Volk vorsetzte? Das war ein lustiges, drolliges, gutmütiges, tapferes, draufgängerisches, nervenloses Etwas, das nur zwei Dinge haßte: Die Boches und die Läuse (Kreaturen, die man in einem Atem nannte), das nur zwei Dinge liebte, den Kampf und die Kriegspatin oder die Braut. Und in Wirklichkeit ist der Poilu etwas völlig Nüchternes, etwas Heroisches, etwas, das still leidet und sich ausgibt bis zum Menschenmöglichen, genau wie drüben der Feldgraue das leidgewohnteste Geschöpf ist, eine lebendige Kraft, die auch dann noch einspringt, wenn Material und Tier schon versagt haben.

Der Feldgraue hat noch etwas mehr als der Poilu. In seinem Herzen lebt das wilde Dennoch, der unausgestoßene Schrei zum Durchhalten, etwas,

das mit landläufigem Heldentum dichtender Heimkrieger nichts zu tun haben will, weil es zu hart und selbst zu tränenlos ist, um von jedermann erfaßt und verstanden zu werden.

Am 1. Mai meutert das 97. Infanterieregiment. Hundertzehn Mann packen ihre Sachen und setzen sich in Marsch nach hinten. Sie treffen dort eine kriegsstarke Kompanie des gleichfalls meuternden 159. Infanterieregiments. Gleichzeitig, aber in einem ganz anderen Abschnitt, meutert das gesamte 57. Jäger-Bataillon, eine bisher als eisenhart und todernst bekannte Elitetruppe, die eine Höchstzahl an Orden, Ehrenzeichen und Anerkennungen in den Armee-Tagesbefehlen vorweisen kann. Hundertfünfundvierzig Mann dieses Jägerbataillons bewaffnen sich, um auf Paris zu marschieren, 98 Jäger desertieren und fahren in ihre Heimat, wo man sie später durch die Gendarmerie und Ortspolizei ermitteln läßt.

Noch schlimmer steht's mit dem 60. Jägerbataillon, das ebenso als ausgezeichnete Elitetruppe gilt. Hier desertieren 75 Mann, während 300 Jäger den bewaffneten Marsch ins Hinterland antreten und ihren Offizieren den Gehorsam verweigern.

Auch beim 61. Jägerbataillon sieht es traurig aus. Hier desertieren zwar nur 25 Mann, aber 250 Jäger erklären sich mit den andern Meuterern solidarisch, bewaffnen sich und setzen sich in Marsch zu den Sammelpunkten. Ein solcher Punkt befindet

ſich in der Bannmeile von Soiſſons. Regellos, ohne eigentliche Führung, begeben ſich die Meuterer dorthin, marſchieren durch die Dörfer, Weiler und Truppenunterkünfte. Sie tragen rote Fahnen voraus, ſchwenken das Tuch aufreizend über den Köpfen und ſchreien:

„Nieder mit dem Krieg, es lebe der Friede um jeden Preis! Nieder mit dem Blutſäufer Nivelle! Nieder mit dem Bluthund und Schlächter Mangin!“

Auf die Truppe wirkt beſonders niederſchmetternd und aufreizend die Bekanntmachung, daß die Regierung dem verabſchiedeten General Mangin das Großkreuz der Ehrenlegion verliehen hat.

„Eine Krawatte aus dem Blut ſeiner Soldaten hat man ihm gegeben, dieſem Menſchenſchlächter,“ ſchreien die Poilus und meinen damit das breite blutrote Band zum hohen Orden der Ehrenlegion. Dieſe Ordensverleihung iſt neue Nahrung für die Meuterei.

Der 1. Juni iſt der ſchlimmſte Tag für die franzöſiſche Armee, ein ſchwarzer Tag für ganz Frankreich. Man ſieht alte Offiziere weinend und bittend ihre Poilus beſchwören und ſie zum Gehorſam ermahnen. Vergebens. Nirgendwo gelingt es, ſelbſt den angeſehenſten Regimentskommandeuren nicht, die Truppe wieder in Ordnung zu bringen. Durcheinandergewürfelt treffen ſich zahlreiche Soldaten am frühen Morgen des 2. Juni in Soiſſons. Dieſe Stadt, ein beliebter Etappenort, hat für die Truppe

eine gewiſſe Anziehungskraft. Hier iſt man wieder unter Ziviliſten, hier ſtehen die Urlauberzüge. Hier gibt's Verpflegung und Wein. Beſonders der Wein iſt billig. Und wer kein Geld hat, nun, der braucht auch keins. Drüben ſtehen ja die langen Weinzüge mit den Rieſenfäſſern.

Eingeſchlagen die Faßdauben! Das dunkelrote Naß ſtrömt duftend in dickem Strahl über die Geleiſe, ſammelt ſich in Pfützen zwiſchen öligem Bahnſchotter. Und die Soldaten trinken, trinken — — —

Infanteriſten, Kavalleriſten, Kanoniere, Pioniere und Angehörige der Hilfswaffen treffen ſich in dieſer Etappenſtadt Soiſſons. Es wird viel geredet, viel gegrölt und beſonders viel getrunken. Die Poilus ſind gereizt. Wer es wagt, ſich ihnen entgegenzuſtellen, wird niedergeſchlagen, niedergetrampelt. Ein Stabsarzt wird durch Meſſerſtiche verletzt. Es bilden ſich lange Züge, nach dem Muſter der regelloſen ruſſiſchen Maſſendemonſtrationen, ohne Ordnung, die ganze Straße ausfüllend.

Von einer Häuſerfront zur andern ſetzt ſich die Welle der Demonſtranten in Bewegung. Rote Fahnen flattern über den Stahlhelmen und den ſpitzen Quartiermützen. Einzelne Gewehrſchüſſe durchpeitſchen die Luft. Die Maſſe ſtutzt einen Augenblick und horcht hin. Aber das klingt anders, das iſt kein Abwehrfeuer, das ſind weiter nichts als Freudenſchüſſe. Gut, ſo wird man wieder ſchießen.

Hundert, tauſend Gewehre heben ſich und ſchießen in die Luft. Und da heißt es plötzlich:

„Achtung! Da vorne iſt eine Barrikade! — Achtung, Maſchinengewehre an die Front!“ Wenige Sekunden ſpäter ſind leichte Maſchinengewehre da, gehen in Stellung, mitten auf der Straße vor dem haltenden Haufen der Meuterer. Und dann knattern die Geſchoßgarben hinüber, peitſchen die Straße entlang, fahren in das Hindernis drüben, in die vermeintliche Barrikade. Aber es iſt keine Barrikade, ſondern ein zufälliges Hindernis, gebildet aus den Fahrzeugen einer ausgeplünderten Proviantkolonne. Man hat die leeren Wagen einfach umgeworfen, um ihren Inhalt auf die Straße kippen und ihn ſomit den hungrigen Poilus beſſer darbieten zu können. Kein Menſch wird bei dieſem Schießen verletzt. Aber das Peitſchen der Schüſſe dringt bis ins Herz Frankreichs. Und in Paris bittet der Kriegsminiſter Painlevé die einflußreichſten Parlamentarier aller Parteien zu einer Ausſprache über die furchtbaren Dinge, die ſich an der Front und dicht hinter der Front abſpielen. Ja, vorläufig noch iſt das alles da oben unweit, von der Feuerlinie, faſt ſagenhaft fern, aber bald, vielleicht ſchon morgen, wer weiß, werden die Maſchinengewehre der Meuterer in Paris bellen, und dann — — —?

Die republikaniſche Garde, eine unbedingt ſichere und zuverläſſige Truppe, feſt in der Hand der Regierung, wird alarmiert und nach vorne geſchickt. In Eile beordert man noch ſtarke Kavallerieabteilungen herbei. Es ſind in der Hauptſache altgediente Leute und Unteroffiziere, die man bewaffnet

und gegen die Meuterer einsetzt. In erster Linie soll in der Etappenstadt Soissons für Ordnung gesorgt werden.

Im Laufe des Nachmittags werden die eiligst herbeigeführten Kavallerieabteilungen in der Nähe von Soissons ausgeladen und sofort zur Säuberung der Stadt eingesetzt. Sie finden aber kein Betätigungsfeld mehr, denn die Meuterer haben inzwischen die Stadt verlassen und sich kreuz und quer über die ganze Gegend verstreut. Ihnen hat die starke Führerhand gefehlt. Niemand war da, der sie zusammenhalten konnte. Und zudem hatte es zuviel Wein gegeben.

Nachdem sie sich heiser geschrien und müde gegrölt hatten, waren sie gegen Süden abmarschiert. Nur 700 Mann vom Infanterieregiment 298 sind zusammengeblieben und haben geschlossen den Marsch auf Paris angetreten. Aber vor ihnen türmt sich bald ein unüberwindbares Hindernis. Die Regierung wirft ihre zuverlässige Republik-Garde in die Waagschale.

Es will Abend werden und die 700 Poilus sind müde. Ihre Quartiermacher werden vorausgeschickt, einen Lagerplatz zu ermitteln. Ein dichter Wald in der Nähe von Missy-au-Bois wird zum Biwakieren gewählt. Das Gros rückt nach. Die Zelte werden aufgeschlagen. Diese Meuterer haben Soldatenräte nach russischem Muster gewählt. Aus Angst vor Überraschungen befehlen die Anführer das Aufstellen

von Feldwachen und Posten. Dann legt sich die Truppe todmüde zur Ruhe hin.

Dauert aber nicht lange, diese Ruhe, denn die regierungstreue Kavallerie hat das Lager der Meuterer inzwischen ausfindig gemacht und umzingelt. Nun erklingen Claironsignale, und eine kräftige Stimme ruft weithinschallend in den Wald:

„Ihr seid umzingelt. Verhaltet euch ruhig bis zum Morgengrauen. Wer versucht, zu fliehen, wird niedergeschossen. Maschinengewehre halten den Waldrand besetzt."

Drüben sind die Meuterer etwas ernüchtert, aber sie erheben sich nicht. Noch trotzen sie, schreien den Kavallerieabteilungen Warnungen zu und erklären:

„Wer sich unseren Zelten nähert, wird niedergeschossen."

Sie hoffen auf die Mitwirkung ihrer Freunde und Brüder, denn sie wissen ja, daß alles, daß die ganze französische Armee von dieser Meuterei ergriffen ist. In einem, in zwei Tagen wird es keine Front mehr geben, da oben am Damenweg, und die Armee wird sich einmal dieses verfluchte Paris und sein schlappes Parlament aufs Korn nehmen.

Der Tag bricht an. Die 700 Meuterer im Wald halten noch immer. Ihre Lebensmittel sind aufgezehrt. Inzwischen haben die Schwadronen Schützengräben und Löcher ausgeworfen und den Wald in Belagerungszustand versetzt. Einige Infanteristen, die versuchen, die Sperrzone bewaffnet zu verlassen, werden durch wohlgezielte Schüsse niedergestreckt.

Noch vier Tage und vier Nächte ſoll die Belagerung dauern, und dann werden die ausgehungerten Meuterer zurückkehren. Man wird ſie, zwiſchen zwei Reihen Kavallerie, waffenlos zurückführen nach Soiſſons. Und ſie müſſen dort auf einem Kaſernenhof ſtehen, und ihre Offiziere werden dort durch die Reihen gehen, ihre Männer einzeln anſehen und werden ſagen:

„Sie und Sie und Sie, vortreten! Auch Sie und Sie, treten Sie vor — — —!"

Und die Männer werden vor den Reihen ſtehen und dann abgeführt werden, und niemals wird einer ihrer Kameraden ſie wieder erblicken. Die Kriegsgerichte arbeiten raſch und hart.

Inzwiſchen aber iſt der 2. Juni angebrochen. Und an dieſem Tag muß Kriegsminiſter Painlevé den zur geheimen Ratsſitzung verſammelten Parlamentariern mit furchtbarer Offenheit erklären:

„Meine Herren! In dieſem Augenblick erleben wir Stunden, die genau ſo ernſt ſind wie jene, die wir am 4. Auguſt 1914 gekannt haben. Damals haben wir die ſchweren Stunden überwunden, weil die Moral der Nation unangetaſtet war. Werden wir diesmal die Kriſe überwinden? Keine Schönfärberei kann uns über die Furchtbarkeit des Augenblicks hinwegtäuſchen, denn jetzt, in der Stunde, da ich vor ihnen ſtehe, gibt es auf der Front zwiſchen Reims und Soiſſons keine zwei Diviſionen mehr, auf die ſich Frankreich verlaſſen könnte, ſollte es den Deutſchen einfallen, jetzt anzugreifen. Wenn Hinden-

burg von dieſer Meuterei erfährt und jetzt, in dieſem Augenblick, marſchieren läßt, dann, meine Herren, dann iſt Frankreich verloren, dann iſt der Krieg beendet — — —"

Durch die Verſammlung geht ein Raunen des Entſetzens. Es wird aber ſofort wieder eiſig ſtill, als der Kriegsminiſter fortfährt:

„Tag um Tag, Stunde um Stunde, Nacht für Nacht haben wir bei der Regierung gemeinſam mit den Armeeführern nur für die Armee gelebt, nur für die Armee geatmet. Und deshalb empfinden wir ſie doppelt grauſam, dieſe furchtbare Meuterei. Geſtern noch haben wir mit Bangen in der Seele die friſchen Diviſionen gezählt, die zwiſchen Reims und Soiſſons geſtaffelt liegen und unter Umſtänden den Marſch der Meuterer auf unſere Hauptſtadt, auf das Herz Frankreichs aufhalten könnten. Wir haben die Moral der hier liegenden Truppenteile unterſucht und haben — dies bitte ich aber mit der größten Verſchwiegenheit behandeln zu wollen — nur eine, nur eine einzige Diviſion gefunden, die bereit wäre, den Zuſammenbruch nicht mitzumachen und zu ſtehen. Vorne an der Front, eine höchſtens zwei Diviſionen, und hier, in der Etappe, als Deckung für Paris, noch eine Diviſion, das ſind, meine Herren, zwei bis drei Diviſionen, auf die Frankreich ſich heute noch verlaſſen kann. Ich betone mit Abſicht: heute; wer weiß, was morgen ſein wird, wer weiß, was in einer Stunde iſt! Wer weiß, was in dieſem Augenblick geſchieht — — —!?"

Der Kriegsminister hat recht, so zu sprechen, denn just in diesem Augenblick ereignet sich ein neuer großer Fall von Meuterei. Das Infanterieregiment 310 soll antreten, sein Ruhequartier in Coeuvres verlassen und einige Kilometer weiter nördlich in die Nähe der Front marschieren, um als Eingreiftruppe in Bucy-le-Long das Ruhequartier zu beziehen. Bis jetzt scheint das Regiment noch sicher und anständig. Die Befehle der Offiziere hatte man bisher ausgeführt. Am 30. Mai und am 1. Juni hatten größere Abteilungen Meuterer die Ortschaft Coeuvres durchquert, auf dem Marsch gen Paris. Diese rückmarschierenden Truppen hatten rote Fahnen getragen und die Internationale gegrölt. Sogar Offiziere hatte man zwischen den Meuterern gesehen.

Dieses schlechte Beispiel trägt nun seine verhängnisvollen Früchte. Das Regiment 310 weigert sich, Coeuvres zu verlassen. Die Kompanien setzen die Gewehre zusammen, schnallen ab, legen die Tornister nieder und organisieren Massenversammlungen unter freiem Himmel. Vergebens mahnen die Offiziere. Man hört nicht auf sie. Der Regimentskommandeur, der besonders volkstümliche Oberst Dussange, mischt sich unter seine Poilus, spricht ruhig mit ihnen. Er mahnt sie zur Vernunft. Nein, sie wollen keine Vernunft annehmen. Sie haben den Weg des Ungehorsams beschritten und wollen weiter auf dem Abstieg bleiben.

Um 15 Uhr marschiert das Regiment ab gegen

Süden, Richtung Paris. Den Meuterern ist inzwischen zu Ohren gekommen, daß mehrere aufrührerische Regimenter im Wald von Compiègne auf sie warten. Also los, auf der Nationalstraße, die über Villers—Cotterets führt. Oberst Dussange versucht ein letztes Mal, seine Männer zu halten. Er stellt sich an den Südausgang des Dorfes. Er breitet die Arme aus, um symbolisch den Weg zu versperren. Mit weithinschallender Stimme ruft er:

„Männer, Franzosen, Soldaten, werdet vernünftig, kehrt um, haltet ein! Ihr schreitet auf der Straße des Verderbens und der Vernichtung für Frankreich, ihr habt den Weg der Auflösung eingeschlagen. Soldaten, haltet und macht kehrt! Hört auf eueren alten Oberst!"

Sie aber gehen weiter mit verbissenen Gesichtern. Jetzt sind sie bei ihrem Regimentskommandeur. Werden sie ihn wegstoßen, werden sie ihn überrennen? Nein, die Gruppenkolonne öffnet sich, und je zwei Rotten marschieren links und rechts am hohen Vorgesetzten vorbei, der, wie zur Bildsäule erstarrt, mit ausgebreiteten Armen dasteht, Tränen in den Augen. Er spricht nicht mehr. Jedes Wort ist überflüssig und sinnlos angesichts dieses Zerstörungswillens. Aber man achtet diesen großen und echten Schmerz eines alten Soldaten, vor dessen Augen alle Ideale ganz plötzlich und ganz brutal zusammenbrechen. Einige Soldaten führen grüßend die Hand an den Stahlhelm. Ihrem Regimentskommandeur

leiſten ſie noch die Ehrenbezeugung. Und dennoch marſchieren ſie weiter, den Weg der Meuterei.

Der alte Oberſt ſieht ſie vorbeiziehen, alle Kompanien. Er hört ihre Schritte in der Ferne verklingen. Eine dichte Staubwolke ſchwebt über der Straße nach Süden. Und erſt jetzt, da ſie außer Sichtweite ſind, beginnen die Meuterer ihr Lied des Aufruhrs, ſingen die Internationale. Solange der Oberſt ihnen nahe war, hielten ſie Diſziplin. Die Gegenwart des gerechten und vertrauten Vorgeſetzten hatte bisher genügt, dies letzte trotzige Bekenntnis zur Diſziplinloſigkeit zu unterdrücken.

Während das Infanterieregiment 310 von Coeuvres nach Süden marſchiert, trifft die eiligſt herbeigerufene Feldgendarmerie ihre Gegenmaßnahmen, um die Meuterer irgendwo abzufangen, die Kompanien einzeln zu zerſtreuen, irrezuleiten und ſie ſpäter in kleineren Abteilungen zu entwaffnen. Durch geſchicktes Arbeiten hat der militäriſche Geheimdienſt rechtzeitig von dem Marſchplan des Regiments Kenntnis bekommen. Schon ſind zuverläſſige Offiziere und Unteroffiziere in der Uniform einfacher Poilus unterwegs, um an wichtigen Punkten der Marſchſtraße einzelne Kompanien abzufangen und abzuzweigen. Dieſer Plan ſoll auch gelingen, denn dieſe angeblichen Vertrauensleute wiſſen da von guten Unterkünften und von Lebensmitteldepots, die man plündern kann. Plündern iſt das magiſche Wort für die Rebellen.

Angesichts der Ereignisse dieses Tages setzt General Franchet d' Esperey die Feldgerichte mit kürzester Wirkungsfrist ein. Nach seiner neuen Armee-Verordnung sollen zwischen Festnahme der Meuterer und Urteilsvollstreckung nicht mehr als 24 Stunden vergehen. Man will rasch und gründlich der Unruhe Herr werden.

Höchste Zeit für die französische Armee, daß nun energisch durchgegriffen wird, denn in Massen tauchen nun Flugblätter auf. Es ist alles genau so wie im Frühjahr drüben hinter der russischen Front. Anscheinend sind hier die gleichen Kräfte der Zerstörung am Werk. Die Flugblätter enthalten nur kurze und wenige Sätze und stellen Behauptungen auf, die sich jedem, auch dem einfachsten Poilu, einprägen. Da heißt es:

„Es ist nicht wahr, daß Elsaß-Lothringen von Deutschland unterdrückt wird. Die Elsässer wollen gar nicht zu Frankreich. Unsere Regierung führt einen Annexionskrieg, möchte nicht nur Elsaß-Lothringen wiederhaben, sondern auch das Saargebiet und das linke Rheinufer. Der Poilu muß bluten, weil England den deutschen Konkurrenten auf dem Weltmarkt verdrängen will."

Ein anderes Flugblatt enthält die Rede Poincarés, gehalten im Jahre 1915 vor dem Alliierten Kriegsrat. Darin heißt es unter anderem:

„Nicht nur Elsaß-Lothringen muß an Frankreich zurückfallen, sondern seine Grenzen müssen die des ehemaligen Herzogtums Lothringen sein. Die Gren-

zen dieſes Herzogtums wird Frankreich nach ſeinem Gutdünken bezeichnen, und zwar ſo, daß die ſtrategiſchen Forderungen und wirtſchaftlichen Möglichkeiten dieſes Territoriums beachtet bleiben. Natürlich muß das Saarbecken und überhaupt das ganze Saartal wieder an Frankreich zurückfallen. Das linke Rheinufer muß unter allen Umſtänden von Deutſchland getrennt werden und einen Pufferſtaat bilden. Deutſchland darf in dieſem Staat weder politiſche noch wirtſchaftliche Intereſſen mehr haben."

Welche Möglichkeiten für die Rädelsführer der Meuterer! Hier zeigt ſich deutlich die Angriffspolitik der franzöſiſchen Machthaber, während man dem Poilu immer das Vaterland als brutal und ſchmachvoll angegriffen und als höchſt gefährdet bezeichnet hat.

Inzwiſchen iſt es den Feldgendarmen und den Vertrauensleuten gelungen, die Aufrührer in kleinere Abteilungen zu zerſtreuen. Nur noch geringe bewaffnete Haufen ſind's, die ſich regellos und ohne Zuſammenhang untereinander dem Wald von Compiègne nähern. Und da ſtellen ſich ihnen Feldgendarmen entgegen, fordern zur Übergabe auf. An vielen Stellen zeitigt dieſe Aufforderung raſchen Erfolg. Aber unweit von Soiſſons werden mehrere Beamte angegriffen und entwaffnet. Man haßt ſie, die Feldgendarmen. Man bezeichnet ſie als „Urlaubsſcheinſchnüffler" und „Etappenhengſte". Man beſchimpft ſie als „Drückeberger" und „Menſchen-

ſchinder". Und nun ſind drei von ihnen in der Gewalt der Meuterer.

Gewehrreinigungsſtricke werden zuſammengeknüpft, den bedauernswerten Feldgendarmen um den Hals gebunden. Und dann geſchieht das, was im Dreißigjährigen Krieg oft genug geſchah: Die unbeliebten Aufpaſſer baumeln entſeelt über dem Straßenrand und unter wiegenden Äſten. Die Meuterer aber ziehen weiter, blutrünſtig grölend, zu allem fähig.

Die Beſtie Menſch iſt erwacht.

Irgendwo haben ſie einen Zug angehalten, geſtürmt und beſtiegen. Mit vorgehaltener Waffe zwingen ſie den Zugführer, mit Volldampf loszufahren, Richtung Paris. Sie wollen in einigen Stunden dort ſein und das Parlament aus den Betten holen. Der 3. Juni ſoll die Revolution in der Hauptſtadt ſehen. Aber raſch herbeigerufene Kavallerie riegelt die Bahnlinie ab.

Der Zug wird angehalten. Maſchinengewehrfeuer peitſcht über die Wagen hinweg. Die Meuterer ſind gleich wieder nüchtern und kommen heraus, ſtellen ſich mit hochgehobenen Händen auf, ſo wie es gefordert wird, unten am Bahndamm, werden abgeführt, ihrem ungewiſſen Schickſal entgegen. Man wird mit ihnen nicht ſanft verfahren, gewiß nicht.

Die zuverläſſige Republikaniſche Garde, dieſe Elitetruppe aus altgedienten Unteroffizieren, im Verein mit der Feldgendarmerie und einigen Kavallerieabteilungen, packt überall energiſch zu. Aber

wer weiß, ob dies Zupacken genügen wird. Werden die Meuterer nicht alles überspülen und vernichten? Überhaupt, wie steht's mit der vordersten Linie? Was machen die Besatzungen der Schützengräben um diese Stunde?

Wenn die Deutschen jetzt angreifen ...

Die Frontlinien halten noch. Auch zu ihnen ist die Nachricht von großen Meutereien hinter der Front gedrungen. Es mag noch so schlimm kommen, aber da ist eine alte Anhänglichkeit, verbunden mit einem letzten Pflichtgefühl, verankert in der Tiefe des Herzens. Sie wissen, diese Fronttruppenteile, daß ihre Kameraden im Hinterland sie nicht mehr ablösen wollen. Statt nach vorne zu kommen, rücken die Ablösungen meuternd ins Hinterland. Der Grabensoldat bleibt wieder einmal verlassen und auf sich allein angewiesen, wie schon so oft. Es ist das Schicksal des Grabenkämpfers, immer allein zu sein und als Unbekannter seine Pflicht tun zu müssen. Die Frontbataillone halten noch ihre Stellungen, aber auch hier, von Schützengraben zu Schützengraben, von Unterstand zu Unterstand, von Vorposten zu Vorposten, wandern die Flugblätter und erreichen ihre Wirkung. Die Kraft der Grabenbesatzungen wird immer mehr unterhöhlt. Und wenn der Feind jetzt angreift — — —

Ja, was dann? Was wird sein, wenn der Feind

angreift? Warum greift der Feind jetzt nicht an? Weiß er nichts von dieſen Unruhen, weiß er tatſächlich noch nichts von der großen Müdigkeit im franzöſiſchen Heer? Es könnte doch ſein, daß der Feind zufällig, rein zufällig — — —

Wird ihn der Poilu dann durchlaſſen? Wird der Grabenpoſten mit gekreuzten Armen daſtehen? Theoretiſch wird er es ſicher tun, ganz beſtimmt wird er es tun, wenn er die revolutionäre Parole des Hinterlandes und der Etappe richtig verſtanden hat.

Und da wird die bereits ſchwer erſchütterte Front auf eine erſte Probe geſtellt.

Der 78. Reſervedivision, der ich damals angehörte, bleibt es vorbehalten, dieſe geſchichtliche Probe zu machen.

Ohne etwas von Meuterei, von Unruhe oder Müdigkeit im franzöſiſchen Heer zu wiſſen, greifen zwei Kompanien des unſerer Diviſion angehörenden Infanterieregiments 260 die franzöſiſchen Stellungen bei Vauxaillon an. Zuſammen mit einem Stoßtrupp des Sturmbataillons 7 und zwei Kompanien des Infanterieregiments 53, brechen die 260er in der Morgenfrühe des 1. Juni aus ihren Gräben und ſtoßen eine Teilbreſche in die franzöſiſchen Linien. Es ſind zuſammen noch keine tauſend Feldgraue, die da angreifen. Und doch zeitigt ihr Vorgehen einen ungeahnten Erfolg, denn mehr als tauſend Meter der franzöſiſchen Stellung rollen ſie auf.

Dies geſchieht am 1. Juni, wohlgemerkt zu einer Zeit, da die franzöſiſche Fronttruppe noch nicht voll

und ganz durchfeucht ist. Selbst die gefangenen Franzosen, drei Offiziere und 178 Mann, halten dicht und erwähnen nichts von der Müdigkeit ihrer Kameraden, von den Unruhen und den Meutereien im Heer. Der Poilu der vordersten Linie ist wieder Soldat geworden und hat sich noch einmal besonnen im Augenblick, da ihn der Gegner anstürmte.

Deutscher Heeresbericht
Großes Hauptquartier, 2. Juni 1917
Heeresgruppe Deutscher Kronprinz.

Bei Allemant, nordöstlich von Soissons, führte ein hannoversches und ein westfälisches Regiment, wirksam unterstützt durch Teile einer bewährten Sturmtruppe, Artillerie, Minenwerfer und Flieger, einen Angriff mit vollem Erfolge durch. In überraschendem Ansturm wurde die französische Stellung in etwa 1000 Meter Ausdehnung genommen und gegen wiederholte Gegenangriffe gehalten. 3 Offiziere und 178 Mann sind gefangen, zahlreiche Maschinengewehre und Minenwerfer erbeutet worden.

Der Poilu wehrt sich, wenn er angegriffen wird. Aber nun, am 2. Juni, wirkt sich der Schwarze Tag der Armee auch schon in der vordersten Linie aus und der Deutsche Heeresbericht kann melden:

Heeresgruppe Deutscher Kronprinz.

Die Gefechtstätigkeit längs der Aisne und in der Champagne war im allgemeinen gering.

Immer noch ohne Kenntnis von den Unruhen und Meutereien beim Gegner, brechen am 3. Juni deutſche Stoßtrupps der 15. und 41. Infanteriedivision gegen den Winterberg bei Craonne in das gegneriſche Stellungsſyſtem ein. Aber diesmal haben die Deutſchen den wundeſten Punkt der ganzen Front berührt. Craonne war die Fahne des Widerſtandes und das Fanal des Angriffs auf der geſamten Front des Damenweges. Und dieſes Craonne iſt nun in Gefahr, wieder an den Fiend verlorenzugehen. Die deutſchen Stoßtruppen wollten eigentlich nur eine geringe Frontverbeſſerung. Aber ſiehe, ſie ſtoßen hier ins Leere.

Der Poilu ſteht nicht mehr.

Überraſchend ſchnell und leicht dringen die Deutſchen durch. Eine ganze franzöſiſche Diviſion gerät ins Wanken. Das iſt das Unternehmen, das der Anfang des Durchbruchs ſein könnte. Hier winkt der Sieg, der müheloſe Vormarſch an die Marne, das immer noch lockende Ziel ſeit 1914.

Eine Panik droht beim Gegner auszubrechen, eine furchtbare Panik, wie damals, am blutigen 16. April auf der Hochfläche rechts und links der Hurtebiſe-Ferme. Man hört ſchon Schreie von Schulterwehr zu Schulterwehr:

„Die Boches haben unſere Front eingekeilt und durchſtoßen. Und hinten meutern ſie, hinter uns gibt es keine Linie, keinen Widerſtand mehr. Kameraden, wir ſind verloren!“

Sie ſchreien es, und wiſſen nicht, daß die Deut-

ſchen, dieſe tragiſchen Deutſchen, den Augenblick gar nicht erkannt haben. Nicht einmal ein Regiment, nein, nur ſchwache Stoßabteilungen haben ſie eingeſetzt. Und das Ziel iſt keineswegs der Vormarſch, ſondern nur ein ganz kleines vorſpringendes Grabenſtück, das ausgebügelt werden muß. Die Deutſchen werden ſich mit dem Erreichten zufriedengeben. Ach, ſie ahnen nicht, dieſe tapferen Feldgrauen, daß ſie nun den Sieg Deutſchlands und den Niedergang Frankreichs auf den Spitzen ihrer wenigen Bajonette tragen. Sie ſelbſt verhindern die Panik, indem ſie nicht weiter vordringen, nicht über das erreichte und vor dem Sturm vereinbarte Ziel hinwegſchreiten, obwohl ihnen das weit und breite Hinterland offenſteht. — —

Deutſche Tragik!

Hinten aber, bei den franzöſiſchen Stäben, gerät alles in Aufruhr. Der gefürchtete und erwartete deutſche Angriff, der groß angelegte Durchbruch iſt da. Man hält es für unmöglich, daß die Deutſchen noch nichts von den Meutereien und von der Müdigkeit im franzöſiſchen Heer wiſſen. Natürlich, da vorne der Vorſtoß auf Craonne und am Winterberg iſt der Auftakt zur Offenſive.

Dicht hinter Craonne liegt die 70. franzöſiſche Diviſion in Ruhe. Es iſt eine Elitetruppe, beſtehend aus Soldaten der öſtlichen Grenzbezirke. Der General begibt ſich perſönlich mit ſeinem Stab in die Quartiere. Er möchte jeden einzelnen Poilu umarmen, jeden einzelnen anflehen, jetzt Frankreich nicht im Stich

zu laſſen, angeſichts des beginnenden deutſchen Durchbruchsverſuchs. Er nimmt ihnen das Verſprechen ab, noch einmal die Pflicht, die ganz große Pflicht zu erfüllen. Laſtwagen rollen an, geſteuert von Offizieren und bewährten Unteroffizieren. Den erſten Laſtwagen beſteigt der General mit ſeinem Stabe. Er will zuſammen mit ſeinen Offizieren an der Spitze ſeiner Truppe kämpfen, im Graben ſtehen oben auf der Hochfläche von Craonne. Er will ſtehen, oder ſterben. Und ſein Beiſpiel zündet. Denn die Poilus folgen ihm ſtumm und ergeben und in ihren Augen lodert wilder Trotz. Sie ſehen ſich ſchon als Opfer, als ſinnloſes, unerhörtes Opfer. Aber dennoch, ſie gehen nach vorne und ſind entſchloſſen, zu kämpfen. Ein ſchneidiger, opferbereiter Führer hat hier, im Augenblick höchſter Not, das Schickſal der Schlacht gewendet.

Und dann ſind die Regimenter in der Feuerzone, und der Kampf beginnt. Das vermeintliche Loch wird geſchloſſen, wird zugedeckt mit lebendigen Leibern, die zum Gegenſtoß ſchreiten. Die Lücke iſt geſchloſſen. Und der deutſche Heeresbericht kann erbitterte Nahkämpfe melden und kann weiter hinzufügen:

„Am Weſthang des Winterberges in unſere Stellungen einbezogene franzöſiſche Gräben wurden gegen ſtarke Angriffe gehalten.“

Gleichzeitig gibt der deutſche Heeresbericht unumwunden zu, daß es ſich hierbei nur um einen Erkundungsſtoß gehandelt hat. Nein, die Deutſchen

haben die Meuterei wirklich nicht erkannt. Die Sorge der franzöſiſchen Generäle war verfrüht.

Erſt nach Wochen und Monaten ſoll das Große Hauptquartier bei uns erfahren, daß in jener Stunde die Meuterei genau 45 franzöſiſche Diviſionen erfaßt hat. Das heißt: 75 Infanterieregimenter, 22 Jägerbataillone, 12 Artillerieregimenter, 2 Kolonialregimenter und 1 Dragonerregiment.

Über die Hetze der franzöſiſchen Defaitiſten, über die Wühlerei der ruſſiſchen Agenten, von der Arbeit der Drückeberger und Deſerteure hinter der Front wird man erſt nach Jahren, lange nach dem Krieg, bei Öffnung der Archive und bei Sammlung von Berichten, furchtbare Einzelheiten und bittere Wahrheiten erfahren.

Sieg der Pflicht — deutſche Tragik

Die Tage vergehen langſam und voller Spannung. Jede Stunde kann den gefürchteten wirklichen deutſchen Vorſtoß bringen. Der Oberkommandierende, General Pétain, hat ſich auf Inſpektionsreiſe begeben. Er beſucht jede Diviſion, jedes Regiment, jeden Poilu im Reſerve- oder Ruhequartier. Er ſpricht mit den Soldaten, er koſtet ihr Eſſen, er trinkt ihren Pinard, er hört ihre Verbitterung und vernimmt ihre Klagen. Er läßt mit ſich reden, der Oberkommandierende, General Pétain. Gewiß, auch er kann der Truppe keinen ſofortigen Frieden

verſprechen. Aber dieſe ſinnloſe Niedermetzelei, die erfolgloſen Angriffe um unmögliche, ferne Ziele, die wird er unterbinden, das verſpricht er ihnen.

Seine Schläfen ſind weiß, er hat etwas Gutmütiges an ſich, dieſer Oberkommandierende. Seine Haltung iſt väterlich. Die Soldaten hören auf ihn. Es tut ja ſo gut, einmal als Menſch behandelt zu werden.

Die Truppe bekommt wirkliche Ruhezeit — nicht Tage nur, ausgefüllt mit ſinnloſem Gamaſchendienſt. Der Poilu liebt das Exerzieren nicht. Seine Einſtellung iſt eine andere als die des Feldgrauen da drüben. In einem ſauberen Gewehrgriff ſieht er keineswegs den Ausdruck ſeiner Soldatentugenden. Das wird ihm nie beizubringen ſein. Während ſich der Feldgraue über ſeine eigene ſtramme Haltung freut und ſie durch Exaktheit in Uniform und Waffen erhöht, läßt ſich der Poilu gehen und macht es ſich bequem. Er will ganz wie zu Hauſe leben in ſeinem beſcheidenen Ruhequartier.

Gut, General Pétain kommt dieſem Wunſche entgegen. Es iſt kein weiches Nachgeben, es iſt mehr väterliche Sorgfalt, entſprungen aus der tiefen Kenntnis der Soldatenſeele. Nichts wird verſprochen, aber es wird gegeben, was man nur eben geben kann.

Dieſe Rundreiſe des Oberkommandierenden von einem Quartier zum andern zeitigt baldigen und gründlichen Erfolg. Langſam will die Meuterei abbrechen. Sie macht wenigſtens keinen Fortſchritt mehr. Sie bleibt auf ihren Herd beſchränkt. Die

ſchweren und ſchwarzen Tage wollen ſchon vorübergehen, da zieht ein neues Ungewitter am Himmel empor: Die Ruſſen meutern.

Die vor Monaten von Rußland auf den weſtlichen Kriegsſchauplatz geſchickten Regimenter des Zaren ſind gleichfalls müde. Mit welchen Hoffnungen und mit welcher Begeiſterung hatte man ſie damals aufgenommen, bei ihrer Landung in Marſeille, dieſe Ruſſen! Das männerarm gewordene Frankreich hatte ſie mit offenen Armen empfangen. Und nun meutern ſie.

Nach den Kämpfen am Brimont ſind von den ſtolzen Regimentern noch rund 5000 ruſſiſche Soldaten übriggeblieben. Die andern liegen in Lazaretten oder ruhen drüben vermodernd im Trichterfeld, unter den Mündungen der deutſchen Maſchinengewehre. Dieſe fünftauſend Ruſſen hat man weit ins Hinterland geſchafft, ins Lager Curtine bei Châlons an der Marne. Aber auch dorthin iſt der Ruf der Meuterer gedrungen. Bei dieſen Ruſſen werden ſie mehr Glück haben, ſo hoffen die Drahtzieher. Und ſiehe, es ſcheint, als ſollte hier der Aufruhr ſeine größten Blüten treiben, wenn auch etwas verſpätet. Denn am 9. Juni bekennt ſich die ruſſiſche Hilfsbrigade offen zur Meuterei und zur Revolution. Ein Flugblatt wird verteilt. Es iſt hektographiert und wird in Maſſen unter die Soldaten geworfen. Darin heißt es:

„Soldaten Rußlands! Ihr ſeid nach Frankreich

verkauft worden als Gegenleiſtung für franzöſiſche Munitionslieferungen. Wollt ihr es euch gefallen laſſen, als Sachwert behandelt zu werden? Wir wollen den Frieden genau wie das ruſſiſche Volk. Nieder mit der franzöſiſchen Bourgeoiſie, die in der Fortſetzung des Krieges ein Geſchäft ſieht. Weigert euch, nochmals an die Front zu gehen, um euch für Frankreich niederſchießen zu laſſen."

Es wird gehetzt, es wird gerufen. Mehr braucht es nicht. Die Kompanien treten zuſammen und wählen Soldatenräte. Ein Revolutionstribunal bildet ſich, um Gericht über unbeliebte Offiziere zu halten. Den meiſten Offizieren gelingt noch die raſche Flucht aus dem Lager. Währenddeſſen verteilen ſich ruſſiſche Kompanien in der Gegend. Sie durchſtreifen plündernd die Dörfer und Lager der franzöſiſchen Truppen und hetzen auch hier zum Aufruhr. Die Internationale wird gebrüllt. Eine Verbrüderung ſcheint unausbleiblich. Erneut gewinnt die Meuterei Oberhand, hinausgetragen auf den Schultern der toll gewordenen fünftauſend Ruſſen. Aber diesmal wird man kurzen Prozeß machen und ſo verfahren, wie man drüben in Rußland im Falle einer Meuterei handeln würde, gäbe es dort noch einen allmächtigen Zaren.

Der ruſſiſche Kommandant, der ſich mit knapper Not dem Zugriff der Rebellen entziehen konnte, fordert ſichere franzöſiſche Truppen an. Kavallerieregimenter und Republikaniſche Garde, zuſammen mit Feldgendarmen, rollen herbei. Artillerie fährt

auf. Und dann werden die Ruſſen dreimal aufgefordert, ſich zu ergeben.

Sie antworten übermütig mit Gewehrſalven und Maſchinengewehrfeuer. Und da heulen die Granaten heran und berſten in den Lagergaſſen. Die Geſchoſſe durchfahren die dünnen Gebäude und Baracken, ſäen Tod und Verderben.

Mehrere Stunden lang ſchießen die Batterien, dann flattert an einem Fahnenmaſt ein Bettuch hoch, als Flagge der Übergabe. Die fünftauſend Ruſſen, oder jene, die noch von ihnen übrig ſind, ergeben ſich auf Gnade oder Ungnade.

Sie kommen aus dem Lagertor, mutlos, kleinlaut. Die Kriegsgerichte treten zuſammen. Und dann müſſen die erdbraunen Geſtalten ſich drüben ihr Maſſengrab ſchaufeln.

Eine Stunde ſpäter bläſt der ruſſiſche Horniſt zum Gebet — und dann nach einer Weile, während alles noch barhäuptig ſteht, knattert das Maſchinengewehr des Exekutionskommandos — — —

Die Meuterei der ruſſiſchen Hilfstruppe iſt blutig erſtickt. Die Überlebenden werden entwaffnet und fortan nur noch im Etappendienſt verwandt. Viele treten ſpäter in die Fremdenlegion.

Noch einige Tage flackert der Aufruhr, knurrt die Meuterei in der franzöſiſchen Armee. Aber es wird von Stunde zu Stunde weniger. Die Offiziere haben wieder die Oberhand. Fieberhaft arbeiten die Kriegsgerichte. Gewehre knallen. In vielen Regimentern werden die beſten Soldaten, die tapferſten

Poilus festgenommen und erbarmungslos verurteilt. Warum gerade die Besten? Ein Oberst, Vorsitzender des Kriegsgerichts, gibt hierzu die Antwort:

„Diese Sünde der Meuterei gegen Frankreich in des Vaterlandes höchster Not kann nur mit dem allerbesten und dem kostbarsten Blut gesühnt und abgewaschen werden. Die Besten der Nation müssen bluten, damit das Vaterland weiter leben und weiter kämpfen kann. Der einzelne, noch so wertvolle Mann ist nichts, das Vaterland ist alles."

Endlich, am 13. Juni, können die Armeeführer dem Oberkommandierenden melden, daß überall, bei allen Truppenteilen, Ordnung und Disziplin wieder eingekehrt sind. Es ist ein großer Tag für Frankreichs Armee, aber auch ein Schicksalstag für den weiteren Verlauf des Weltkrieges, denn:

— — in diesem Augenblick nähert sich der französischen Küste ein Kriegsschiff. Viele hohe Offiziere warten am Ufer. Das Schiff schwimmt in den Hafen und wird vertäut. Und über die rasch gelegte Gangway schreitet ein hoch aufgeschossener Mann. Es ist General Pershing, der Oberkommandierende der amerikanischen Truppen.

Die Krankheit der französischen Armee ist überwunden, und die Amerikaner nahen. Ihr Truppenführer hat schon seinen Fuß auf Frankreichs Erde gesetzt, und nach ihm werden die Regimenter kommen, die Divisionen, die Armeekorps und die Armeen. Und über ein Jahr werden es Hunderte, Hundert-

tauſende ſein, dann wird es weit über eine Million ſein mit Waffen, Tanks, Lebensmitteln und Munition ohne Ende — —

Das Material rollt

„Die Amerikaner kommen! Die Amerikaner ſind da! Amerika marſchiert!“ Hoffnungsſchreie hallen durch Frankreich. Jawohl, Amerika marſchiert. Heute iſt's erſt der Oberkommandierende, aber morgen ſchon werden die Quartiermacher kommen. Und ſie werden ganze Landſchaften in Mittel- und Südfrankreich ankaufen, um neue, gewaltige Munitionslager, Truppenlager, Lebensmitteldepots und Exerzierplätze zu errichten. Mag die Ähre ſchon ſchnittreif auf dem Halm ſtehen, einerlei, man wird ſie niederwalzen, in den Boden ſtampfen. Keine Zeit mehr zur Ernte. Denn: ſchon landen die erſten Hunderttauſende Granaten und die erſten Tauſende Kilometer Geleiſe. Alles muß geſtapelt werden. Neue Landſchaften entſtehen. Traktoren durchrattern die Felder. Leben, Leben und Tempo! Die Hauptſache: Tempo! Denn:

Amerika marſchiert!

Amerika wird dieſen ſchläfrig gewordenen Krieg aufrütteln, aufpeitſchen und vernichten.

„Hallo, wo iſt ſie denn, eure verdammte Schießbude, wie?!“

Fremde Männer warten mit ſehnſüchtigen Augen

auf den Tag des Einſatzes. Sie kennen den Krieg noch nicht. Spielerei iſt er noch für ſie.

Rieſenbomber durchbrüllen die Luft mit dem Donner nie gehörter Schwerſtmotoren. Und ſo etwas kann fliegen! Eine fliegende Feſtung! Nein, zehn, hundert, fünfhundert ſolcher fliegender Feſtungen wirft Amerika in die Waagſchale.

Und Deutſchland?

Deutſchland hat nur noch die Tapferkeit ſeiner Söhne. Kein Material mehr. Nur noch die lebendige, pulſende Tapferkeit der Männer.

Männer gegen Material!

Das Antlitz des deutſchen Frontſoldaten wird eiſenhart. Wenn es lacht, dann lacht es grimmig, und doch wiederum jungenhaft — ehrlich, weil man das Leben noch beſitzt. Das Leben iſt ein Falter geworden: Ruht nur noch als Gaſt auf deinem Ich. Eine Bewegung, ein Zufall, ein Nichts, und der Falter entflattert, und nichts holt ihn zurück. Und die Kameraden ſehen den Falter flattern und wiſſen, daß es morgen ein anderer ſein wird, übermorgen du, oder ich, oder er — — Und die Geſichter lachen, weil ſie leben. Von den Toten, von jenen, denen die Falter entflohen, ſpricht man nicht. Heilige Scheu verbietet, davon zu ſprechen.

So formt ſich das Antlitz des deutſchen Soldaten, das ewig gültige, harte, eiſerne, jungenhaft-männliche Antlitz unter dem Stahlhelm, der die wiſſenden Augen beſchattet. Keiner ſpricht vom Orlog; jeder erlebt, erduldet ihn. Kampf iſt dies Leben, Kampf iſt

dein Schickſal. Weil du Deutſcher wurdeſt, weil eine deutſche Mutter dich gebar.

„Es iſt unmöglich, es iſt übermenſchlich, es iſt heldenhaft, was ihr dort littet und wie ihr dort ſtrittet," werden ſie uns in zwanzig, in hundert, in tauſend Jahren ſagen.

Und wir: „Was — — was taten wir? Es mußte doch ſo ſein — —! Es war gut ſo! Alles war gegen uns. Die Menſchen waren gegen uns. Das Schickſal war gegen uns! Das Material war gegen uns, das verdammte Material, weißt du — — es hat uns erdrückt. Und ihre Zahl hat uns erdrückt. Deshalb ſind wir ſo hart geworden, ab 17. Deshalb hat der Krieg ein anderes Geſicht bekommen damals, nach der Landung der Amerikaner. Frankreich warf eine Welt in die Waagſchale. Und wir — — wir hatten nur unſre Stirn, unſre Bruſt, unſre Pflicht!"

Amerika marſchiert!

Vorbei . . .!

Verſunken im Schoß der Vergangenheit die wilden und tragiſchen Tage und Wochen am Damenweg. Tragiſch waren ſie für Frankreich, weil ſie die Nation an den Rand des Abgrundes gebracht hatten, tragiſch für Deutſchland, weil die Gelegenheit, den Krieg raſch und vielleicht mühelos zu beenden, durch einen Vorſtoß, der dieſe ganze morſche Feind-

front zerſchlagen hätte, von uns nicht erkannt und nicht genutzt wurde.

„Erſt ſpäter ſahen wir klar," ſchreibt Ludendorff in ſeinen Kriegserinnerungen.

Das Schickſal lud ein ſchweres Los auf unſre Schultern. Und wir, die Feldgrauen, wir nahmen dies eherne und männliche Kämpfenmüſſen an, und ſchritten die lange Straße des Krieges, wiſſend, ernſt und hart.

General Nivelle, den tragiſchen Feldherrn der Gegenſeite, trafen wir nicht mehr. Er blieb verſchwunden und für den weſtlichen Kriegsſchauplatz vergeſſen. Nur ſeine Feuerwalze, das ſyſtematiſche Abklopfen einer Landſchaft mit Feuer, Rauch und Exploſionen blieb zurück. Und der rückſichtsloſe Einſatz vieler Kräfte und vieler Mächte zum Niederringen der Deutſchen, dies alles blieb zurück.

Den grimmen Mangin ſollten wir erſt ſpäter, in den tragiſchen Herbſtwochen von 1918, noch einmal kennenlernen. Ihm, dem hartſchädeligen Lothringer, blieb es vergönnt, ſeine Schwarzen doch noch an den Rhein zu führen und ſomit Rache für die Panik vom 16. April zu nehmen.

Vorbei die Wochen der ausſichtsloſen Angriffe am Damenweg! Niedergelegt vorläufig jeder Durchbruchsgedanke. Warum auch Durchbruch? Warum jetzt noch eilen und haſten? Jetzt muß die Zeit für Frankreich und für die Alliierten arbeiten. Keinen

Sinn mehr, den Kampf raſch beenden zu wollen, nein, er ſoll dauern, er ſoll Deutſchland noch mehr zermürben. Frankreich kann warten; denn Amerika kommt!

Jede weitere Kriegswoche läßt die Lebensmittel in Deutſchland mehr und mehr hinſchwinden.

Jede weitere Woche bringt neue Materialſchiffe aus Amerika, aus allen Ländern und Kontinenten nach Frankreich.

Von Tag zu Tag ſchwinden die deutſchen Reſerven. Die Neunzehnjährigen rücken ins Feld, halb ausgebildet, ſchlecht ernährt. Bald wird die ausgepumpte, arm gewordene Heimat nichts mehr hergeben können, weder Menſchen noch Material.

Von Tag zu Tag ſtrömen ſie drüben, in den USA., zu den Fahnen, alles junge, kräftige, geſunde, überernährte Menſchen, wie bei uns im Jahre 14. Hunderttauſende melden ſich als Freiwillige für dieſen Krieg, den ſie in jungenhaftem Leichtſinn als „lächerliche Sportangelegenheit“ bezeichnen.

Von Monat zu Monat wird das deutſche Material ſchlechter, geringer. Die Geſchützrohre ſind ausgeleiert, verſchliſſen. Trotz größter Opferbereitſchaft können die Waffen- und Munitionsfabriken mit dem Verbrauch kaum noch Schritt halten. Und dabei wird der Tag kommen, an dem Rohſtoff-

mangel ſelbſt für Geſchützrohre und Granaten eintreten muß.

Von Monat zu Monat ſteigern die amerikaniſchen Munitionsfabriken ihre Erzeugung. Rekordziffern werden aufgeſtellt und am Ende des nächſten Monats ſchon wieder weit überboten.

Rohſtoffmangel? Unbefriedigter Bedarf? — Bah, was iſt das?!

Hunger peinigt die deutſche Heimat, Hunger peinigt die deutſche Front. Mit den geringen, faſt fettloſen und kalorienarmen Portionen der Feldgrauen könnte keiner der an gutes Eſſen gewöhnten Soldaten der Alliierten durchhalten, geſchweige denn kämpfen. Deutſches Soldatenbrot, unanſehnlich und kraftlos geworden, bildet beim Feind einen Gegenſtand des billigen Witzes. Und doch, es wird noch kraftloſer, noch unanſehnlicher im Laufe der kommenden Wochen und Monate, das armſelige deutſche Brot.

Hunger? — — Was iſt das? Was wiſſen die ſatten Soldaten der USA. von Hunger und Entbehrungen? Bei ihnen wird ein deutſches Kartoffelmehlbrot mit einem Wagen voll Weizen aufgewogen, mit zwei Wagen voll Weizen, wenn es ſein muß.

Fett? — — Lächerlich, mit Fett heizt man die Feldküchen. Jawohl, die „Küchenbullen" der amerikaniſchen Kompanien werfen fauſtgroße Fettklumpen in die Glut, um ſie zu entfachen. Fett?! Der

amerikaniſche Soldat hat alles, hat Fleiſch, Brot, Genußmittel in Hülle und Fülle.

Für jede fettarme deutſche Fleiſchkonſerve da drüben eine ganze Tonne argentiniſches Gefrierfleiſch! Nein, der Soldat unter den Fahnen der Alliierten braucht nicht zu darben.

Für jede deutſche Granate hundert, tauſend, zehntauſend feindliche Granaten, wenn es ſein muß.

„Man wird ſie endlich kriegen, endlich!"

„Mit Material wird man ſie niederzwingen."

„Unter der Übermacht erdrücken."

„Aber, man wird ſie kriegen!"

Jeder Tag arbeitet jetzt für Frankreich und ſeine Alliierten. Keine Eile mehr nötig! Kein Durchbruch mehr erforderlich! Eines Tages wird Deutſchland am Ende ſein. Eines Tages — das rechnen ſie kühl und ſachlich aus — wird das letzte deutſche Rekrutendepot leer ſein — — keine Menſchen mehr da.

Und dann wird Amerika zwei Millionen friſcher Soldaten in Europa ſtehen haben. Und es werden zwei weitere Millionen Soldaten auf den Abtransport nach Europa warten, auch drei Millionen, wenn es ſein muß. Spielt keine Rolle. Menſchen ſpielen keine Rolle und auch das Material ſpielt keine Rolle. — — —

Nein, Frankreich braucht vorläufig keine großangelegte Schlacht mehr. Nur noch warten können muß Frankreich, warten. Die Zeit arbeitet und arbeitet haarſcharf. Und arbeitet genau ſo, wie es die nüchternen Rechner erwartet haben.

Der Feldgraue indeſſen kämpft!

Der Feldgraue iſt das geduldigſte, opferbereiteſte und zäheſte Weſen in dieſer Hölle von Tod und Vernichtung.

Der Feldgraue iſt Sieger über Tod und Teufel.

Abgeblaſen die Durchbruchsſchlacht, aber der tägliche, aufreibende Zermürbungskrieg geht weiter:

„Wieder ſteigerte ſich die Kampftätigkeit an der flandriſchen Front," meldet der deutſche Heeresbericht. Und weiter:

„An mehreren Stellen der Artois-Front kam es zu heftigen Kämpfen. — Längs der Aisne und im Weſtteil der Champagne nahm die Artillerietätigkeit erheblich zu und blieb an vielen Stellen auch im Laufe der Nacht lebhaft. — —

An der Aisne-Front ſchwoll das Feuer zeitweiſe zu erheblicher Stärke an — —

In Flandern war der Artilleriekampf ſüdöſtlich von Ypern und nördlich von Armentières ſtark — —

Von neuem verſuchten die Franzoſen, die ihnen kürzlich entriſſenen Gräben bei der Hurtebiſe-Ferme wiederzugewinnen. —

Längs der Aisne auflebendes Geſchützfeuer. —

Bei Vauxaillon, nordöſtlich von Soiſſons, ſtürmten geſtern, nach kurzer, ſtarker Minenwerfervorbereitung, Kompanien einiger aus Rheinländern, Hannoveranern und Braunſchweigern beſtehenden Regimenter die franzöſiſche Stellung in 1500 Meter Breite. Der durch bewährte Sturmtrupps, Artillerie

und Flieger gut unterstützte Einbruch in die feindliche Linie erfolgte für den Gegner völlig überraschend; einzelne Stoßgruppen drangen durch die Annäherungswege bis zu den Reserven vor und machten auch dort Gefangene. Die blutigen Verluste des Feindes sind schwer; über 160 Gefangene und 16 Maschinengewehre wurden zurückgebracht, einige Minenwerfer gesprengt. In den gewonnenen Gräben sind tagsüber heftige Gegenangriffe der Franzosen abgewehrt worden."*) — —

*) Dieser Heeresbericht betrifft einen kühnen Vorstoß, den Teile des Reserve-Infanterieregiments 258, dem Verfasser des vorliegenden Berichtes angehörte, zusammen mit Teilen des Schwesterregiments 259 und dem Sturmbataillon 7 am 20. Juni durchführten. Das Minenfeuer dauerte damals nur drei Minuten, war aber von nie vorher gehörter Wucht und Gewalt.

In jener ſeltſamen Frühſommernacht,

während höchſte Alarmbereitſchaft befohlen war, — oben auf dem Affenberg, in der windigen Laffaux-Ecke, wo das Feuer faſt nie abriß —, kamen drei Rückläufer, drei aus franzöſiſcher Gefangenſchaft geflohene Feldgraue, und erzählten vom müden Heer da drüben.

Und ihre Worte, um die ſich damals ſehr bald ein Mythos ſpann, wurden zum Anſtoß für dieſen Bericht.

Der Krieg aber ſchritt, nach jener Nacht, weiterhin ſeinen unerbittlichen Weg, noch 500 Tage und 500 Nächte — — —

„Amtliche Kriegs-Depeschen." Band VI. Nationaler Verlag Berlin SW. 68.

„Les dessous de la guerre" par Paul Allard. Les Editions de France. Paris 1932.

„Comment j'ai nommé Foch et Pétain" par Paul Painlevé. Librairie Felix Alcan. Paris 1924.

„Frankreichs schwerste Stunde," von Rolf Bathe. Alfred Protte Verlag, Potsdam 1933.

„Der große Krieg" (Der deutsche Landkrieg) Band III. Herausgeber M. Schwarte. Leipzig 1925.

„Meine Kriegserinnerungen" von Erich Ludendorff. Verlag Mittler & Sohn, Berlin 1920.

„Meine Erinnerungen aus Deutschlands Heldenkampf" von Kronprinz Wilhelm. E. S. Mittler & Sohn, Berlin 1923.

„Generäle, Händler und Soldaten" von Maxim Ziese und Hermann Ziese-Beringer. Frundsberg-Verlag, Berlin 1930.

„Was wir vom Weltkrieg nicht wissen." Herausgeber: F. Felger, Berlin 1930.

„Geschichte des Reserve-Infanterie-Regiments 258," verfaßt von Oberleutnant d. R. Dr. Stepkes und Major d. L. Menzel.

„Am Rande der Schlachten" von Otto Riebicke. Kyffhäuser-Verlag, Berlin 1937.

Ferner:

a) Ein Schriftwechsel des Verfassers mit der „Historical Section, Committee of Imperial Defence, London".

b) Mehrere Berichte von Augenzeugen.

c) Eigenerlebnisse und Beobachtungen des Verfassers, namentlich Gespräche, die der Verfasser in den Jahren 1919 und 1920 mit französischen Frontkämpfern und Teilnehmern an den Frühjahrsschlachten von 1917 führte.

P. C. ETTIGHOFFER

Das gefeſſelte Heer

Meine Kriegsgefangenſchaft

56.-75. Tauſend. 342 Seiten. Volksausgabe.
Leinen 3.25 RM.

P. C. Ettighoffer, deſſen Kriegsbücher heute Millionen mit Erſchütterung leſen, hat, als waffenloſer Boche der franzöſiſchen Etappe auf Gnade und Ungnade ausgeliefert, den Kelch des Leidens eines prisonnier de guerre bis zur bitteren Neige leeren müſſen. Dies glühende Erlebnisbuch vermittelt Stunden atemloſen Miterlebens ſchier unglaublicher und doch verbürgter Tatſachen. Es befreit zugleich von einem Alpdruck: Das gefeſſelte Heer der grauen Zehntauſende hat ſich nicht unterkriegen laſſen, hatte längſt die Feſſeln geſprengt, ehe noch die Stunde der Freiheit ſchlug.

C. BERTELSMANN GÜTERSLOH

P. C. ETTIGHOFFER

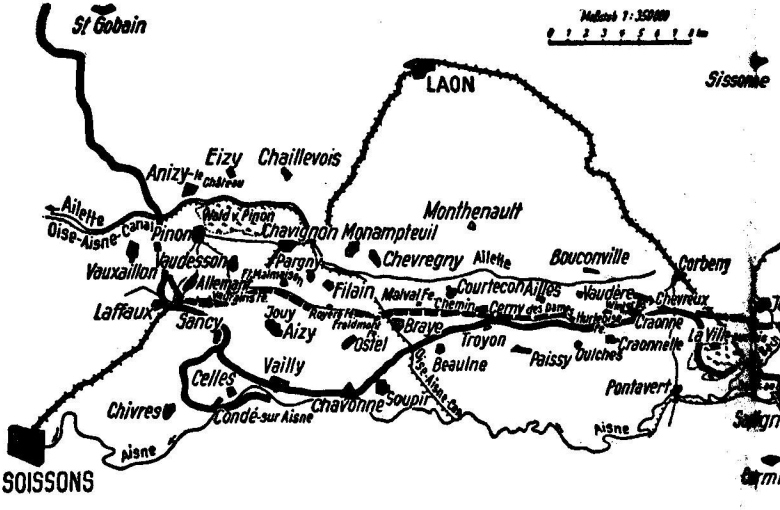
Verdun / Das große Gericht

181.-200. Tauſend. 304 Seiten
und 31 zeitgenöſſiſche Fotos und Karte.

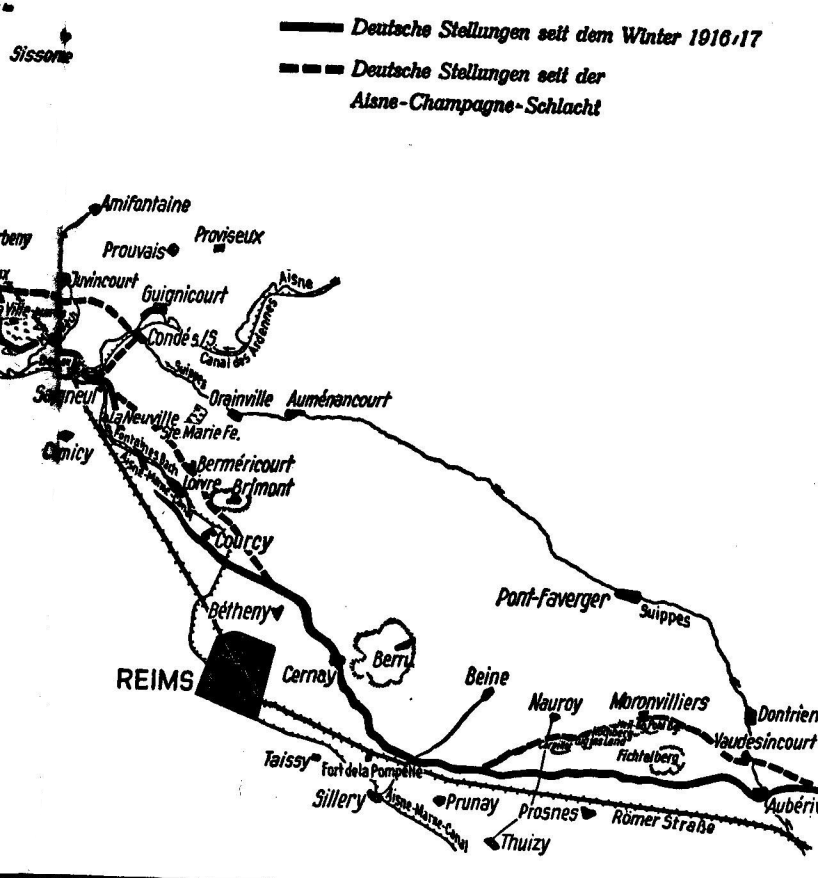
Volksausgabe. Leinen 2.85 RM.

Mitreißend und erſchütternd iſt dieſer Bericht des Stoßtruppführers Ettighoffer. Alles Heroiſche und alles Grauenvolle wird hier lebendig. Man hört die ohrenbetäubenden Detonationen, ſieht wieder Stichflammen und Steine übers Trichterfeld tanzen, wo eine Welt untergeht im Donner der Geſchütze. Hohnlachend zermalmt die Furie des Krieges Diviſion um Diviſion hüben und drüben, wo ſie verbluten oder verſinken im Schlamm der Schluchten und Wälder. Und doch ſind es Menſchen, Väter, Brüder, die hier durch alle Qualen der Hölle ſchreiten, aber aufrecht im unerſchütterlichen Willen zum Sieg. Gewidmet dem ehrenden Gedenken der gefallenen Kameraden, iſt das Buch ein gewaltiges Ehrenmal für die Helden dieſes Ringens auf beiden Seiten. Völkiſcher Beobachter

C. BERTELSMANN GÜTERSLOH



Skizze des Kampfgeländes der Doppelschlacht an der Aisne und in der Champagne


Deutsche Stellungen seit dem Winter 1916/17
Deutsche Stellungen seit der Aisne-Champagne-Schlacht
Soissons
Amifontaine
Proviseux
Prouvais
Juvincourt
Guignicourt
Aisne
Condé s/S
Canal des Ardennes
Orainville
Auménancourt
Berméricourt
Brimont
Courcy
Pont-Faverger
Suippes
Béthenyville
REIMS
Cernay
Berru
Beine
Nauroy
Moronvilliers
Dontrien
Vaudesincourt
Fichtelberg
Taissy
Fort de la Pompelle
Sillery
Prunay
Prosnes
Römer Straße
Thuizy